Landesbibliothek
Coburg

B116
3873
35

Hinterlassene Schriften von Montesquieu,

nach

seinem Tode

als ein

Nachtrag zu seinen Werken

herausgegeben.

Uebersetzt

von

Elieser Gottlieb Küster,

Generalsuperintendenten zu Braunschweig.

H. S. C. BIBLIOTHEK COBURG

Altenburg,
bei C. H. Richter,
1798.

Landesbibliothek
Coburg

Der Uebersetzer.

Wer mit Montesquieu's edeler und grosser Seele, die aus seinen Schriften überall hervorleuchtet, bekannt ist, dem wird auch jeder Nachtrag zu seinen Werken, jeder kleinere, aus seiner Feder geflossene Aufsatz willkommen seyn. Die französische Nation, die bei seinen Lebzeiten und bis auf den Zeitraum der Revolution so viel

an seinen Schriften und besonders an seinem Geiste der Gesetze zu tadeln fand, läßt ihm jetzt später nach seinem Tode (man weiß, daß er schon 1755 starb) alle verdiente Gerechtigkeit wiederfahren, legt seine Werke einmal über das andere in verschiedenen Formaten auf, empfiehlt sie mit dem stärksten Enthusiasmus, und hat es denn auch der Mühe werth geachtet, die von ihm noch aufgefundenen wenigen Ueberbleibsel, die der Zerstörung bei dem durch die Terroristen zu Bordeaux 1793 angerichteten Blutbade entgangen sind, der Welt mitzutheilen. Dies konnte ein hinlänglicher Bewegungsgrund für mich seyn, die gegenwärtige in diesem Jahre zu Paris herausgekommene Sammlung von Aufsätzen dieses so schätzbaren Schriftstellers, der meinem Verstande und meinem Herzen auf gleiche Weise verehrlich ist, mei-

nem Vaterlande in unserer Sprache zu lesen zu geben. Sollten auch die darin enthaltenen Stücke nicht von eben der Wichtigkeit, als die bereits bekannten Schriften dieses großen Mannes seyn; so sind sie doch nicht nur seines Namens würdig, sondern können auch eine Veranlassung werden, Aufmerksamkeit auf seine übrigen Werke auf's neue unter uns anzuregen, wie denn billig kein Gelehrter, kein Geschäftsmann, kein Freund der Lectüre gefunden werden sollte, der nicht Montesquieu's Geist der Gesetze mehrere male mit Nachdenken gelesen hätte.

Wenn Friedrich II. eine deutsche Uebersetzung von dem letztern Buche, so wie vom Tacitus, für unmöglich, oder, wie man ohne Zweifel diesen Ausdruck verstehen muß, für äußerst schwer hielt; so

wird man es auch entschuldigen, wenn ich dem schönen Ausdrucke des Verfassers, und so auch der pretiösen Schreibart des Abts Bertolini, in der Uebersetzung nicht jedesmal gleich gekommen bin. Braunschweig den 18ten Junius 1798.

Inhalt.

Seite.

1. Vorbericht des Uebersetzers. I.

2. Abhandlung über die Staatsklugheit der Römer in Ansehung der Religion. 3.

3. Gelegenheitsreden und Vorlesungen in der Academie der Wissenschaften gehalten. 33.

Inhalt.

Seite.

Antrittsrede bei der Aufnahme in die Academie der Wissenschaften zu Bordeaux. 35.

Rede bei der Wiedereröfnung der Academie zu Bordeaux. 41.

Vorlesung über die Ursache des Echo. 50.

Vorlesung über den Nutzen der Nierendrüsen. 61.

Entwurf zu einer Naturgeschichte der Erde, in ältern und neuern Zeiten, 1719. 76.

Vorlesung über die Ursache der Schwere der Körper. 79.

Vorlesung über die Ursache der Durchsichtigkeit der Körper. 88.

Beobachtungen über die Naturgeschichte. 93.

Inhalt.

Seite.

Rede über die Bewegungsgründe, die uns zu den Wissenschaften aufmuntern müssen. 130.

Lob- und Gedächtnißrede auf den Herzog von la Force. 143.

4. Sammlung einzelner Gedanken. 153.

Montesquieu's Bild, von ihm selbst gezeichnet. 157.

Ueber die alten Schriftsteller. 173.

Ueber die neuern Schriftsteller. 178.

Ueber Frankreichs große Männer. 183.

Ueber die Religion. 188.

Ueber die Jesuiten. 190.

Ueber die Engländer und Franzosen. 191.

Mannichfaltigkeiten. 193.

5. Vertrauliche Briefe. 213.

Inhalt.

Seite.

1) an den Ritter von Aydies. 215.

2) an denselben. 216.

3) an denselben. 222.

4) an denselben. 224.

5) an denselben. 225.

6) an denselben. 226.

7) an denselben. 227.

8) an den Abt von Guasco. 230.

9) an eben denselben. 233.

10) an eben denselben. 237.

11) an Hrn. von Maupertuis. 241.

12) an Hrn. Dûclos. 242.

13) an denselben 244.

Inhalt.

	Seite.
6. Anekdoten.	245.
7. Kunstregeln.	256.
8. Gedichte.	261.
Schilderung der Herzogin von Mirepoix.	263.
Abschiedskompliment an Genua.	264.
Rundgesang.	267.
Rundgesang.	268.
Madrigale an zwey Schwestern, die ihn um ein Lied gebeten hatten.	269.
Grabschrift auf Montesquieu.	270.
Sonnet auf Montesquieu's Tod, vom Ritter Adami.	271.
9. Anrufung der Musen.	273.

Inhalt.

Seite.
10. Gründliche Zergliederung des Geistes der Gesetze, von Bertolini. 277.

11. Montesquieu's Brief an den Abt Bertolini. 408

Abhandlung
über die
Staatsklugheit der Römer,
in Ansehung der Religion.

In der Versammlung der Akademie zu Bordeaux den 18ten Junius 1716 vorgelesen.

Abhandlung
über die
Staatsklugheit der Römer,
in Ansehung der Religion.

Bey den alten Römern ist die Religion weder aus Furcht, noch aus frommer Gesinnung, sondern bloß aus Bedürfniß eingeführt worden. Die Nothwendigkeit, unter welcher sich alle und jede menschliche Gesellschaften befinden, eine Religion zu haben, war allein die Stifterin derselben bey dieser Nation. Die ersten Könige wandten eben so viele Sorgfalt an, eine öffentliche Verehrung der Gottheiten und gottesdienstliche Gebräuche anzuordnen, als sie sich Mühe gaben, dem Staate Gesetze zu geben und Gebäude aufzuführen.

Die römischen Gesetzgeber und die Gesetzgeber andrer Völker unterschieden sich dadurch von einander, daß die erstern die Religion für

den Staat, und die letztern den Staat für die Religion schufen. Romulus, Tatius und Numa knüpften die Götter an die Politik; und man fand den Götterdienst und die gottesdienstlichen Gebräuche, die sie einführten, so weise und nützlich, daß nach der Vertreibung der Könige das Joch der Religion das einzige war, welches dieses Volk, in seiner Freiheitswuth, abzuwerfen sich nicht getrauete.

Als die römischen Gesetzgeber die Religion einführten, so dachten sie weder an eine Verbesserung der Sitten, noch an einen moralischen Unterricht oder eine Einflößung sittlicher Grundsätze. Sie wollten nichts weniger, als Menschen, die sie noch gar nicht kannten *), von dieser Seite einigen Zwang auflegen. Sie hatten anfänglich dabey nur eine einzige, nur die allgemeine Absicht, einem Volke, das sich vor nichts fürchtete, Furcht vor den Göttern einzuprägen, und sich dann dieser Furcht zu bedienen, dasselbe nach ihrem eigenen Willen und Belieben am Gängelbande zu leiten.

*) Eine Variante hat: qui ne connoissoient pas encore les engagemens d'une société, dans laquelle ils venoient d'entrer, die noch gar keine Kenntniß von den Pflichten einer Gesellschaft hatten, in welche sie erst vor kurzer Zeit getreten waren.

Numa's Nachfolger unterstanden sich nicht, das zu ersetzen, was dieser Regent nicht geleistet hatte. Das Volk, das bereits vieles von seiner ersten Wildheit und Rohheit verloren hatte, war nun allerdings einer mehrern Zucht, war keiner Versittlichung fähig geworden. Es würde nicht schwer gewesen seyn, zu den gottesdienstlichen Gebräuchen der Religion auch Grundsätze und Regeln der Sittenlehre hinzuzufügen. Allein die Gesetzgeber der Römer waren zu gescheut, als daß sie nicht hätten einsehen sollen, wie gefährlich eine Religionsverbesserung dieser Art werden könnte. Dieß wäre ein Geständniß gewesen, daß die Religion bisher unvollkommen und mangelhaft gewesen sey; würde das Ansehen gehabt haben, als wenn man ihr ein Kindesalter und Stufenschritte an Jahren beygelegt hätte, und das würde ihr Ansehen, anstatt es zu vermehren und zu verstärken, nur geschwächt und vermindert haben. Die Weisheit der Römer wußte einen bessern Weg einzuschlagen; sie führten neue Gesetze ein. Bey menschlichen Anstalten und Einrichtungen, schlossen sie, lassen sich Abänderungen treffen; aber göttliche Anstalten müssen unveränderlich seyn, wie es die Götter selbst sind.

Als sonach dem Prätor Petilius von dem Senate zu Rom der Auftrag ertheilt war *),

*) Livius B. 40. Kap. 29.

die Schriften des Königs Numa, die man 400 Jahre nach dem Tode desselben in einem steinern Kasten gefunden hatte, zu untersuchen, und nun dieser Prätor in seinem darüber erstatteten Berichte meldete, daß die in diesen Schriften vorgeschriebenen gottesdienstlichen Gebräuche von den damals gangbaren Gebräuchen sehr weit unterschieden wären; so beschloß der Senat, die gedachten Schriften verbrennen zu lassen, weil dieselben in den Gemüthern der Einfältigen hätten Zweifel erregen und sie zu der Einsicht bringen können, daß der damals vorgeschriebene Gottesdienst derjenige nicht mehr sey, der von den ersten Gesetzgebern war angeordnet und von der Nymphe Egeria dem Numa eingegeben worden.

Man trieb die Klugheit noch weiter. Man durfte die sybillinischen Bücher selbst nicht lesen und nachschlagen, ohne von dem Senate Erlaubniß dazu zu haben; und diese Erlaubniß ertheilte der Senat nur bey gewissen außerordentlichen Gelegenheiten, wenn es nämlich darauf ankam, die Gemüther des Volks zu beruhigen und ihm Muth und Trost einzusprechen. Alle Auslegungen und Erklärungen dieser Bücher waren verboten, die Bücher selbst aber beständig verschlossen; und durch diese so weise

Vorsicht nahm man den Schwärmern und Aufrührern die Waffen aus den Händen.

Auch die Wahrsager (so will ich die Aruspices und Augures nennen) konnten, ohne vorgängige ausdrückliche Erlaubniß der obrigkeitlichen Personen, keine Aussprüche über öffentliche Angelegenheiten thun. Ihre Kunst, ihre Wissenschaft war dem Willen des Senats schlechterdings untergeordnet; und auch dieß war in den Büchern der Pontificum, wovon uns Cicero einige Bruchstücke aufbehalten hat*), vorgeschrieben und anbefohlen.

Polybius rechnet den Aberglauben zu den Vorzügen, die das römische Volk vor andern Nationen besaß. Was den Klügern lächerlich zu seyn scheint, das ist den Thoren Bedürfniß; und eben der Pöbel, der so leicht aufgebracht wird, so leicht in Wuth und Flammen geräth, hat es nöthig, durch eine unsichtbare Macht im Zaume gehalten zu werden.

*) De leg. lib. 2. Bella disceptanto; prodigia, portenta ad Etruscos, ad aruspices, si senatus jusserit, deferunto. Und an einem andern Orte: Sacerdotum duo genera sunto; unum, quod praesit ceremoniis et sacris: alterum, quod interpretetur fatidicorum et vatum effata incognita, quam senatus populusque adsciverit.

Die Augures und Aruspices waren, eigentlich zu reden, grobe Sinnbilder, grobe Caricatur-Gemälde des Heidenthums; aber lächerlich wird man sie nicht finden, wenn man in Erwägung zieht, daß bey einer Religion, die ganz Volksreligion war, wie das römische Heidenthum, nichts übertrieben und widersinnig scheinen konnte. Die Leichtgläubigkeit des Volks machte bey den Römern alles wieder gut. Je alberner etwas war, je mehr es der gesunden Vernunft widersprach, desto göttlicher schien es ihnen zu seyn. Die einfache Wahrheit hätte sie nicht lebhaft genug gerührt; sie mußten sinnliche Gegenstände der Bewunderung und des Staunens, mußten sichtbare Zeichen der Gottheit haben, und diese fanden sie nur in dem Wunderbaren und Lächerlichen.

Es war in der That etwas höchst Widersinniges und alle Vernunft Empörendes, daß das Wohl der Republik von der heiligen Freßlust einiger jungen Hühner, oder von der Beschaffenheit der Eingeweide eines Opferthieres abhängen sollte. Aber diejenigen, die diese gottesdienstlichen Gebräuche einführten, kannten gewiß die starke und schwache Seite derselben sehr wohl; und so geschah es denn aus sehr guten Gründen, daß sie sich an der gesunden Vernunft so gröblich versündigten. Wäre dieser Gottes-

dienst, wären diese heiligen Handlungen vernünftiger gewesen, so würden die Klügern und Verständigern sich eben so wohl dadurch haben täuschen lassen, als der gemeine Mann; und so würde man denn alle Vortheile, die man davon erwarten konnte, dabey verloren haben. Man bedurfte also gottesdienstlicher Ceremonien wodurch man dem Aberglauben des letztern Nahrung geben, und zugleich der Staatsklugheit der erstern zu Statten kommen konnte, und beides fand sich bey den Divinationen, den Ausdeutungen und Vorhersagungen von dem Willen der Götter. Durch diese legte man die Rathschlüsse und Befehle des Himmels den vornehmsten Senatoren in den Mund, welche aufgeklärte und verständige Männer waren, und das Lächerliche der Divinationen eben so gut als den Nutzen derselben kannten.

Cicero sagt*), daß Fabius, so lange er Augur gewesen, es zur Regel angenommen habe, daß alles, was der Republik zum Vortheile gereichte, unter guten Auspicien geschähe, hingegen alles, was der Republik nachtheilig war,

*) Optimis auspiciis ea geri, quae pro reipublicae salute gererentur; quae contra rempublicam fierent, contra auspicia fieri. De senectute cap. 4.

wider den Ausspruch der Auspicien unternommen würde. Er glaubt, wie Marcell*), daß, wenn gleich die Augurien durch die Leichtgläubigkeit des Volks ihr Daseyn erhalten hätten, man dennoch den Gebrauch derselben nachher zum Besten des Staats beybehalten habe; und er macht zwischen den Römern und zwischen den Ausländern diesen Unterschied, daß die letztern sich der Augurien bey allen und jeden Gelegenheiten, die erstern aber nur bey solchen Fällen, die auf die öffentliche Wohlfahrt eine Beziehung gehabt, bedient hätten. Cicero belehrt uns**), daß ein Blitzstral, der von der linken Seite aus der Luft herabfuhr, eine gute Augurie, eine glückliche Vorherverkündigung gewesen sey, den einzigen Fall ausgenommeu, wenn dieß bey öffentlichen Staatsversammlungen des Volks geschah, praeter quam ad comitia. Bey dieser Gelegenheit litten die Regeln der Kunst eine Ausnahme. Die obrigkeitlichen Personen deuteten alsdann die gute oder böse Prophezeihung der Auspicien nach Gutdünken und eigener Willkühr, und so waren denn diese Auspicien ein Zügel, vermittelst dessen sie das Volk lenkten und regierten, wie sie wollten. Cicero setzt

*) De divinatione.

**) De divinatione lib. 2.

hinzu: Hoc institutum reipublicae causa est, ut comitiorum, vel in iure legum, vel in iudiciis populi, vel in creandis magistratibus, principes civitatis essent interpretes. Vorher hatte er gesagt: Jove tonante et fulgurante, comitia populi habere nefas esse. Dieß, sagt er, hatte man eingeführt, um den obrigkeitlichen Personen einen Vorwand an die Hand zu geben, die Volksversammlungen abzubrechen*). Uebrigens war es gleich viel, ob das geschlachtete Opferthier etwas Gutes oder Böses prophezeihete. Denn wenn man mit dem ersten, das man opferte, nicht zufrieden war, so opferte man ein zweites, ein drittes, ein viertes, welche letztere hostias succedaneas nannte. Als Paulus Aemilius einst opfern wollte, so sah er sich sogar genöthigt, 20 Opferthiere nach der Reihe abzuschlachten; erst mit dem letzten, in welchem man Anzeigen fand, die den Sieg versprachen, ließen die Götter sich abfinden. Daher pflegte man zu sagen, daß bey den Opfern die letztern allezeit besser als die erstern, und das letzte das beste wäre. Der unartige Cäsar aber hatte so viel Geduld nicht, als Paul Aemil. „Nachdem er," sagt Sue-

*) Hoc reipublicae causa constitutum; comitiorum enim habendorum causas esse voluerunt. De divinat. l. c.

ton*), „verschiedene Opferthiere abgethan hatte, ohne unter denselben ein für ihn günstiges zu finden; so verließ er die Altäre mit Verachtung, und ging in den Senat.“

Da die obrigkeitlichen Personen über den Ausschlag der religiösen Vorherverkündigungen Herren waren; so hatten sie dadurch ein sicheres Mittel in Händen, das Volk von einem Kriege, der einen unglücklichen Ausgang nehmen konnte, abzulenken, und es hingegen zur Uebernehmung eines jeden Krieges, der vortheilhaft zu seyn schien, zu bewegen. Die Wahrsager, die immer mit bei den Armeen im Felde gegenwärtig, und vielmehr Herolde von dem Willen des Generals als der Götter waren, flößten den Officieren und Soldaten Muth und Zuversicht ein. Hatte ja einmal eine unglückliche Vorbedeutung dem Kriegesheere ein Schrekken eingejagt; so konnte ein gescheuter Feldherr dem Sinne derselben leicht eine andere Wendung geben, und sie so auslegen, daß sie ihm günstig ward. So wuste sich Scipio durch seine Geistesgegenwart geschwind zu helfen, als er, indem er aus seinem Schiffe an das africanische Ufer sprang, strecklangs zu Boden stürz-

*) Pluribus hostiis caesis, quum litare non posse, introiit curiam, specta religione. In Iul. Caes. cap. 81.

te. Er nahm nämlich in der Geschwindigkeit beide Hände voll Erde auf, hob sie in die Höhe und sagte: „Sieh da habe ich dich, africani„sches Land, in meiner Gewalt!" und machte also auf diese Weise einen Fall, der ihm dem Anscheine nach lauter Unglück prophezeihete, zu einer glücklichen Vorbedeutung.

Einst hatten die Sicilianer ihre Schiffe bestiegen, um einen Zug nach Africa zu thun; sie wurden aber durch eine Sonnenfinsterniß so in Schrecken gesetzt, daß sie im Begriff waren, ihr Vorhaben aufzugeben. Allein ihr General stellete ihnen vor, „daß diese Sonnenfinsterniß in der That ein böses Zeichen für sie seyn würde, wenn sie vor ihrer Einschiffung sich ereignet hätte; da sie aber erst nachher eingetroffen wäre; so könnte sie nur den Africanern Unglück drohen." Auf diese Weise verscheuchte er alle Bangigkeit aus ihren Gemüthern, und fand in einem Umstande, der Furcht einprägte, ein Mittel, ihren Muth noch mehr zu beleben.

Cäsar ward durch die religiösen Wahrsager verschiedene male gewarnet, nicht vor dem Winter nach Afrika zu segeln. Er kehrte sich aber an ihre Warnungen nicht, und kam eben dadurch seinen Feinden zuvor, die, wenn er nicht so eilfertig gewesen wäre, Zeit würden gehabt haben, ihre Truppen zusammen zu ziehen.

Crassus ließ bey einem Opfer sein Messer aus der Hand fallen, und man sah dies als eine üble Vorbedeutung an. Er beruhigte aber das Volck, indem er sagte: Nur guten Muth! mein Schwert ist mir noch nie aus der Hand gefallen.

Lucull stand im Begriff, dem Tigranes eine Slacht zu liefern; man sagte ihm, daß es ein unglücklicher Tag wäre. „Desto besser, antwortete er; wir wollen ihn durch unsern Sieg zum glücklichen Tage machen.“

Tarquin der Stolze wollte der Göttin Mania zu Ehren gewisse Schauspiele einführen, und fragte deshalb das delphische Orakel um Rath. Apoll ertheilte, wie gewöhnlich, eine dunkele Antwort, und sagte, daß man dabey Köpfe für Köpfe opfern müsse. capitibus pro capitibus imolandum. Dieser Furst, dessen Grausamkeit seinen Aberglauben noch uberstieg, ließ Kinderköpfe opfern, nachdem man die unschuldigen Unmundigen zu dem Ende abgeschlachtet hatte. Allein Junius Brutus änderte nachher dies scheusliche Opfer; er ließ es mit Knoblauchs Köpfen und Mohnköpfen verrichten, und kam auf diese Weise dem Befehle des Orakels wörtlich nach, oder wich ihm vielmehr auf eine spottende Art aus. *)

*) Macrob, Saturnal. lib. 1.

Zuweilen zerhieb man auch den Knoten, wenn man ihn nicht aufzulösen wußte. So ließ Clodius Pulcher, als er ein Seetreffen liefern wollte, die heiligen jungen Hühner ins Meer werfen, damit sie, wie er sagte, desto mehr saufen möchten, weil sie nicht Lust zu fressen hätten. *)

Zwar bestrafte man auch zuweilen einen General, wenn er sich nicht nach den Vorherverkündigungen gerichtet, nicht ihnen Folge geleistet hatte; aber auch dieß war ein neuer Beweis der römischen Religions-Politik. Man wollte dadurch dem Volke zeigen, oder vielmehr ihm weiß machen, daß der unglückliche Erfolg einer Unternehmung, daß der Verlust der von dem Feinde eroberten Städte, daß die verlornen Schlachten keine Folge von der schlechten Verfassung des Staats oder von der Schwäche der Republick, sondern von der Religionsverachtung und Ruchlosigkeit eines einzelnen Bürgers sey, gegen welchen die Götter erzürnt wären. Bey einem solchen Glauben fiel es nicht schwer, den Muth des Kriegsheers und das Vertrauen des Volks wieder herzustellen und aufs neue zu beleben. Man bedurfte dazu nichts weiter, als einige gottesdienstliche Gebräuche und einige Opferthiere. Wenn so nach

*) Valer. Max. lib. I cap. 4.

die Stadt von einem Unglücke bedrohet wurde, oder schon wirklich davon betroffen war; so unterließ man nie, die Ursache davon zu untersuchen, und diese war denn jedesmal der Zorn einer gewissen Gottheit, deren Verehrung man vernachläßiget hatte. Um sich dieses Zorns zu entledigen, war es hinlänglich, Opfer und feyerliche Processionen anzustellen, und die Stadt durch Anzündung vieler Fackeln und vieles Schwefels, durch Besprennung mit Salzwasser wieder zu reinigen und aufs neue zu weihen *) Man führte das Opferthier zuförderst rings an den Mauern der Stadt umher, ehe man es erwürgte; und dies nannte man Sacrificium amburbium oder amburbiale. Man ging zuweilen so weit, daß man sogar ganze Armeen und Flotten wieder weihete, worauf dann ein jeder wiederum Muth und Herz bekam.

Der

*) Gebräuche, die nachher der Katholicismus unter einigen Veränderungen angenommen hat. Man sieht es dieser ganzen Abhandlung an, daß sie in mehrern Betracht auf die Mißbräuche des Pabstthums anspielet, und man muß die Vorsicht des Verfassers, der dies 1716 in Frankreich schrieb, recht sehr bewundern.

Uebersetzer.

Der Pontifex Maximus Scävola, und Vaerro, einer der größten Theologen des römischen Heidenthums, sagten, daß das Volk viel Wahres nicht wissen und viel Falsches glauben müßte. Und der heilige Augustin sagt *): daß Vaerro durch diesen Ausspruch das ganze Geheimniß der Politiker und Staatsminister verrathen habe.

Eben dieser Scävola theilte, nach Augustins Zeugnisse **) die Götter in drey Classen ein; einige hätten die Dichter gezimmert; andere verdankten ihren Ursprung den Philosophen: und noch andere wären von den obrigkeitlichen Personen a magistratibus civitatis geschaffen und eingeführt.

Wer die römische Geschichte lieset, und nur einigermaßen einen aufmerksamen Blick damit verbindet, der wird von der Religions-Politik, wovon ich hier rede, fast bey jedem Schritte deutliche Spuren finden. So sieht man, daß Cicero, der in vertrauten Unterhaltungen mit seinen Freunde ohne Unterlaß ein offenherziges Bekenntniß seines Unglaubens

*) Totum consilium prodidit sapientum, per quod civitates et populi regerentur. De civit. dei lib. 4. cap. 31.

**) Ebendaselbst.

ablegt *) in seinen öffentlich gehaltenen Reden mit außerordentlicher Hitze und Heftigkeit wider die Irreligiosität des Verres eifert. So siehet man einen Clodius, der die Geheimnisse der guten Göttin (bona dea) mit so vieler Frechheit gemißhandelt hatte, und in zwanzig Senatus consultis oder Decreten des Senats als ein Mensch ohne alle Religion gebrandmarket war, vor eben dem Senate, der so gewaltig auf ihn losgedonnert hatte, eine lange Rede halten, worin er wider die Verächter der alten gottesdienstlichen Gebräuche und Religion auf's heftigste losziehet, und dem Senate für den Eifer, womit er dieselben in Schutz genommen, öffentlich Dank abstattet. Und eben so siehet man, daß ein Sallust, der sittenloseste Mensch unter allen seinen Mitbürgern, seinem Buche eine Vorrede voranschickt, die der Ernsthaftigkeit und Strenge eines Cato würdig gewesen wäre. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich diese Materie erschöpfen, und alle hieher gehörigen Beyspiele anführen wollte.

Wenn nun aber gleich die obrigkeitlichen Personen der Volksreligion nicht beitraten; so muß man doch deswegen nicht glauben, als wenn sie gar keine Religion gehabt hätten. Cudworth hat sehr bündig gezeigt, daß die Vernünf-

*) Adeone me delirare censes, ut ista cretam?

tigern und Aufgeklärtern unter den Heiden eine höchste Gottheit angebetet oder verehret haben, von welcher die Volksgottheiten nur Theilnehmer waren, ihr gleichsam nur an die Seite gesetzt und untergeordnet waren. Die Heiden, die in Ansehung der öffentlichen Götterverehrungen so wenig Bedenklichkeiten fanden, so gern Fünfe gerade seyn ließen, meinten, daß es gleich viel sey, ob man die Gottheit selbst verehre, oder ob man dasjenige anbete, wodurch die Gottheit sich zeigt und offenbaret; ob man zum Beyspiele, in der Venus, die sich blos leidend verhaltende Macht der Natur, oder ob man die höchste Gottheit anbete, weil die Natur zur Erzeugung und Hervorbringung aller Dinge fähig ist; ob man zur Ehre der Sonne oder des höchsten Wesens, gottesdienstliche Handlungen verrichte, weil die Sonne durch ihre Wärme die Pflanzen belebt und der Erde Fruchtbarkeit gewährt. In dieser Rücksicht sagt der Stoicker Balbus, beym Cicero *) „daß Gott vermöge seiner Natur an allen und jeden Dingen hienie-

*) Deus pertinens per naturam cujusque rei, per terras Ceres, per maria Neptunus, alii per alia, poterunt intelligi; qui quales sint, quoque eos nomine consuetudo nuncupaverit, hos deos et venerari et colere debemus.

den Theil nehme; daß er die Ceres auf der Erde, der Neptun auf den Meeren, der Jupiter in der Luft sey. „Wir würden davon mehr wissen, wenn wir das Buch noch hätten, das Asklepiades unter dem Titel, Harmonie aller Theologien, geschrieben hat.

Da die Lehre von der Weltseele fast allgemein angenommen war, und man einen jeden einzelnen Theil des Weltalles als ein lebendiges Glied ansah, in welchem diese Weltseele hause, lebe und webe; so scheint man auch die Anbetung aller dieser Theile ohne Unterschied als eine erlaubte Sache angesehen, und geglaubt zu haben, daß die äußerliche Götterverehrung eben so willkührlich seyn müsse, als es die Lehre selbst war.

Und dies war denn auch die merkwürdige Quelle, aus welcher der Geist der Duldung und der Sanftmuth gegen andere Religionsverwandte, der in der heidnischen Welt herrschend war, seinen Ursprung hatte, und seine Nahrung her nahm. Man ließ es sich nämlich nicht einfallen, andere wegen ihrer besondern Art und Weise der Gottesverehrung zu verfolgen, sie deswegen anzugreifen, und in übeln Ruf oder gar um's Leben zu bringen. Alle Religionen, alle Theologien, alle Götterlehren waren bey den Römern der damaligen Zeiten gleich gut. Kätzereien

und Verkätzerungen, Religions-Sectengeist, Religionsstreitigkeiten und Religionskriege waren unter ihnen ganz unbekannte Dinge. Ging man nur in den Tempel, um anzubeten oder zu opfern; so war ein jeder Staatsbürger der Hohepriester, der Pontifex maximus in seiner Familie.

Die Römer waren weit duldsamer als die Griechen, als welche in diesem Betracht überall alles verdorben, überall den Sectengeist verbreitet haben. Jedermann weiß das unglückliche Schicksal eines Sokrates.

Es ist wahr, die ägyptische Religion war von jeher in Rom verboten, und aus den Staaten deßelben verbannet. Dies war sie aber nur deswegen, weil sie intolerant war, weil sie die allein herrschende Religion seyn, allein über den Trümmern aller übrigen Religionen stehen und prangen wollte. Dies war die wahre und eigentliche Ursache, warum der Geist der Sanftmuth und des Friedens, der in diesem Stück bey den Römern herrschte, ihr einen unaufhörlichen Krieg ankündigte. Der Senat befahl nämlich, die Tempel der ägyptischen Gottheiten abzubrechen, unt Valerius Maximus erzählt bey dieser Gelegenheit *) daß Aemilius Probus den ersten Schlag an diesen Tempeln gethan habe,

*) Lib. 1. cap. 3.

um die Werkleute, die aus abergläubiger Furcht daran Hand zu legen sich gescheuet hätten, durch sein Beyspiel aufzumuntern.

Die Priester des Serapis und der Isis besassen jedoch noch mehr Eifer, diese gottesdienstlichen Gebräuche wieder herzustellen und aufrecht zu erhalten, als man zu Rom sich beeiferte, sie von dort zu vertreiben. Obgleich August, nach Dio Cassius Berichte *), die egyptischen Religionsübungen in Rom strenge verboten hatte; so sah sich doch Agrippa, der in seiner Abwesenheit die Stelle des höchsten Befehlshabers in der Stadt bekleidete, genöthiget, sie zum zweiten male zu verbieten. Man kann sowohl im Tacitus als im Sueton die häufigen Verordnungen nachsehen, die der Senat zu erlassen gezwungen war, um diesen Götterdienst aus Rom zu verbannen.

Hierbei muß man aber bemerken, daß die Römer die Juden mit den Aegyptiern vermischten, so wie sie bekannter maaßen die Christen mit den Juden in eine Classe warfen. Diese letztern beiden Religionen wurden lange Zeit hindurch als zwei Zweige der egyptischen Religion angesehen, und nahmen daher an dem Hasse, der Verachtung und Verfolgung der Römer, welchen die letztere ausgesetzt war,

*) Lib. 36.

gleichen Antheil. Eben die Senatus-Consulta, die zu Rom die egyptischen Ceremonien untersagten, setzen immer die jüdischen Ceremonien neben dieselben, wie aus dem Tacitus *), aus dem Sueton in Tiber's und Claudius Lebensbeschreibung zu ersehen ist. Und noch deutlicher erkennet man, daß die römischen Geschichtschreiber nie den Gottesdienst der Christen von den beiden übrigen unterschieden haben. Diesen Irrthum hatte man sogar zu Hadrian's Zeiten noch nicht abgelegt, wie man aus einem Briefe siehet, den dieser Kaiser aus Aegypten an den Consul Servian schrieb, und worin er sagt **): „Alle diejenigen, die in

*) Hist. lib. 2.

**) Illi, qui Serapin colunt, christiani sunt; et devoti sunt Serapi, qui se Christi episcopos dicunt. Nemo illic Archi-synagogus Iudaeorum, nemo Samarites, nemo Christianorum presbyter, non mathematicus, non aruspex, non aliptes, qui non Serapin colat. Ille ipse patriarcha (Iudaeorum scilicet) quum Aegyptum venerit, ab aliis Serapin adorare, ab aliis cogitur Christum. Unus illis deus est Serapis; hunc Iudaei, hunc Christiani, hunc omnes venerantur et gentes. Flavius Vopiscus in vita Saturnini in historiae Augustae scriptoribus, in fol. 1620. pag. 245. und in 8vo. 1661. pag. 959.

„Aegypten den Serapis anbeten, sind Chri-
„sten, und selbst diejenigen, die sich Bischöfe
„Christi nennen, sind Anhänger des Serapis.
„Man findet daselbst keinen Synagogen-Vor-
„gesetzten unter den Juden, keinen Samarita-
„ner, keinen Presbyter unter den Christen,
„keinen Mathematiker (Zauberer), Opferwahr-
„sager und Salbbader, der nicht den Serapis
„anbetete. Selbst der jüdische Patriarch, so
„bald er nach Aegypten kommt, ist gezwungen,
„bald den Serapis, bald Christum an ubeten.
„Alle diese Leute haben keinen andern Gott,
„als den Serapis; diesen verehren Juden,
„Christen, und alle übrigen Völker." Kann man wohl verworrenere Begriffe von diesen drei Religionen haben, und sie auf eine gröbere Art unter einander werfen!

Bei den Aegyptern machten die Priester einen besondern Stand, eine besondere Menschen-Classe aus, die auf Kosten des Staats unterhalten wurde. Aus dieser Einrichtung entstanden mancherlei Unordnungen und unsägliches Unheil. Alle Reichthümer des Staats wurden von einer Gesellschaft von Menschen verschlungen, die, weil sie immerfort nahm und nie wiedergab, nach und nach Alles an sich zog. Die auf solche Weise für ein Nichts und Wiedernichts besoldeten und wohl genährten Prie-

ster Aegyptens schmachteten vor langer Weile unter einer beständigen Muße, aus welcher sie nur durch die Laster, die daraus insgemein zu entspringen pflegen, heraus gerissen wurden. Sie waren nämlich streitsüchtige, unruhige, unternehmende Köpfe, und diese Eigenschaften machten sie zu äußerst gefährlichen Menschen. Kurz, eine abgesonderte Menschen-Claße, deren Vortheil und Nutzen von dem Wohl des Staats auf eine so feindselige Art getrennt war, schien den Römern eine Mißgeburt zu seyn, und sie war es in der That, weil diejenigen, welchen sie ihre Entstehung verdankte, durch sie den Saamen der Zwietracht und der bürgerlichen Kriege unter die menschliche Gesellschaft ausgestreuet hatten. In Rom war es in diesem Stück ganz anders. Hier hatte man aus der Priesterwürde eine bürgerliche Ehrenstelle, ein weltliches Amt gemacht. Die Würde eines Augurs, die Würde des Pontifex Maximus waren obrigkeitliche Bedienungen. Diejenigen, die sie bekleideten, waren Mitglieder des Senats, und hatten folglich mit den übrigen Mitgliedern dieses Collegii einerlei Interesse. Anstatt also des Aberglaubens sich zu bedienen, die Republick zu untergraben, oder ihr Druck und Zwang aufzulegen, gebrauchten sie denselben auf eine ihr nützliche Weise, um

der Republick eine Hülfe und Stütze zu verschaffen. „In unserer Stadt, sagt Cicero *), haben die Könige und so auch die obrigkeitlichen Personen, die an die Stelle der Könige traten, jederzeit einen zwiefachen Charakter bekleidet, und immer den Staat unter dem Beistande der Religion regiert 2c.

Die Duumviri hatten die Direction der Religions-Angelegenheiten (rebus sacris praeerant). Die Quindecimvirs hatten die Besorgung und Aufsicht über die gottesdienstlichen Verrichtungen, Gebräuche und Opfer, so wie auch die Verwahrung der sibyllinischen Bücher, welche vorhin den Decemvirs und Duumvirs gemeinschaftlich anvertrauet war. Sie zogen diese Orakel zu Rathe, wenn der Senat es befohlen hatte, statteten dann davon Bericht ab, und fügten demselben ihre gutachtliche Meinung bei. Auch gehörte es zu ihrem Amte, alles, was in den sibyllinischen Büchern vorgeschrieben war, zur Ausführung zu bringen, und die Secularfeste zu feiern, so daß die

*) Apud veteres, qui rerum potiebantur iidem auguria tenebant, ut testis est nostra civitas, in qua et reges, augures, et postea privati eodem sacerdotio praediti, rempublicam religionum auctoritate rexerunt. De divinat. lib. I.

Verfügung aller religiösen Handlungen und Gebräuche durch ihre Hände ging.

Die römischen Könige bekleideten eine Art von priesterlicher Würde, und es konnten gewisse gottesdienstliche Handlungen durch Niemand anders, als durch sie, verrichtet werden. Nach der Verjagung der Tarquinier befürchtete man, daß das Volk die Meinung schöpfen möchte, als wenn man die Religion verändert hätte, wenn man diese Handlungen durch einen Andern verrichten ließe. Man bestellete daher eine obrigkeitliche Person, die Rex sacrorum, auch wohl zum Spott oder mit einem geringschätzigen Begriff Rex sacrificulus der Opferkönig, genannt wurde, und bey den Opfern die Verrichtungen der ehemoligen Könige übernehmen mußte; auch die Frau dieses Mannes hieß Regina sacrorum. Dies war die einzige Spur des Königthums, die die Römer beybehielten.

Die Römer hatten das Glück, daß ihr Gesetzgeber einer der weisesten Fürsten war, den die Geschichte aufzuzeigen hat. Dieser große Mann suchte während seiner ganzen Regierung überall Gerechtigkeit und Billigkeit zu befördern, und seine Mäßigung erstreckte sich eben so sehr auf seine Nachbaren, als auf seine Unterthanen,

Er errichtete daher die Fecialen, welche eine besondere Art Priester waren, ohne deren Amt, ohne deren Darzwischenkunft und Zuziehung weder ein Krieg erkläret und angekündiget, noch ein Friede geschlossen werden konnte. Wir haben noch die Formeln von dem Eide, welchen diese Fecialen schwuren, wenn mit einem Volke Friede geschlossen werden sollte. Bey dem Frieden, den Rom mit Alba schloß, sagt ein Fecial, beym Livius, „daß, wenn das römische Volk zuerst publico consilio dolove (durch öffentlichen Beschluß oder hinterlistiger Weise) den Frieden bräche, er den Jupiter anrufe, demselben einen eben so tödtlichen Schlag zu versetzen, als er dem Schweine, das er mit seiner Hand hielt, versetzen würde; „ da er denn dasselbe sogleich mit einem Kieselsteine todt schlug.

Ehe man einen Krieg anfing, schickte man erst einen Fecial an dasjenige Volk ab, welches der Republick Schaden oder Beleidigung zu gefügt hatte, um darüber Beschwerde zu führen und Genugthuung zu fordern. Man setzte einem solchen Volke eine gewisse Zeit fest, in welcher dasselbe die Sache in Ueberlegung ziehen, und Mittel ausfündig machen sollte, das gute Vernehmen wieder herzustellen. Versäumte man

aber während dieses Zeitraums das Mißverständniß gütlich beyzulegen; so ging der Fecial wieder zurück, und verließ das Gebiet dieses ungerechten Volks, nachdem er die oberirdischen und unterirdischen Götter zur Rache wider dasselbe aufgefordert hatte; und nun verfügte der Senat, was er für gerecht und gut hielt. Auf diese Weise ward nie ein Krieg plötzlich und übereilt angefangen, sondern jedesmal erst nach langer und reiflicher Berathschlagung unternommen.

Die Staatsklugheit, deren sich die Römer in Hinsicht auf die Religion bedienten, zeigte sich gleichfalls, und in einem noch stärkern Maaße, bey ihren Siegen. Hätte man einem blinden Aberglauben Gehör gegeben, so würde man den Ueberwundenen die Götter der Ueberwinder aufgedrungen, würde ihre Tempel niedergerissen, würde einen neuen Götterdienst bey ihnen eingeführt, und so ihnen eine noch weit härtere Knechtschaft aufgelegt haben, als ihre bürgerliche Unterjochung war. Aber man verfuhre dabey weit vernünftiger. Rom unterwarf sich selbst den fremden Gottheiten; es nahm sie in seinen eigenen Schooß, in seine eigenen Mauern auf; und vermittelst dieses Bandes, daß für die Menschheit überall das stärkste ist, ver-

knüpfte es die überwundenen Völker gleichsam unzertrennlich mit sich selbst, weil diese nunmehr die Stadt Rom nicht bloß als die Beherrscherin der Welt, sondern auch als den geheiligten Sitz der Götter und der Religion ansahen.

Um jedoch die himmlischen Wesen nicht zu sehr zu vervielfältigen, so wußten die Römer, nach dem Beyspiele der Griechen, die ausländischen Gottheiten auf eine geschickte Art mit den ihrigen zu vereinigen, und beyde gleichsam zusammen zu schmelzen. Fanden sie in den eroberten Ländern einen Gott, der mit einem unter den zu Rom verehrten Göttern eine Aehnlichkeit hatte; so adoptirten sie ihn, das ist, nahmen ihn als eine einheimische Gottheit auf, legten ihm den Namen der römischen Gottheit bey, und ertheilten ihm gleichsam, wenn ich mich dieses Ausdrucks von Göttern bedienen darf, das römische Bürgerrecht. Fanden sie auch hier oder da einen berühmten Helden, der die Erde von einem schädlichen Unthiere befreiet, oder ein barbarisches feindseliges Volk gebändigt und unterjocht hatte; so gab man ihm sogleich den Nahmen Herkules. "Wir sind bis an den Ocean hindurch gedrungen, sagt Tacitus, und haben daselbst den Ruf von den Säulen des Herkules vorgefunden, es mag nun seyn

daß Herkules selbst dahin gekommen ist, oder weil wir diesem Helden alle und jede große Thaten, die seines Ruhms würdig sind, beygelegt und zugeschrieben haben." *)

Varro zählet solcher Lindwurmsbändiger, solcher Besieger menschlicher oder thierischer Ungeheuer, vier und zwanzig auf, die sämmtlich den Namen Hercules führen. Cicero zählt ihrer nur sechse, so wie zwey und zwanzig Musen, fünf Sonnen, vier Vulkane, fünf Mercure, vier Apolls, und drey Jupiters **). Eusebius geht noch weiter, und zählt beynahe eben so viele Jupiters, als Völker ***).

Die Römer, die eigentlich keine andere Gottheit hatten, als den Genius oder Schutzgott der Republick, nahmen darauf keine Rücksicht,

*) Ipsum quinetiam Oceanum illâ tentauimus; et superesse adhuc Herculis collumnas fama vulgavit, sive adiit Hercules, sive quicquid ubique magnificum est, in claritatem ejus referre consensimus. De morib. German. cap. 34.

**) De natura deor. lib. 3.

***) Praeparatio exangelica, lib. 3.

daß sie auf diese Weise eine gewaltige Unordnung und Verwirrung in der Mythologie anrichteten. Die Leichtgläubigkeit des Volks, die sich überall über das Lächerliche und Widersinnige hinaus setzt, macht alles wieder gut.

Gelegenheitsreden
und
Vorlesungen
in
der Academie der Wissenschaften
zu
Bordeaux.

Antritts-Rede
bei
seiner Aufnahme
in die
Akademie der Wissenschaften
zu
Bordeaux.

den 1sten Mai 1716 gehalten.

Die Weisen des Alterthums nahmen ihre Schüler ohne alle Prüfung und Wahl in ihre Hörsäle auf. Sie glaubten, die Weisheit müsse, wie die Vernunft, allen und jeden Menschen gemein seyn, und um ein Philosoph zu seyn, sey es genug, wenn man an der Philosophie Geschmack finde.

Ich befinde mich in Ansehung Ihrer, meine Herren, in einem gleichen Falle. Ich habe

weiter keine Verdienste, weswegen ich mich Ihren Versammlungen nähern könnte, als einige Vorliebe für die Wissenschaften überhaupt, und einigen Geschmack an den schönen Wissenschaften insbesondere. Wäre es genug, um diese Erlaubniß zu erhalten, den Werth derselben gehörig zu schätzen, und gegen Sie Hochachtung und Bewunderung zu empfinden, so könnte ich mich schmeicheln, dieser Ehre würdig zu seyn, und ich würde mich mit jenem Trojaner vergleichen, der den Schutz einer Göttin bloß deswegen verdiente, weil er sie schön fand.

Ja, meine Herren, ich sehe Ihre Akademie als eine Zierde, als einen Schmuck unserer Provinzen an: ich betrachte ihre Stiftung als eine von jenen glücklichen Geburten, welchen die höheren Wesen des Himmels als Schutzengel zur Seite stehen.

Zwar hatte man bis daher die Wissenschaften nicht vernachlässiget gesehen; aber sie standen in Verachtung und Geringschätzung, der Geschmack war völlig verdorben, die schönen Wissenschaften lagen in der Dunkelheit begraben, und die Musen waren in dem Vaterlande der Pauline und Ausone fremd geworden.

Wir irren uns, wenn wir glauben, daß wir bereits unsern Nachbaren durch die Lebhaftigkeit unsers Witzes bekannt gewesen wären;

sie kannten ohne Zweifel nichts weiter von uns, als die Barbarei unserer Sprache.

Ja, meine Herren, es hat eine Zeit gegeben, in welcher man diejenigen, die sich den Wissenschaften widmeten, als Sonderlinge, als Geschöpfe ansah, die sich vor allen andern Menschen auszeichneten. Es hat eine Zeit gegeben, wo man es lächerlich fand und es Ziererei nannte, wenn man sich von den Vorurtheilen des großen Haufens losmachen wollte; wo Jeder seine Verblendung als eine Krankheit ansah, die er hegen und pflegen müßte, und wovon er nicht anders als mit Lebensgefahr geheilet werden könnte.

In einer für die Gelehrten so nachtheiligen Zeit, in welcher man nicht ungeahndet, aufgeklärter als Andere seyn konnte, wenn es da jemand wagte, über die engen Grenzen, in welche die Kenntnisse der Menschen gewöhnlich eingeschlossen sind, hinaus zu gehen; so erhob sich sogleich eine zahllose Menge Insecten, und überzogen einen solchen Mann mit einer dicken Wolke, um ihn in den Schatten zu stellen. Selbst diejenigen, die ihn in der Stille schätzten, widersetzten sich ihm öffentlich, und konnten ihm die ihnen dadurch angethane Beleidigung, daß er ihnen nicht gleich blieb, nicht verzeihen.

Nur Ihnen, meine Herren, war es aufbehalten, diese Herrschaft oder vielmehr diese Tyrannei der Unwissenheit zu zerstören, und Sie haben Sie wirklich zerstört. Schon ist diese Provinz, in welcher wir wohnen, nicht mehr so unfruchtbar und dürftig, als sie es ehedem war. Der Lorbeer grünet hier bereits mit dem glücklichsten Erfolge. Schon überall bricht man Zweige von demselben ab; die Gelehrten aller Länder bitten Sie um einen Kranz;

Manibus date lilia plenis!

Ehre genug für Sie, daß diese Academie Ihnen ihre Geburt und ihre Fortschritte verdankt. Ich betrachte dieselbe nicht sowohl als eine gelehrte Gesellschaft, die die Wissenschaften vervollkommnen soll; als vielmehr als ein grosses Denkmal, das Ihrem Ruhme errichtet worden ist. Es kommt mir vor, als wenn ich zu einem Jeden unter ihnen die Worte des lyrischen Dichters sagen höre:

Exegi monumentum aere perennius.

Zu diesem großen Unternehmen hat uns vornemlich der erlauchte Beschützer aufgemuntert, dessen erhabener Geist über uns wachet. Mit Bewunderung haben wir gesehen, daß Er die Annehmlichkeiten des Hofes verlassen, und durch seine Gegenwart selbst das Herz unsrer Provinzen erwärmet hat. Auf eine gleiche Wei-

se stellet uns die Fabel jene wohlthätigen Götter vor, die von ihren himmlischen Wohnungen auf die Erde herab kamen, um wilde Völker zu versittlichen, und unter ihnen die Wissenschaften und Künste blühend zu machen.

Gern möchte ich Ihnen sagen, meine Herren, was die Bescheidenheit mir bisher zu gestehen nicht erlaubt hat. Als ich Ihre Academie bald nach ihrer Stiftung sich so glücklich heben sah, so empfand ich eine geheime Freude; und sey es, daß eine schmeichelhafte Ahndung mir die Ehre vorher zu verkündigen schien, die mir heute wiederfährt, oder auch daß ein Gefühl der Eigenliebe mich diese Ehre nur hoffen ließ, so sah ich jedesmal die Briefe, die ich von Ihrer Anstalt erhielt, als Ehrentitel für meine Familie an.

Verbunden mit Verschiedenen unter Ihnen durch die Reize der Freundschaft, hoffte ich, eines Tages in eine neue Verbindung mit denselben treten zu können, und auch durch einen Briefwechsel mich ihnen anzuschließen, weil ich schon durch das stärkste Band, das unter Menschen Statt findet, mit ihnen vereiniget war. Und wofern das, was Einer der scharfsinnigsten unter unsern Dichtern sagt, nicht bloß ein Paradoxon ist, daß man nämlich Kopf haben müsse, um ein ehrlicher Mann zu seyn;

konnte ich dann nicht glauben, daß das Herz, das sie sich zu eigen gemacht hatten, ihnen eine Gewährleistung für meinen Verstand seyn würde?

Der heutige Tag überzeugt mich, meine Herren, daß ich mir nicht zu viel geschmeichelt habe. Sey es, daß Sie mir Gerechtigkeit haben wiederfahren lassen, oder daß ich meine Richter irre geleitet habe, so habe ich doch in beyden Fällen Ursache, mit mir zufrieden zu seyn. Das Publikum wird in Ansehung der Wahl, die Sie getroffen haben, ein Auge zuthun; wird bey mir allein auf die gelehrten Hände sehen, die den Kranz um meine Stirn flechten.

Rede
bei der
Wiedereröfnung der Academie
zu
Bordeaux.

den 15ten November 1717 gehalten.

Diejenigen, die von unsern Verbindlichkeiten und Pflichten nicht gehörig unterrichtet sind, sehen unsere Uebungen als unnütze Beschäftigungen oder als eine Art von Zeitvertreib an, den wir uns nur vor langer Weile zu verschaffen suchten, und machen sich daher von unsern mühsamen Anstrengungen und Arbeiten einen sehr lächerlichen Begriff.

Sie glauben, daß wir aus der Philosophie nur dasjenige auswählen, was dieselbe angenehmes hat; daß wir die Dornen sitzen liessen, und nur die Blumen abpflückten; daß wir

nur unsern Verstand ausbildeten, um desto mehr den Vergnügen des Herzens zu Statten zu kommen; daß wir uns zwar wohl heftiger und feuriger Leidenschaften entledigten, die die Seele zu sehr zu erschüttern pflegen, aber uns dagegen einer andern Lieblingsneigung überließen, die uns dafür schadlos hielte, und wenn sie gleich nicht sinnlicher Art sey, dennoch nicht weniger Wollust athmete.

Aber, in einer so glücklichen Lage befinden wir uns denn doch bey weitem nicht. Die Gegenstände, womit die Academie sich beschäftiget, sind die abstractesten Wissenschaften. Sie umfasset alles, was sich in dem unermeßlichen Umfange der Naturlehre und der Sternkunde mit einander vereiniget. Sie bestrebt sich, die Natur der krummen Linien zu erklären, deren Kenntniß üis jetzt dem höchsten Wesen allein vorbehalten ist. Sie sucht in das Labyrinth der Anatomie und in die Geheimnisse der Scheidekunst einzudringen. Sie verbessert die Irrthümer der Arzenenwissenschaft, dieser grausamen Parze, die so manchen Lebensfaden abschneidet, dieser Wissenschaft, die so weitläuftig und zugleich so sehr eingeschränkt ist. Man greift endlich in derselben die Wahrheit auf der stärksten Seite an, und sucht sie wiederum unter den dickesten Finster-

nissen hervor, unter welchen sie sich versteckt halten oder verborgen liegen kann.

Und belebte uns nicht ein rühmlicher Eifer für die Ehre und die Vervollkommnung der Wissenschaften, wer von uns, meine Herren, würde alsdann, nicht den Titel eines Academikers als einen höchst lästigen Titel, und die Wissenschaften selbst, auf welche wir uns legen, mehr als ein Mittel uns zu martern, als uns zu belehren, ansehen müssen? Arbeiten, die oft ganz und gar vergebens und unnütz sind; Lehrgebäude, die fast eben so geschwind wieder einstürzen, als sie aufgeführt wurden; der verzweiflungsvolle Gedanke, seine Hoffnungen getäuscht zu sehen; eine anhaltend mühselige Anstrengung einer Wahrheit nachzueilen, die vor uns fliehet; der angreifende Wetteifer, der über die Seelen der Philosophen eben so viele Gewalt hat, als kleinliche Eifersucht gemeine Seelen beherrscht; langes Nachdenken, wobey die Seele ihre einzige Stütze in sich selbst finden, und sich ganz an den ihr vorschwebenden Gegenstand anketten muß; ganze Nächte, die unter beständigem Wachen verstrichen, und darauf folgende Tage, die uns ängstlichen Schweiß auspressen; dies, meine Herren, ist, wie Sie wissen, die Laufbahn der Gelehrten.

Man darf also auf keine Weise die Meinung hegen, als wenn der Platz, den wir bekleiden, eine ruhige Ehrenstelle sey. Durch unsere Arbeiten erwerben wir uns nichts weiter, als das Recht, immer mehr, immer fort zu arbeiten. Die Götter allein haben das Vorrecht, auf dem Parnasse auszuruhen; die Sterblichen sind auf demselben nie im Stillstande, nie in einer Lage der Ruhe, und wenn sie nicht denselben hinan klimmen, so steigen sie ihn doch immer mühsam hinab.

Es sagen uns einige unter den Alten, daß Herkules kein Weltbezwinger, sondern ein Weiser gewesen sey, der die Philosophie von Vorurtheilen, den eigentlichen Ungeheuern des Geistes, gesäubert und befreiet habe: seine Arbeiten, sagen sie, setzten die Nachwelt in Erstaunen, wenn sie dieselben mit den Arbeiten der unermüdetsten Helden in Vergleichung stellete.

Die Fabel scheint uns die Wahrheit unter dem Symbol des Proteus vorgestellt zu haben, der sich unter tausenderley Gestalten und tausenderley täuschenden Erscheinungen zu verbergen wußte. *)

*) Omnia transformat sese in miracula rerum,
Ignemque, horibilemque feram, fluviumque liquentem.

Man muß sie selbst aus der Dunkelheit und Finsterniß, womit sie sich bedeckt, hervorsuchen: man muß sie ertappen, muß sie mit Händen greifen, muß sie fest halten. *)

Aber meine Herren, bey diesem Aufsuchen, bey diesem Erforschen der Wahrheit, was für Schwierigkeiten finden sich da! Denn wenn es nun um und um kommt, so ist es uns nicht genug, eine Wahrheit ans Licht zu ziehen, sondern sie muß auch neu seyn. Man macht sich nicht viel aus solchen Blumen, die bereits durch die Zeit ihre frische Farbe und Lebhaftigkeit verlohren haben. Uns würde ein Patroklus verächtlich werden, der sich unter Achill's Waffen verstecken wollte. Wir würden uns entsehen, dasjenige, was bereits so viele Andere vor uns gesagt haben, gleich einem leeren Echo, das man auf dem Felde hört, immer nach zu sagen. Wir würden uns schämen, Andrer Bemerkungen der Akademie vorzutragen, und dadurch den Flüssen gleich zu werden, die dem Meere so vieles Wasser zuführen, das nicht aus ihrer Quelle kommt. Gleichwohl sind neue Entdekkungen so sehr selten geworden, und es hat beynahe das Ansehn, als wenn bey den Beobach-

*) Sed quando ille magis formas se verlet in omnes,
Tanto, nate, magis contende tenacia vincla.

tungen sowohl, als bey den Beobachtern selbst, eine Art von Erschöpfung Statt fände. Man könnte sagen, daß die Natur jenen Jungfrauen gleiche, die ihren köstlichen Schatz lange Zeit aufbewahren, und sich dann eben diesen Schatz, den sie mit so vieler Sorgfalt verwahrt und so standhaft vertheidiget haben, in einem Augenblicke entreißen lassen. Nachdem sie sich so viele Jahre hindurch verborgen hatte, kam sie in dem vorigen Jahrhunderte auf einmal wiederum zum Vorscheine; ein sehr günstiger Augenblick für die damaligen Gelehrten, die nun sahen, was Niemand vor ihnen gesehen hatte. Man machte in diesem Jahrhunderte so viele Entdekkungen, daß man es nicht nur als das blühendste, sondern auch als das erste Zeitalter der Philosophie ansehen kann, als welche in den vorigen Jahrhunderten nur noch in ihrer Kindheit war. In diesem Zeitraume geschah es, daß man die Lehrgebäude an's Licht stellete, die Grundsätze entwickelte, die Hülfsmittel entdekte, die nunmehr eben so fruchtbar als allgemein geworden sind. Jetzt thun wir gleichsam nichts weiter, als daß wir nach dem Muster dieser großen Philosophen arbeiten, und in ihre Fußtapfen treten. Es scheint, als wenn die Entdeckungen der gegenwärtigen Zeit nur eine Huldigung sind, die wir ihnen leisten, nur ein de-

müthiges Bekenntniß sind, daß wir Alles von ihnen haben. Wir sind beynahe dahin gebracht, mit Alexander darüber zu weinen, daß unsere Väter alles gethan, und unserm Ruhme nichts übrig gelassen haben.

Gerade so machten es diejenigen, die in den vorigen Jahrhunderten eine neue Welt entdeckten, sie bemächtigten sich der Goldgruben und Reichthümer, die in derselben seit so langen Zeiten verborgen gelegen hatten, und ließen ihren Nachfolgern nichts weiter übrig, als Wälder zu entdecken und wilde Nationen kennen zu lernen.

Inzwischen dürfen wir doch dabey den Muth nicht verlieren. Wer weiß, was uns noch aufbehalten ist! Vielleicht giebt es noch tausenderley Geheimnisse, die aus der Dunkelheit hervor gezogen werden können. Wenn die Erdbeschreiber an das Ziel ihrer Kenntnisse gelangt sind, so setzen sie auf ihre Karten unermeßliche Meere und rauhe unbewohnte Länder; aber vielleicht giebt es in diesen Meeren und Ländern noch größere Reichthümer, oder doch Reichthümer andrer Art, als wir bereits besitzen.

Insonderheit muß uns das Vorurtheil nicht abschrecken, daß eine Provinz nicht im Stande sey, die Wissenschaften zu vervollkommnen, und daß Academien nur in den Haupt-

städten blühend werden könnten. Wenigstens ist dies nicht der Begriff, den die Dichter uns davon gegeben haben, als welche die Musen nur zu dem Ende in entlegene Gegenden und stille Wälder versetzt zu haben scheinen, um uns begreiflich zu machen, daß diese ruheliebenden Gottheiten sich selten mit dem Geräusche und Getümmel der Hauptstadt eines großen Reichs zu vertragen pflegen.

Jene großen Männer, in deren Fußtapfen zu treten man uns abhalten will, haben diese andern Augen, als wir a)? Haben sie eine andere Welt zu betrachten b)? Bewohnen sie glücklichere Gegenden und Länder c)? Haben sie ein besondres und nur ihnen eigenthümliches Licht, womit sie sie erleuchten d)? Sollte das Meer, daß dieselben umfließt, weniger Abgründe für sie haben e)? Oder wäre die Natur nur für sie eine zärtliche Mutter, und hingegen für uns nur eine ungünstige Stiefmutter

so

a) Centum luminibus cinctum caput.

b) Terras alio ſub ſole jacentes.

c) — Locos laetos, et amoena vireta
Fortunatorum nemorum, ſedesque beatas.

d) Solemque ſuum, ſua ſidera, norunt.

e) Num mare pacatum, num ventus amicior
eſſet?

so daß sie sich unsern Untersuchungen mehr entzöge, als den ihrigen? Zwar haben die Schwierigkeiten, die sich uns entgegen stellen, uns oft ermüdet f); aber selbst diese Schwierigkeiten müssen uns zur Aufmunterung dienen. Das Beyspiel des Beschützers, den wir als unser Haupt, als unsern Gönner und Freund verehren, muß uns Muth einflößen; und bald werden wir noch ein größeres Muster vor uns sehn. Unser junger Monarch begünstiget die Musen, und diese werden wiederum seinen Ruhm verbreiten.

f) Saepe fugam Danai Troja cupiere relicta Moliri.

Vorlesung
über die
Ursache des Echo.

gehalten den 1sten Mai 1718.

Am August's Geburtstage wuchs ein Lorbeerbaum in seinem Pallaste auf, mit dessen Zweigen man diejenigen umkränzte, die die Ehre des Triumphs verdienet hatten.

Auch in dieser Academie, meine Herren, sind Lorbeerstauden aufgewachsen, und sie bedient sich derselben, Kränze um die Scheitel der Gelehrten zu flechten, die über Gelehrte triumphirt haben. Es ist kein Land so entfernt, kein Clima so rauh, dessen Stimmen man nicht darüber einholete. Als Depositar des gelehrten Rufs, als Austheilerin des Ruhms, findet sie darin ein Vergnügen, den Philosophen bei ihren mühsamen Arbeiten Trost und Auf-

munterung zu seyn, und sie gleichsam an der Ungerechtigkeit ihres Zeitalters und der Eifersucht kleiner Geister zu rächen.

Die Götter in der Fabel theilten ihre Gunstbezeugungen den Sterblichen ohne Unterschied aus. Gemeinen Seelen verliehen sie ein langes Leben, Reichthum, sinnliche Vergnügen; Regen und Thau waren die Belohnungen der Erdensöhne. Aber größern und schönern Seelen ward Ruhm und Ehre, als das einzige ihrer würdige Geschenk, von ihnen vorbehalten.

Für diesen Ruhm haben denn auch von jeher so viele schöne Geister gearbeitet; gearbeitet, um Sieger, und zwar Sieger vermittelst der Seele, dieses himmlischen und göttlichen Theils unsers Wesens, zu werden.

Wie viel Schmeichelhaftes hat nicht ein solcher persönlicher Triumph! Die Erfahrung hat es gezeigt, daß große Männer, die einzig und allein durch die glücklichen Erfolge, die sie ihren Tugenden verdankten, gerührt werden konnten, alle und jede Glücksgüter mit Gleichgültigkeit und Geringschätzung angesehen haben; hat es gezeigt, daß Helden, ganz mit den Lorbeeren des Kriegesgottes umflochten, eifersüchtig auf Apollo's Kranz einem Dichter

und Redner seinen Ruhm streitig gemachet haben.

Tantus amor laudum, tantae est victoria curae!

Als der große Cardinal, welchem eine berühmte Academie ihre Stiftung verdankt, die königliche Macht befestigt, Frankreichs Feinde entwafnet, und die Unterthanen des Königs zu ihrer Pflicht zurückgekehrt gesehen hatte; wer hätte da nicht geglaubt, daß dieser große Mann nun völlig ruhig und mit sich selbst zufrieden gewesen wäre? Aber er war es nicht. Gerade zu der Zeit, da er auf dem Gipfel seines Glückes stand, befand sich zu Paris in einem dunkeln Stübchen ein Nebenbuhler seines Ruhms. Er fand in Corneille einen neuen Rebellen, den er nicht unterjochen konnte. Dies war für ihn ein hinlänglicher Bewegungsgrund, seine Ueberlegenheit über ein anderes Genie zu behaupten, und mehr brauchte es nicht, ihn dahin zu bringen, daß er für eine große Minister-Laufbahn, die noch die Bewunderung künftiger Jahrhunderte auf sich ziehen wird, allen Geschmack verlor.

Wie groß muß denn nicht das Vergnügen desjenigen seyn, der sich heute als Ueberwinder aller seiner Mitbuhler von Ihren Händen gekrönet siehet!

Die diesmalige Aufgabe war bei der Ausarbeitung schwerer, als sie anfänglich zu seyn schien. Es ist eine vergebliche Arbeit, wenn man sich an die Erklärung des Echo, das ist des Wiederhalls oder zurück kommenden Schalles, wagt, ohne von dem geraden oder ausgehenden Schalle eine richtige Kenntniß zu haben. Und eben so vergebens würde es seyn, wenn man hierbei die Alten um Rath fragen wollte, die bei ihren Hypothesen eben so unglücklich, als die Dichter bei ihren Dichtungen sind, als welche die Wirkung des Echo dem Unglücke einer wehklagenden Nymphe zuschrieben, die von der erzürnten Juno in eine Stimme oder leeren Schall verwandelt war, weil sie ihre Eifersucht unnützer Weise aufgehalten, und durch ihre langweiligen Erzählungen (der Kunstgriff aller Zeiten) sie gehindert hatte, den Jupiter in den Armen seiner Maitressen zu überraschen.

Alle Philosophen stimmen darin überein, daß die Ursache des Echo der Zurückprallung der Töne oder derjenigen Luft zugeschrieben werden müsse, die, nachdem sie durch den sonorischen oder Schall erregenden Körper in Bewegung gesetzt worden, die Werkzeuge des Gehörs aufs neue berührt und erschüttert. Wenn sie aber gleich in diesem Stück mit einander übereinstimmen, so muß man doch sagen, daß

diese Einigkeit nicht lange Bestand hat, sondern daß sie, sobald sie sich auf die Erklärung der einzelnen Sätze einlassen, alles in Verwirrung setzen, und so wenig bei dem, was sie verstehen, als bei dem, was sie nicht verstehen, mit einander eins sind.

Frägt man sie erstlich, bei Untersuchung der Natur des ausgehenden Schalles, wie und auf was Weise die Luft durch den Schall erregenden Körper fortgestoßen und in Bewegung gesetzt werde; so sagen Einige, daß dies durch eine wellenartige Bewegung geschehe, und da pflegen sie dann zur Erläuterung die Aehnlichkeit dieser Wellen mit den Wellen oder wellenförmigen Kreisen anzuführen, die auf dem Wasser durch einen hinein geworfenen Stein hervorgebracht werden. Andere hingegen, welchen diese Vergleichung verdächtig scheint, werden sogleich eine besondere Parthie ausmachen, und man wird sie eher dahin bringen, daß sie auf den Namen eines Philosophen Verzicht thun, als daß sie das Daseyn solcher Wellen bei einem flüßigen Körper, wie die Luft ist, der nicht, wie das Wasser, eine gerade und über dem Grunde ausgebreitete Fläche ausmacht, zugeben sollten; zu geschweigen, daß man, wie sie sagen, bei diesem Systeme verschiedenemal denselbigen Glockenschlag vernehmen müßte,

weil ein und derselbige Druck verschiedene Kreise und verschiedene Wallungen verursachete.

Sie nehmen daher lieber an, daß der Schall in geraden Strahlenschüssen oder Strahlenstößen, ohne sich zu biegen oder sich zur Seite zu neigen, aus dem Munde des Redenden zu den Ohren des Hörenden fortgehe; und sie glauben die Sache hinlänglich erklärt zu haben, wenn sie sagen, daß die Luft durch die Schnellkraft des sonorischen Körpers, welchem diese Bewegung sich mittheile, einen Druck bekomme.

Betrachtet man den Schall in Ansehung seiner Geschwindigkeit, und fragt dann alle diese Philosophen, woher es komme, daß der Schall, er mag stark oder schwach seyn, immer mit gleicher Geschwindigkeit fortgehe, und warum nicht nur eine Canone, die hundert ein und siebenzig Klaftern weit von uns entfernt ist, sich innerhalb einer Secunde hören lasse, sondern auch jeder andere noch so schwache Laut eben so geschwind unser Ohr erreiche; so wird man ein Mittel haben, sich geltend zu machen, und ihnen entweder das Geständniß abnöthigen, daß sie den Grund davon nicht wissen, oder sie wenigstens so in die Enge treiben, daß sie, welches gerade eben das ist, sich auf allerley Aus-

flüchte und gesuchte Raisonnements einlassen müssen.

Dringt man tiefer in die Sache ein, und erkundiget sich nun nach der Ursache des Echo selbst; so wird der Pöbel sogleich mit der Antwort fertig seyn, daß die Zurückprallung dazu hinlänglich sey. Vielleicht wird aber auch auf der andern Seite ein einziger Mann auftreten, der antwortet, daß sie dazu nicht hinlänglich sey; und da wird man denn vielleicht an seinen Gründen Geschmack finden und ihnen Gehör geben, wofern man sich anders von dem Vorurtheile, einer gegen alle, losmachen kann.

Unter denjenigen aber, welche nichts weiter als die Zurückprallung allein annehmen, werden einige sagen, daß alle und jede Arten der Zurückprallung einen Wiederhall oder ein Echo hervorbringen, und werden daher eben so viele Echos annehmen, als es wiederhallende Töne giebt. Die Wände eines Zimmers, sagen sie, würden ein Echo von sich geben, wenn sie uns nicht zu nahe wären, und uns nicht den zurückgeworfenen Laut in demselben Augenblikke zuschickten, in welchem unser Ohr von dem ausgegangenen Schalle berühret wird. Nach der Meinung dieser Männer ist die ganze Welt mit Echos angefüllet; Iovis omnia plena. Man könnte sagen, daß sie, wie Heraklit, ein

allgemeines Concert, eine allgemeine Harmonie in dem ganzen Weltall annähmen, welche wir nur nicht bemerkten, weil wir beständig daran gewöhnt wären; und dies um so viel mehr, da die Zurückprallung oft gegen Oerter gerichtet ist, die von demjenigen, wo der Schall entsteht, ganz verschieden sind, weil sie jedesmal vermöge eines Winkels bewerkstelliget wird, der mit dem Vertikal-Winkel desselben von gleicher Größe ist, mithin es sich öfters zuträgt, daß das Echo die Töne nicht demjenigen zurückhallet, der sie abschickt. Es antwortet nämlich diese Nymphe demjenigen nicht immer, der sie anredet. Bey manchen Gelegenheiten wird auch ihre Stimme selbst von denen verkannt, die sie recht gut kennen. Diese Anmerkung könnte vielleicht dienen, viel Wunderbares zu erklären und aufzulösen; könnte vielleicht eine sehr natürliche Ursache von den in der Luft gehörten Stimmen angeben, welche Rom, diese aus sieben Bergen bestehende Stadt, so oft unter die Anzahl der Wunder versetzte. *)

*) Visi etiam audire vocem ingentem ex summi cacuminis loco. Tit. Liv. hist. lib: 1 cap. 31.

Spreta vox de coelo emissa. ibid. lib. 5. cap. 32.

Andere jedoch, welche die Natur nicht für so freygebig halten, nehmen nur besondere Oerter und Stellen für das Echo an. Eben deswegen aber gehen sie theils in Ansehung der Lage und Einrichtung dieser Oerter, theils in Ansehung der Art und Weise, wie sie darüber urtheilen, unendlich weit von einander ab.

Mit diesem allen ist man jedoch in Ansehung der Erkenntniß der Ursache des Echos noch nicht weit gekommen. Endlich aber ist doch ein Philosoph aufgetreten, der, weil er die Natur in ihrer Einfachheit studiret hatte, weiter als alle übrigen hindurch gedrungen ist. Die vortreflichen Entdeckungen, die man in unsern Zeiten in der Dioptrik und Katoptrik gemacht hat, sind ihm gleichsam ein ariadnischer Faden gewesen, der ihn zur Erklärung dieses Schall-Phänomens geführt hat. Ein herrlicher Fortschritt!

Templo sopitae Iunonis nocte ingentem strepitum exortum. Ibid. lib. 31. cap. 12.

Silentio proximae noctis ex silva Arsia ingentem editam vocem. Ibid. lib. 2. cap. 7.

— — — — Cantusque feruntur

Auditi, sanctis et verba minacia lucis.
Ovid. Metamorph. lib. 15. v. 792.

Nun giebt es eben sowohl ein Bild des Schalls oder der Töne, als es ein Bild der wahrgenommenen Gegenstände giebt. Dies Bild entsteht durch die Vereinigung der Gehör- oder Schallstrahlen, so wie in der Optik das Bild durch die Vereinigung der Gesichtsstrahlen formirt wird. Man wird ohne Zweifel aus der Vorlesung, die sogleich wird angestellet werden, urtheilen können, daß die Academie den Urheber dieser Entdeckung zu ihrem Mitgliede aufnehmen mußte, und daß er sowohl die Stimme derselben, als die Freigebigkeit ihres Beschützers verdient.

Inzwischen kann ich hier eine Schwierigkeit nicht unberührt lassen, die allen Systemen gemein ist, und die uns bey aller unsrer Freude, daß wir zur Aufklärung eines der dunkelsten Puncte der Naturlehre etwas haben beytragen können, gleichwohl zur Demüthigung gereicht. Man begreift leicht, daß die Luft, die bereits einen Laut hervorgebracht hat, wenn sie an einen etwas entfernten Felsen stößt, gegen denjenigen, welcher redet, zurückgeworfen wird, und dann einen neuen Schall oder ein Echo hervorbringt. Aber, woher kömmt es, daß das Echo gerade dasselbige Wort wiederholt, und es in eben dem Tone wiederholt, in welchem es ausgesprochen worden ist? Wie

geht es zu, daß dieser Hall nicht zuweilen leiser und heller, und zu einer andern Zeit nicht stärker und dumpfer ist? Warum verändert die ungleiche, höckrichte Seitenfläche der Felsen oder anderer wiederhaltender Körper nichts an der Bewegung in welcher die Luft bereits ist gesetzt worden, um den ausgehenden Schall hervorzubringen? Ich fühle diese Schwierigkeit, ohne im Stande zu seyn, sie aufzulösen.

Vorlesungen
über den
Nutzen der Nierendrüsen.

gehalten den 26sten August 1718.

Es ist ein schöner Ausdruck, wenn man sagt, daß anatomische Untersuchungen ein bewunderungsvolles Loblied auf den Schöpfer seyen. Vergebens würde sich der Freigeist bemühen, eine Gottheit, die er fürchtet, in Zweifel zu ziehen. Er ist selbst der stärkste Beweis ihres Daseyns. Die geringste Aufmerksamkeit, die er auf sein eigenes Individuum richtet, die geringste Kenntniß seines Körperbaues giebt ihm Gründe an die Hand, die ihn zum Gefühl und zur Ueberzeugung bringen müssen; haeret lateri lethalis arundo.

Die meisten Dinge scheinen uns nur deswegen etwas Außerordentliches zu seyn, weil

wir keine Kenntniß von denselben haben. Das Wunderbare schwindet fast immer in eben der Maaße, in welcher man sich ihm nähert; man wundert sich dann über sich selbst, man bemitleidet und schämt sich, daß man es mit Bewunderung ansehen, es für etwas Ungewöhnliches habe halten können. Aber so verhält es sich in Ansehung des menschlichen Körpers nicht. Bei diesem erstaunt der Philosoph, und findet in der Bewegung eines Muskels, wie in der Entwickelung des Chaos, die unermeßliche Größe Gottes.

Wenn man den menschlichen Körper studirt, und sich mit den unwandelbaren Gesetzen, nach welchen dieses kleine Reich regieret wird, genau bekannt macht; wenn man die zahllose Menge von Theilen, die alle für das allgemeine Beste thätig sind, wenn man die Lebensgeister, die zugleich so entscheidend gebieten und so willig Gehorsam leisten, die so folgsamen und doch dabei so freien Bewegungen, den Willen, der bald als König befiehlt, bald als Sklave gehorchet, wenn man die so regelmäßigen Zeiträume, die in ihrer Bewegung so einfache und in Ansehung ihrer mannichfaltigen Triebfedern so zusammen gesetzte Maschine, den beständigen Ersatz der Kräfte und des Lebens, das Erstaunliche der Zeugung und Fortpflanzung, die

immer neuen Befriedigungen neuer Bedürfnisse, — wenn man dies Alles betrachtet und in Erwägung zieht; was für große Ideen der Weisheit, der Allmacht, der wirthschaftlichen Einrichtung stellen sich dann unserer Seele dar!

Aber bey dieser bewundernswürdigen Menge von Theilen, von Adern, Arterien und Wassergefäßen, von Knorpeln, Flechsen, Sehnen, Muskeln, Drüsen, muß man nicht meinen, daß irgend etwas unnütz sey. Nein, alles und jedes vereiniget sich, das Beste des belebten Gegenstandes zu befördern; und wenn sich ja irgend ein Theil finden sollte, dessen Nutzen wir noch nicht wüßten oder kennten, so müssen wir ihn mit einer edlen Wißbegierde und mit unermüdetem Fleiße zu entdecken suchen.

Dies hat die Academie bewogen, zur Preisaufgabe den Nutzen der Nierendrüsen oder der Nebennieren (capsules atrabilaires) zu wählen, und die Gelehrten aufzumuntern, einen Gegenstand zu bearbeiten, welcher, nach allen von so vielen Schriftstellern angestellten Untersuchungen, doch noch ganz neu war, und bisher von ihnen als unerklärlich angesehen worden ist.

Ich werde mich hier auf keine genaue Beschreibung dieser Glandeln einlassen, um nicht

dasjenige noch einmal zu wiederholen, was bereits so viele Schriftsteller vor mir gesagt haben. Jederman weiß, daß diese Drüsen ein wenig über den Nieren, zwischen den Nieren-Pulsadern und dem Schaften der Hohlader und der großen Arterie liegen. Will man sich überzeugen, wie wenig die Gelehrten hierbey eins sind, so darf man nur die Schriftsteller nachschlagen, die über den Nutzen derselben geschrieben haben. Sie haben eine so große Verschiedenheit von Meinungen veranlaßet, daß man diese fast als einen sichern Beweis annehmen kann, daß diese Meinungen sämtlich falsch sind. Bey dieser Verwirrung hatte ein Jeder seine eigene Sprache, und so blieb dann die Arbeit unvollendet.

Diejenigen, die derselben allererst erwähnen, haben ihnen einen sehr kleinlichen Rang und einen eben so kleinlichen Dienst angewiesen. Ohne ihnen eine eigenthümliche Function in der thierischen oder körperlichen Haushaltung einzuräumen, haben sie geglaubt, daß sie zu nichts weiter dieneten, als verschiedene in ihrer Nähe befindliche Theile zu unterstützen, oder ihnen eine Handreichung zu leisten. Einige haben gemeint, daß sie nur dahin gelegt wären, den Magen zu halten, der sonst zu sehr auf die Emulgenten oder Nieren-Pulsadern drücken

würde;

würde; Andere, daß sie die netzförmigen Nerven-Blutgefäße, die sie berühren, fest halten sollten, Vorurtheile, die den Alten entwischten, weil sie den Nutzen der Drüsen nicht kannten.

Denn, wenn sie nur zu dieser Absicht dieneten, wozu denn der bewundernswürdige Bau, womit sie ausgerüstet sind? Würde es dann nicht hinreichend seyn, wenn sie bloß ein unförmlicher Klumpen, eine Art von ungebildeter Masse, rudis indigestaque moles, wären? Oder geschah die schöne Schöpfung etwa nur in Gewißheit der Baukunst, die auch die Pfeiler und Säulen der Gebäude verziert?

Caspar Bartholini war der erste, der diesen Drüsen diese niedrige Dienstpflicht absprach, und sie der Aufmerksamkeit der Gelehrten würdiger machte. Er glaubt, daß in den Hölungen derselben eine Feuchtigkeit enthalten sey, die er atrabile, schwarzgallicht, nennt; ein niederschlagender Gedanke, der unsern Körper die Grundlage oder den Urstoff zur Schwermuth einverleibt, und Gram und Traurigkeit zu einer von der Natur des Menschen unzertrennlichen Krankheit zu machen scheint. Er glaubt, daß diese Gefäße mit den Nieren durch gewisse Gänge in Verbindung ständen, und diese schwarzgallichte Feuchtigkeit denselben zur Verdünnung und Milderung des Urins diente. Da

er aber diese Verbindung nicht erwies, so glaubte man sie ihm auf sein Wort nicht zu. Man dachte vielmehr, daß es nicht genug sey, den Nutzen derselben zu zeigen, sondern daß man auch ihr wirkliches Daseyn darthun müsse; nicht genug sey, eine solche Verbindung bloß anzukündigen, sondern sie auch dem Auge sichtbar zu machen. Er hatte einen berühmten Sohn, welchem die Ehre seiner Familie am Herzen lag, und der daher ein Lehrgebäude, das sein Vater mehr entworfen als ausgeführt hatte, gern behaupten wollte; und da er dasselbe als sein väterliches Erbtheil ansah, so suchte er es noch mehr zu stützen und zu verbessern. Er glaubte, daß das Blut, wenn es aus den Gefäßen hinausginge, durch die venam emulgentem oder Blutader in die Nieren geleitet würde. Da es aber durch eben diese Ader aus den Nieren hinaus geht, so waren dies zwey einander entgegengesetzte Bewegungen, deren eine die Wirkung der andern hindert. Bartholini, durch diese Schwierigkeit in die Enge getrieben, behauptete also, daß die Bewegung des aus den Nieren ausgehenden Bluts leicht durch diese schwarze und grobe Feuchtigkeit, die aus den Kapseln ausflösse, überwogen werden könnte. Diese und viele andere ihnen ähnliche Hypothesen sind blos aus

den traurigen Trümmern des Alterthums geschöpft, und die gesunde und geläuterte Naturlehre läßt sie durchaus nicht mehr gelten.

Ein gewisser Patruccio schien die ganze Schwierigkeit gehoben zu haben. Er sagte, daß er in der Ader der Kapseln Valveln gefunden hätte, die den Gang der Drüse in der Hohlader, und öfters auch auf der Seite der Drüse verschlössen, so daß die Blutader die Function der Arterie verrichten müsse, und die Arterie, indem sie die Dienste der Blutader thäte, das Blut durch die emulgirende Arterie in die Nieren führe. Diese schöne Entdeckung hatte nur den einzigen Fehler, daß sie nicht wahr war. Der Italiäner sah diese sonderbaren Valveln ganz allein. Tausend Leichname, die man nach und nach secirte, waren unwiderlegliche Beweise seines Betruges. Er genoß daher nicht lange das Lob und den Beyfall, den er sich durch dieß fälschliche Vorgeben anzumaaßen gewußt hatte, und er behielt zuletzt keine von seinen erborgten Federn; nicht ein einziger Schriftsteller blieb auf seiner Seite. Nach diesem Sturze schien Bartholini's Sache gänzlich verloren zu seyn. Ich will daher beide zur Seite setzen und einige andere Hypothesen in Untersuchung ziehen.

Einige*) gaben vor, daß diese Kapseln keinen andern Nutzen haben könnten, als daß sie die Feuchtigkeiten aufnähmen, die aus den rings um sie her vorhandenen Gefäßen ausflössen. Andere hingegen sagten, daß die darin befindliche Feuchtigkeit eben das sey, was der Milchsaft ist, der sich durch die Drüsen des Gekröses vertheilt. Noch Andere behaupteten, daß sich in diesen Kapseln ein gallichter Saft erzeuge, der, nachdem er zum Herzen geführt worden sey, und sich mit der in demselben befindlichen Säure vermischt habe, alsdann eine Wallung, die Grundursache des Herzschlages bewirke.

Auf diese Weise hatte man über die Nierendrüsen gedacht, als die Akademie ihr Programm herausgab. Die Aufgabe ward überall bekannt gemacht, die Neugierde wurde gereizt. Die Gelehrten, gleichsam aus einer Art von Schlafsucht geweckt, wollten noch einmal einen Versuch machen, den Knoten aufzulösen, und indem sie zum Theil neue Wege einschlugen, zum Theil die alten verfolgten, suchten sie die Wahrheit vielleicht mit mehr Eifer als Hoffnung. Verschiedene unter denselben haben kein weiteres Verdienst, als daß sie einen edeln Wett-

*) Spigelius.

eifer gezeigt haben. Andere von fruchtbarerem Geiste sind zwar nicht glücklicher gewesen; aber diese fruchtlosen Versuche sind doch mehr ein Beweis von der Dunkelheit der Sache selbst, als von dem eingeschränkten Verstande derjenigen, die sie angestellt haben.

Ich übergehe diejenigen mit Stillschweigen, deren Abhandlungen zu spät eingegangen sind, und daher keinen Anspruch auf den Preiß machen konnten. Die Akademie, die ihnen eben die Gesetze vorschrieb, die sie sich selbst vorgeschrieben hatte, hat es für ihre Pflicht gehalten, davon nicht abzugehen. Wären auch diese Ausarbeitungen besser als die übrigen gerathen, so würde doch dieß nicht das erstemal seyn, daß die äußere Form, die immer unbiegsam und strenge ist, über den Werth des innern Gehalts das Uebergewicht behalten hätte.

Unter den Verfassern der eingesandten Abhandlungen findet sich einer, der eine zwiefache Art der Galle annimmt; eine gröbere, die sich in der Leber absondere, und eine feinere, deren Absonderung in den Nieren vermittelst der Säure geschehe, die aus den Kapseln durch Gänge oder Röhren fließe, von welchen wir keine Kenntniß hätten, und welche uns, allem Ansehen nach, vielleicht auf immer unbekannt bleiben würden. Da aber die Akademie über die Sache belehrt,

nicht aber von der Untersuchung zurückgeschreckt seyn will; so hält sie sich bey diesem Systeme gar nicht auf.

Ein anderer Verfasser hat geglaubt, es dienten Drüsen, die verdickte Lympha oder die fettige Substanz, welche die Nieren umgiebt, zu filtriren oder zu verdünnen, damit sie sodann in das Blut hinüber geführt werden könne.

Ein andrer beschreibt uns 2 kleine Canäle, die die Feuchtigkeiten aus der Höhlung der Kapsel ab- und in die Blutader, die ihr eigen sey, hinüber führten. Diese Feuchtigkeit, die man nach vielen Experimenten für alkalisch halten müsse, diene, seiner Meinung nach, dem Blute, das aus den Nieren zurückkomme, nachdem es sich von der Serosität oder wässerigen Schärfe, woraus der Urin besteht, abgesondert habe, Flüssigkeit zu geben. Dieser Schriftsteller hat für seine Behauptung treffliche Gewährsmänner; Sylvius, Manget und Andere, sagt er, hätten diese Meinung schon vor ihm gehabt. Die Akademie, die es nie dulden wird, einerlei Geldposten doppelt in Rechnung zu bringen, die immer etwas Neues verlangt, die, gleich einem habsüchtigen Geizigen, vor Begierde immer neue Reichthümer zu erwerben, den bereits erworbenen Reichthum für nichts zu achten

LB Coburg

scheint, hat diesem Systeme den Kranz nicht zuerkannt.

Ein andrer, der glücklich genug gezeigt hat, daß zwischen conglobirten und conglomerirten Glandeln, das ist, zwischen Drüsen, die aus einer festen Masse bestehen, und zwischen solchen, die aus einer faserichten Materie zusammengesetzt sind, ein großer Unterschied sey, hat die Nierendrüsen zu den conglobirten gerechnet. Er glaubt, daß sie nichts anders seyen, als an einander hängende Gefäße, in welchen das Blut, wie in den Dratziehereien das Metall, nach und nach verdünnet und verfeinert werde. Eine solche Drüse sey ein Knaul, der durch die Zweige der beiden lymphatischen Gefäße, einem zuführenden und einem ab- oder zurückführenden formirt werde. Er meint, der zuführende sey derjenige, der die flüssige Substanz dahin leite, nicht aber die Arterie, weil er ihn öfters weit größer und dicker als die letztere gesehen habe. Diese flüssige Substanz werde durch den abführenden Ast wieder auf- und zurückgenommen, der dieselbe in den Brust-Canal leite, und sie dem allgemeinen Blutumlaufe wiedergebe. In diesen Glandeln und in allen conglobirten Drüsen sey kein abführender Canal vorhanden, weil es hier nicht darauf ankomme, die flüssigen Sub-

stanzen von einander abzusondern, sondern sie nur zu verdünnen und zu verfeinern.

Dieß System hat, vermöge eines Anscheins von Wahrheit, der anfänglich einnimmt, die Aufmerksamkeit der Akademie auf sich gezogen; allein es hat sich dabey nicht behaupten können. Einige Mitglieder haben so starke Einwürfe dagegen vorgebracht, daß sie das ganze Gebäude über den Haufen geworfen, und nicht einen Stein auf dem andern gelassen haben. Ich will nur einige dieser Einwürfe hier anführen, in Ansehung der übrigen aber denen, die mir die Ehre thun, diese Vorlesung anzuhören, das Vergnügen überlassen, sie selbst nachzusehen.

Es giebt freilich in den Kapseln eine Höhlung; anstatt aber, daß diese dienen sollte, die flüssige Substanz zu verdünnen, ist sie vielmehr weit geschickter, sie zu verdicken und ihre Bewegung aufzuhalten. Es giebt in diesen Höhlungen ein schwärzliches dickes Blut; dieß ist also weder eine Lympha oder wässeriche Feuchtigkeit, noch eine verdünnte flüssige Substanz. Ueberdem finden sich dabey sehr große Schwierigkeiten, wie die flüssige Substanz aus dem Deferenten oder dem zuführenden Zweige in die Höhlung, und aus der Höhlung in den Refe-

renten oder den abführenden Zweig kommen sollte. Wollte man sagen, daß diese Höhlung eine Art von Herz sey, das dazu diene, die flüssige Substanz in Gährung zu bringen, und sie in dem Gefäße zu klopfen; so ist dieß eine Behauptung ohne Beweis, und hat man so wenig in diesen Theilen als in den Nieren je ein Klopfen oder Schlagen wahrgenommen.

Aus diesem Allen ergiebt sich, daß die Akademie dieses Jahr nicht das Vergnügen haben wird, den ausgesetzten Preiß auszutheilen, mithin der heutige Tag für sie nicht so feierlich seyn kann, als sie es gehofft hatte. Aus den Experimenten und Sektionen, die sie unter ihren Augen hat anstellen lassen, hat sie die Schwierigkeit nach ihrem ganzen Umfange eingesehen, und dadurch sich überzeugt, daß man sich nicht wundern dürfe, wenn sie ihre Absicht nicht erreicht gesehen hat. Vielleicht wird einst der Zufall das ersetzen, was alle ihre Sorgfalt, was die Anstrengung so vieler hellen Köpfe nicht hat bewerkstelligen können.*) Diejenigen, die

*) Die Anatomiker wissen noch jetzt eben so wenig, als sie es zu Montesquieu's Zeiten wußten, was für einen Nutzen die Nierendrüsen haben, und beynahe ein ganzes Jahrhundert hat

die Erforschung der Wahrheit zu ihrem Lebensgeschäfte machen, sind den Launen des Glücks eben so sehr, als andere Menschen unterworfen. Vielleicht wird das, was heute so vielen vergeblichen Schweiß gekostet hat, dem ersten Nachdenken eines glücklichen Schriftstellers bey weitem das Gleichgewicht nicht halten. Archimedes fand unter den Vergnügen eines Bades die Auflösung des berühmten Problems, die er durch sein langwieriges angestrengtes Nachsinnen nicht hatte herausbringen können. Die Wahrheit scheint zuweilen dem, der sie sucht, entgegen geeilt zu kommen; oft ist zwischen Wünschen, Hoffen und Haben kein Zwischen-

ihre Kenntniße, in diesem Stücke, nicht weiter gebracht. Wahrscheinlich wird man erst mehrere und öftere Untersuchungen bey ungebornen Kindern von verschiedenem Alter anstellen müssen, wenn man die Structur dieser Glandeln gehörig entwickeln will. Uebrigens kann man es nicht ohne Bewunderung bemerken, daß, wenn Montesquieu sich dem Studium der Anatomie besonders gewidmet hätte, diese Wissenschaft durch ihn eben so mächtige Fortschritte gethan haben würde, als die moralischen Wissenschaften sich durch seinen Geist und Fleiß gehoben haben. (Des Arztes Portal den Herausgebern mitgetheilte Anmerkung.)

raum. Und wenn die alten Dichter es uns versinnlichen wollen, daß die Geburten des Verstandes, die Arbeiten der Seele, nicht allemal mühsam sind; so sagen sie uns, daß Pallas ohne Schmerz aus Jupiters Kopfe hervorgesprungen sey.

Entwurf
zu einer
Naturgeschichte der Erde in ältern und neuern Zeiten, 1719.

Man arbeitet zu Bordeaux an einer Geschichte der ältern und neuern Erde, und aller auf derselben vorgekommenen Veränderungen, sie mögen allgemein oder nur besondern Theilen eigen gewesen, mögen durch Erdbeben, Ueberschwemmungen, oder andere Ursachen entstanden seyn; und es soll dieselbe eine genaue Beschreibung des Umfanges des festen Landes und des Meeres zu verschiedenen Zeiten, der Entstehung und des Unterganges der Inseln, imgleichen der Flüsse, der Gebirge, Thäler, stehenden Seen, Meerbusen, Meerengen, Vorgebirge, und aller mit denselben vorgegangenen Veränderungen, der von Menschenhänden angelegten Werke, die der Erde eine neue Ge-

stalt gegeben haben, der vornehmsten Canäle, wodurch Meere und große Flüsse mit einander sind verbunden worden, der in Ansehung der Natur des Erdbodens und der Beschaffenheit der Luft vorgegangenen Veränderungen, neu entdeckter oder eingegangener Bergwerke, zerstörter Wälder, durch Pest, Krieg oder andere Landplagen entstandener Wüsteneien, nebst der physischen Ursache aller dieser Wirkungen, und kritische Anmerkungen über diejenigen, die falsch oder verdächtig sind, enthalten.

Man ersucht die Gelehrten dererjenigen Länder, in welchen diese und andere ähnliche Ereignisse sich zugetragen haben, ohne zu der Kenntniß der Verfasser gelangt zu seyn, ihnen davon zuverlässige Nachricht zu geben. Auch bittet man diejenigen, die die bereits bekannten untersucht haben möchten oder noch untersuchen werden, uns ihre Beobachtungen, sie mögen diese Facta widerlegen oder bestätigen, gefälligst mitzutheilen. Man wird die Aufsätze unter der Aufschrift: „an Herrn von Montesquieu, Präsidenten des Parlements von Guienne, zu Bordeaux, in der Straße Margaux,“ anhero senden, welcher das Porto bezahlen wird; und wenn die Verfasser sich näher bekannt machen, wird man ihnen auf Treue und Glauben alle ihnen schuldige Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Man ersucht dieselben, vermöge der Liebe, die alle und jede Menschen für die Wahrheit haben müssen, uns keine nur obenhin eingezogene Nachrichten einzusenden, sondern nur dasjenige als zuverlässig anzugeben, was sie selbst reiflich untersucht haben. Man meldet dabey zum voraus, daß man alle nur möglichen Maaßregeln, sich nicht mit Ungewißheiten überraschen zu lassen, nehmen, und bey sonderbaren und außerordentlichen Ereignissen sich nicht an das Zeugniß eines Einzigen binden, sondern die Facta aufs neue untersuchen lassen wird *).

*) Man sehe das Journal des Savans, Jahr 1719, Seite 159, und den Mercure vom Jan. 1719.

Wir wissen nicht, ob dieser Plan zur Ausführung gekommen sey; aber Montesquieu hat lange daran gearbeitet.

Anm. der Herausgeber.

Vorlesung
über die
Ursache der Schwere der Körper.

gehalten den 1sten May 1720.

Es ist von jeher das Schicksal der Gelehrten gewesen, daß sie ihre Stimmen wider die Ungerechtigkeit der Zeiten, in welchen sie lebten, erhoben haben. Man höre nur einen Hofmann an August's Hofe reden, um sich zu überzeugen, wie wenig man immer diejenigen geschätzt habe, die vermöge ihrer Talente Beweise der öffentlichen Achtung verdienten. Man höre die Klagen, die ein Hofmann von Nero's Hofe darüber führt. Der leztere geht sogar so weit, daß er sagt: das Sittenverderbniß ist bis zu den Göttern des Kaisers hindurch gedrungen; und der Geschmack, fügt er hinzu, ist so ver-

dorben und ausgeartet, daß ein Goldklumpen schöner zu seyn scheint, als Alles, was Apelles und Phidias, diese verächtlichen Dummköpfe unter den Griechen, je geliefert haben.

Sie, meine Herren, haben nicht Ursache, den Zeiten, in welchen Sie leben, Vorwürfe dieser Art zu machen. Kaum hatten Sie den Entschluß gefaßt, diese gelehrte Gesellschaft zu errichten; so fanden Sie auch schon einen erlauchten Beschützer, der theils die Fähigkeit, theils die Macht besaß, ihre Stütze zu seyn. Er ließ es an nichts ermangeln, Ihren Eifer aufzumuntern; und wenn Sie dieß noch nicht mit hinlänglicher Dankbarkeit erkennten, so würde er seine ersten Wohlthaten durch die neue so außerordentliche Freigebigkeit, die er Ihnen heute angedeihen läßt, gleichsam bey Ihnen in Vergessenheit bringen. Er kann, er will es nicht zugeben, daß das Schicksal dieser Academie länger ungewiß bleibe; er will ihren Uebungen eine geheiligte Stätte widmen.*)

Diese Wohlthaten legen Ihnen denn auch, meine Herren, neue Verbindlichkeiten auf. Sie sind ein Bewegungsgrund zu einem erneuerten

Wetteifer.

*) — — Moresque viris et moenia ponet.
Virg. Aneid. lib. 1. v. 264.

Wetteifer. Immer muß man dem Ziele nach dem Maaße der Mittel, die sich uns darbieten, näher kommen. Es würde unsrerseits etwas Geringes seyn, wenn wir dem Publikum bloß sagten, daß wir neue Beweise der Gnade erhalten hätten, wofern wir ihm nicht zugleich sagen könnten, daß wir sie zu verdienen suchen wollten.

Das gegenwärtige Jahr ist eins der bedenklichsten gewesen, das die Akademie bisher erlebt hat. Denn außer dem Verluste eines ihrer Mitglieder, dessen Verdienste es unserm Herzen nicht zweifelhaft bleiben lassen, ob wir uns seiner bloß erinnern oder seinen Abschied bedauern müssen, hat sie auch fast alle ihre übrigen Mitglieder abwesend und von sich entfernt, und ihre Versammlungen in der Hauptstadt des Königreichs zahlreicher, als an dem Orte ihres Wohnsitzes, gesehen.

Diese Abwesenheit führt uns heute an einen Ort, den wir nicht so, wie wir es sollten, ausfüllen können. Hätten uns unsre Beschäftigungen die nöthige Zeit gelassen, so würde das Publikum immer dabey verloren haben. Es würde dann den Unterschied eingesehen haben, den wir mehr, als es selbst, empfinden. Es giebt Männer, deren Verrichtungen man nicht ohne Gefahr übernehmen kann; man findet sich

zu sehr beengt, wenn man alles dasjenige leisten soll, was ihr Ruf von ihnen verspricht.

Sie werden dem Publicum in dieser Sitzung einige Ihrer Arbeiten, so wie auch das Urtheil, das Sie über eine der dunkelsten Materien der Naturlehre gefällt haben, mittheilen. Sie haben einen so lange streitig gewesenen Preis endlich zuerkannt. Unsere Verfasser schienen denselben mit Recht fordern zu können. Die Ungewißheit, in welcher Sie sich befanden, hat Ihnen Vergnügen gemacht. Es würde Ihnen gewiß sehr unangenehm gewesen seyn, wenn Sie ein sichereres Urtheil hätten abgeben können; und ganz verschieden von andern Richtern, die sich bey problematischen Sachen immer in große Verlegenheit gesetzt sehen, fanden sie selbst in der Gefahr, sich zu irren, eine genugthuende Befriedigung.

Wir wollen jetzt den Inhalt der uns eingesandten Abhandlungen, auch derer, die in Ansehung des Preises nicht in Betracht kommen, mit wenigen Worten angeben; und wenn gleich dieselben in Ansehung ihres innern Werths auf gleiche Weise befriedigend sind, so werden sie uns doch durch ihre Verschiedenheit Vergnügen machen.

Einer der Verfasser, ein Peripatetiker, ohne es zu wissen, hat geglaubt, die Körper-

schwere selbst in dem Mangel des Umfangs oder der Ausdehnung zu finden. Nach seiner Meinung sind die Körper vermöge des Zusammenhängens der Theile, welches keinen Zwischenraum verstattet, gezwungen, sich dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte zu nähern. Allein wer siehet nicht, daß dieser innere Grund der Schwere, welchen man hierbey annimmt, nicht aus dem Umfange, als Umfang betrachtet, folgen könne, und daß man nothwendig zu einer Ursache von Außen seine Zuflucht nehmen müsse?

Ein Chymiker oder Rosenkreuzer, welcher alle Principia, Ursachen, Grundlagen der Eigenschaften der Körper, den Geruch, den Geschmack u. s. w., in seinem Mercurius zu finden glaubt, hat denn auch die Schwere darin gesehen. Was ich hier sage, macht seine ganze Abhandlung aus, die die Dunkelheit selbst ist.

Der Verfasser der dritten Ausarbeitung nimmt die Miene eines Geometricus an, ist es aber nicht. Nachdem er die Reaction der Wirbelwinde zum Principio angenommen hat, so giebt er sogleich diese Meinung wiederum auf, um schlechterdings dem Cartesianischen Systeme zu folgen. Dieß heißt aber eben dieses System nur noch unwahrscheinlicher machen, als es bereits vorhin war. Er übersieht die starken Ein-

würfe, die Huygens dagegen gemacht hat, und hält sich nur bey unnützen und gar nicht zur Sache gehörigen Dingen auf. Man sieht wohl, daß dieß ein Mann ist, der den rechten Weg verfehlt hat, der in der Irre wandelt und mit schwankendem Schritte auf jeden Gegenstand zugeht, der ihm in die Augen fällt.

Die vierte Abhandlung gehört zu den Preisschriften. Der Verfasser legt den Satz zum Grunde, daß jede motio centrifuga, die ihren beweglichen Körper wegen des Widerstandes eines Hindernisses nicht von dem Mittelpunkte entfernen kann, auf sich selbst zurückstößt, und sich in eine dem Mittelpunkte sich nähernde Bewegung verändert. Er macht sich darauf den so bekannten Einwurf: „Woher kommt „es, daß die schweren Körper ihren Hang nach „dem Mittelpunkte der Erde richten, und nicht „nach den Punkten der damit übereinkommen„den Axe?“ und er beantwortet denselben als ein großer Naturkündiger. Man weiß, sagt er, daß die Kraft, sich von dem Mittelpunkte zu entfernen, allezeit dem Quadrate der Geschwindigkeit, das durch den Durchmesser der Kreisbewegung dividirt ist, gleich kommt; und da der Durchmesser des Cirkels der Materie, die gegen den Wendecirkel cirkulirt, kleiner ist, als der Durchmesser der Materie, die gegen den Ae-

quator circulirt, so folgt, daß ihre Kraft, sich vom Mittelpunkte zu entfernen, größer sey. Da aber diese Kraft auf der Seite, wohin sie geradezu gerichtet ist, nicht ihre ganze Wirkung thun kann, so bringt sie ihre Bewegung auf derjenigen Seite an, wo sie nicht so vielen Widerstand findet, und nöthigt die Körper, nach dem Mittelpunkte zu zu gehen. Was die Grundlage dieses Systems betrift, so ist es schwer zu begreifen, wie die den Mittelpunkt fliehende Kraft dadurch, daß sie sich in eine dem Mittelpunkte sich anschließende Kraft verwandelt, die Schwere hervorbringen könne. Es scheint vielmehr, daß, da die Körper durch eine gleiche Kraft fortgestoßen und zurückgestoßen werden, die Bewegung zernichtet und unwirksam werde; ein Princip, das nur dienen kann, die Ursache des allgemeinen Gleichgewichts der Wirbelwinde zu erklären.

Gleichwohl muß man gestehen, es läßt sich bey dieser Arbeit die Hand eines großen Meisters nicht verkennen. Man kann sie mit den Umrissen berühmter Mahler vergleichen, die, so unvollständig sie auch sind, dennoch das Auge und die Achtung der Kenner auf sich ziehen.

Die folgeude Abhandlung ist einfach, nett und mit Scharfsinn abgefaßt. Der Verfasser bemerkt, daß die Luftstralen immer streben, sich

in gerader Linie fortzubewegen; und weil diese Materie die Gränzen des Wirbels, in welche sie eingeschlossen ist, nicht überschreiten kann, so strebt sie unaufhörlich, sich in die innern Zwischenräume, die durch eine fremde Materie, als die Erde und die Planeten, eingenommen sind, auszubreiten. Würde ein Planet vernichtet werden, so würde die Materie, die ihn umgiebt, sich in diesen neuen Raum verbreiten. Sie strebt also, sich von der Circumferenz nach dem Mittelpunkte hin zu erweitern, und folglich muß sie in diesem Verstande die harten Körper, die sie unterwegens antrift, fortstoßen.

Schade ist es bey dieser Ausarbeitung, daß die Sache sehr oberflächlich behandelt ist. Man sieht dabey weder die einen Gegenstand ganz umfassende Geistesstärke, noch, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, die geometrische Deutlichkeit, die denselben völlig durchschauet. Man nimmt vielmehr etwas Schlaffes, und wenn ich es sagen darf, Weibisches daran wahr; artige Züge sind dabey nicht zu verkennen, aber man vermißt die ernste Majestät der Natur.

Wir kommen zu der Abhandlung, die den Preis davon getragen hat. Sie hat die Mehrheit der Stimmen erhalten, nicht nur wegen der Neuheit des Systems, sondern auch in Rücksicht

auf die neue Stufe der Wahrscheinlichkeit, die sie damit verbindet, in Betracht der Gründlichkeit der Raisonnements, der Beantwortungen, die der Verfasser dem Saurin und Huygens entgegen setzt, kurz, in allen diesen Rücksichten zusammen genommen, wodurch diese Arbeit ein völliges Ganzes wird. Der Verfasser,*) der seiner Sache völlig Meister ist, hat die starke und schwache Seite derselben erkannt, und sich dabey die Einsichten der größten Köpfe unsers Jahrhunderts zu Nutze zu machen gewußt. Das Vorlesen seiner Abhandlung selbst überhebt mich der Mühe, mehr davon zu sagen.

*) Bouillet, Arzt zu Beziers.

Vorlesung
über die
Ursache
der
Durchsichtigkeit der Körper.

Verlesen den 25sten August 1718.

Die Academie erließ im vorigen Jahre eine zweite Preisaufgabe über die Durchsichtigkeit oder Transparenz. Diese Materie, die mit der Lehre vom Lichte in Verbindung steht, hat ohne Zweifel den Schriftstellern von zu weitläufigen Umfange zu seyn geschienen, und sie daher von der Bearbeitung derselben abgeschreckt.

Durch die Beraubung fremder Hülfen sollte nun zwar das Publicum nicht verlieren müssen; aber es wird doch immer dabei verlieren. Denn da wir uns nunmehr in die Nothwendig-

keit gesetzt sehen, die Sache selbst abzuhandeln, wir aber billig ein Mißtrauen in uns setzen, ob wir dieselbe gehörig erschöpfen würden; so wollen wir uns lieber damit entschuldigen, daß uns unsere Geschäfte zu wenig Zeit dazu gelassen haben.

Auf den ersten Blick hat es das Ansehen, als wenn Aristoteles sehr wohl gewußt habe, was die Durchsichtigkeit sey, weil er das Licht durch Wirkung des Durchsichtigen als durchsichtig betrachtet, desinirt. Aber, die Wahrheit zu sagen, er wußte weder, was Durchsichtigkeit ist, noch was Licht ist. Gewohnt, Alles durch die Endursache zu erklären, anstatt nach der Formal-Ursache zu schließen, sah er die Durchsichtigkeit als einen deutlichen Begriff an, ob sie gleich nur denenjenigen deutlich scheinen konnte, die bereits wußten, was das Licht sey.

Unter den Neuern glauben die Meisten, daß die Durchsichtigkeit eine Wirkung der geraden Richtung der Pori sey, als welche, ihrer Meinung nach, die Bewegung des Lichts leicht durchlassen könnten.

Einer unserer Collegen hat geglaubt, die geraden Poros in Zweifel ziehen zu müssen, indem er sagt, daß, wenn man einen Glaswürfel zerschneide, er das Licht von allen Seiten

durchlasse. Ich für meine Person gestehe gern, daß mir diese Hypothese mehr scharfsinnig als wahr zu seyn scheint. Ich finde nämlich nicht, daß sich diese regelmäßige Richtung mit der zufälligen Stellung verträgt, durch welche allerlei Gestalten hervorgebracht werden. Auch scheint mir diese Meinung von den geraden Poris keinen Grund von der Sache anzugeben, wovon hier die Rede ist. Denn es setzt mich nicht der Umstand in Verlegenheit, daß einige Körper durchsichtig sind, sondern vielmehr der, daß nicht alle und jede Körper durchsichtig sind.

Es ist unmöglich, daß es eine Materie auf dem Erdboden gebe, die so dicht wäre, daß sie nicht den Luft- und Lichtkügelchen den Durchgang verstatte. Man denke sich die Poros noch so krumm, so schräg oder gebogen, als man will, so müssen sie doch das Licht durchlassen, weil die ätherische Materie alle und jede Körper durchdringt.

Es sind daher alle und jede Körper schlechthin und an und für sich selbst, durchsichtig; aber sie sind es nicht alle beziehungsweise, nicht alle für das menschliche oder jedes thierische Auge. Sie sind alle durchsichtig oder durchscheinend, weil sie sämmtlich die Lichtstrahlen durchlassen; aber es gehen nicht immer so viele Licht-

strahlen hindurch, daß sie auf der Netzhaut das Bild der Gegenstände hervorbringen können.

Man ersiehet es aus den Newtonianischen Experimenten, daß alle farbigen oder gefärbten Körper einen Theil der Sonnen- oder Lichtstrahlen verschlingen, und den übrigen Theil zurückwerfen. Folglich sind sie, insofern sie die Strahlen zurückwerfen, opak und durchsichtig; insofern aber, als sie sie durchlassen, durchsichtig.

In dem Iournal des Savans finden wir, daß ein Mensch, der sechs Monate lang in einem finstern Gefängnisse eingesperret gewesen war, endlich alle Gegenstände im Finstern sehr deutlich sehen konnte. Seine Augen hatten sich nämlich nach und nach gewöhnt, nur eine sehr kleine Anzahl Lichtstrahlen aufzufassen; das Sehewerkzeug begann allmählig durch ein Licht in Bewegung gesetzt zu werden, das so schwach war, daß es andern Augen, die sich nicht daran gewöhnet hätten, unbemerklich blieb. Es ist sogar wahrscheinlich, daß es Thiere giebt, für welche die dickesten, dichtesten Mauern durchsichtig sind.

Nach diesem Allen glaube ich dies Princip annehmen zu können, daß diejenigen Körper, die den Lichtstrahlen, welche durch dieselben hier durchgehen, am wenigsten kleine feste Oberflä-

chen entgegen setzen, am durchsichtigsten sind; daß sie in der Maaße, in welcher sie ihnen mehr entgegensetzen, weniger Durchsichtigkeit haben; und daß sie anfangen opak und völlig undurchsichtig zu scheinen, sobald sie nicht Strahlen genug durchlassen, die die Gesichtswerkzeuge erschüttern können, welches letztere jedoch auch auf den Bau der Augen und auf die Beschaffenheit, worin sie sich alsdann befinden, mit ankommt.

Wenn ich erst Gelegenheit habe, über diese Sache genauer nachzudenken, so werde ich diese hingeworfenen Ideen besser entwickeln, und das, wozu ich hier nur einen Fingerzeig gegeben habe, umständlicher ausführen können.

Beobachtungen

über die

Naturgeschichte.

Vorgelesen den 20sten December 1721.

I.

Als ich einst unter dem Mikroskop ein Insect wahrgenommen hatte, dessen Name mir nicht bekannt war, (weil es vielleicht keinen hat, und mit einer zahllosen Menge anderer Insecten, die man gleichfalls nicht kennet, vermischt wird); so bemerkte ich, daß dies kleine Thierchen, das eine sehr schöne rothe Farbe hat, meist graulich aussieht, wenn man es mit dem Linsenglase von der Seite betrachtet, und daß es alsdann nur eine kleine Schattirung von Roth be-

hält *). Dies scheint mir das neue Newtonianische System von den Farben zu bestätigen. Newton glaubt nämlich, daß ein Gegenstand nur deswegen roth zu seyn scheine, weil er die Lichtstrahlen, die die Empfindung des Rothen hervorzubringen vermögend sind, auf die Augen zurückwerfe, und alles dasjenige, was die Empfindung der anderen Farben erregen kann, verschlinge oder zurückwerfe. Da nun die vornehmste Tugend des Mikroskops darin besteht, daß es die Lichtstrahlen vereiniget, die, von einander getrennet, nicht Kraft genug haben würden, eine Empfindung zu erregen; so ist es denn auch bei dieser Beobachtung eingetroffen, daß die Strahlen des Grauen sich vermöge ihrer Vereinigung haben empfinden lassen, anstatt daß sie vorher für mich gänzlich verloren waren. Mithin hat auch dies kleine Object mir eben deswegen roth zu seyn geschienen, weil mit Hülfe des Mikroskops neue Strahlen entstanden sind, die meine Augen berühret haben.

*) Dies rothe Insect, wenn es auf dem Wasser gefangen wurde, war ein Monoculus, ein Wasserfloh, Schildfloh. Anmerk. Valmont's von Bomare, den Herausgebern mitgetheilt.

2.

Ich habe auch andere Insecten untersucht, die sich auf den Blättern des Ulmbaums befinden, in welche sie eingeschlossen sind. Diese Hülle siehet fast aus, wie ein Apfel. Diese Insecten scheinen den bloßen Augen sowohl als unter dem Mikroskope blau zu sein; man glaubt aber, daß sie die Farbe von verarbeitetem Horne haben. Sie haben sechs Beine, zwei Fühlhörner, und einen Rüssel, der dem Elephantenrüssel ähnlich ist. Ich glaube, daß sie vermittelst dieses Rüssels ihre Nahrung zu sich nehmen, weil ich kein anderes Glied bemerkt habe, dessen sie sich dazu bedienen könnten *).

Die meisten Insecten, wenigstens alle diejenigen, die ich gesehen habe, haben sechs Beine und zwei Hörner. Diese Hörner dienen ihnen, sich in die Erde zu graben, in welcher man sie findet.

*) Die Insecten, die man in eine apfelartige Hülle auf den Ulmbaumblättern eingeschlossen findet, sind, nach den neuern Erfahrungen, Blattläuse in ihrem Gallus oder Auswuchse. Vermont's von Bomare den Herausgebern mitgetheilte Anmerkung.

3.

Denn 29sten Mai 1718 stellete ich einige Beobachtungen über den Mistel an. Ich glaubte bisher, daß diese Pflanze aus einem Samen entstände, der entweder durch den Wind auf die Bäume gewehet, oder von Vögeln dahin verschleppt würde, und sich dann an den Gummi anhinge, der gemeiniglich aus alt gewordenen Bäumen, und besonders aus alten Obstbäumen ausschwitzet; aber ich muste nunmehr diese Meinung aufgeben. Ich gerieth anfänglich in Verwunderung, als ich auf einem und demselbigen Baumzweige (es war ein Birnbaum) mehr als hundert junge Mistelschößlinge sah, deren einige größer als die übrigen, alle aber verschiedene Stämme waren, und in verschiedener Entfernung von einander standen; so daß, wenn sie aus Samenkörnern entstanden wären, eben so viele Samenkörner hätten gewesen seyn müssen, als jetzt Schößlinge vorhanden waren.

Nachdem ich hierauf einen von den Zweigen dieses Baums abgeschnitten hatte, so entdeckte ich etwas, was ich mir gar nicht vermuthen war. Ich sah beträchtliche Gefäße, eben so grün wie der Mistel, die aus den harten oder zähen Theilen des Holzes ausgingen und

nach

nach den Stellen hin liefen, wo ein jeder von diesen Schößlingen, oder Reisern ausgeschossen war. Dies muste mich schlechterdings überzeugen, daß diese grünen Holzstriche durch einen verdorbenen oder mangelhaften Saft des Baums waren erzeugt worden, der, nachdem er längs den Fasern hingeflossen war, an der Oberfläche einen Ausgang gesucht und daselbst einen Auswuchs hervorgetrieben hatte. Dies zeigt sich noch stärker, wenn der Baum im vollen Safte steht, als im Winter; auch läßt es sich an einigen Bäumen viel deutlicher wahrnehmen, als an andern. Im vorigen Monate (October) sahen wir an einem Zweige von einer Eberesche, der ganz von Misteln bewachsen war, große und lange Höhlungen; sie waren tiefer als dreivierthel Zoll, und erstreckten sich von dem Mittelpuncte des Zweiges, aus welchem sie sämmtlich wie aus Einem Punkte ausgingen, bis an die Circumferenz, wo sie mehr als vier Linien weit waren. Diese dreieckigen Gefäße liefen längs dem Zweige in der gedachten Tiefe fort; waren mit einem grünen dicken Safte angefüllet, der sich mit dem Messer leicht durchschneiden ließ, obgleich das Holz erstaunlich hart war; und gingen sämmtlich, nebst vielen andern kleinern, nach der Stelle, wo die stärksten Mistelreiser ausgestossen waren. Die Grö-

ste dieser Reiser war immer der Weite dieser Canäle angemessen, welche letztern man wie einen kleinen Fluß betrachten kann, in welchem die holzartigen Fasern, wie kleine Bäche, den verdorbenen Saft ergießen. Zuweilen sind diese Canäle zwischen der Borke und dem holzigen Körper ausgedehnt, welches den Gesetzen des Umlaufs der Säfte in den Pflanzen gemäß ist. Man weiß nämlich, daß diese Säfte immer zwischen der Borke und dem Holze hinunter gehen, wie durch mehrere Erfahrungen erwiesen ist. Fast immer am Ende eines mit Mistelreisern bewachsenen Zweiges befinden sich Baumreiser mit Blättern; daraus ersiehet man, daß noch Fasern vorhanden sind, die einen gesunden und guten Saft enthalten. Zuweilen habe ich bemerkt, daß der Zweig an der Stelle, wo die Mistel stand, beinahe trocken, und er hingegen am Ende, wo die Baumreiser saßen, ganz grün war; ein neuer Beweis, daß der Saft an der einen Stelle verdorben, und an der andern nicht verdorben war. Mithin sehe ich diesen Mistel, der dem Auge so grün und gesund zu seyn scheint, als ein krankes Gewächs und Reis an, das aus bösen oder ausgearteten Säften ist erzeugt worden, nicht aber als eine aus Samenkörnern erwachsene Pflanze, wie unsere Neuern behaupten. Und beiläufig will ich

noch anmerken, daß ich unter allen den Reisern, die ich davon gesehen, nicht ein einziges auf dem Gummi oder der harzartigen Substanz der Bäume, an welche sich, wie man sagt, die Samenkörner ankleben sollen, gefunden habe; man findet sie fast immer auf alten und kränkelnden Bäumen, in welchen sich die Säfte immer verdicken und verschlimmern.

Bei den Gewächsen verschlimmern sich entweder die darin enthaltenen Feuchtigkeiten durch eine fehlerhafte Beschaffenheit der holzartigen Fasern, in welchen sie umlaufen, oder es verschlimmern sich auch die holzartigen Fasern durch die übele Beschaffenheit der Feuchtigkeiten. Sind diese Feuchtigkeiten einmal verdorben, so werden sie leicht schleimig und klebrig, und dadurch verlieren sie dann die flüßige Eigenschaft, welche die Sonnenhitze, wodurch sie in die Höhe getrieben werden, ihnen sonst mitzutheilen pflegt. Man wird vielleicht hiergegen einwenden, daß derjenige Saft, der zur Hervorbringung des Mistels eintritt, solche Reiser würde treiben müssen, die den natürlichen Reisern ähnlicher wären, als die Mistelreiser es sind. Wenn man aber einen Fehler im Safte annimmt, wenn man dabei auf die wunderbaren Erscheinungen, die bei dem Pfropfen und den Pfropfreisern vorgehen, Acht hat;

so wird es nicht schwer fallen, sich den Unterschied zwischen beiden Arten vor Reisern begreiflich zu machen.

Aber, wird man weiter sagen, der Mistel trägt Samen und hat Samenkörner, die die Natur nicht umsonst hervorgebracht haben kann. Ich habe mir daher vorgenommen, mehrere Erfahrungen mit diesen Samenkörnern anzustellen, und ich glaube, daß es nicht schwer zu entdekken seyn wird, ob sie fruchtbar sind und zur Fortpflanzung dienen können, oder nicht. Seydem aber wie ihm immer sey, so scheint es mir noch nichts Außerordentliches und Unerhörtes zu seyn, daß ein Baum, der verschiedene Säfte hat, auch verschiedene Zweige habe; und hat man einmal Zweige angenommen, so lassen sich auch eben so leicht Samenkörner in dem einen als in dem andern denken. *)

Es ist jedoch dies nichts weiter als ein vorläufiger Versuch der Beobachtungen, die ich

*) Der Mistel entsteht nach neuern Erfahrungen, aus seinem eigenen Saamen. Er wächst auf lebendigen und auf abgestorbenen Pflanzen, sogar auf zerbrochenen Stücken von Backsteinen. Diese Samenkörner bedürfen nur einen Punct, an welchem sie sich halten und aufgehen. Valmont's von Bomare den Herausgebern mitgetheilte Anmerkung.

über diesen Gegenstand anzustellen gedenke. Ich werde mit dem Microskope untersuchen, ob unter der Textur der Fasern des Mistels und unter der Textur der Fasern des Baums, auf welchem er wächst, ein Unterschied sey; werde auch untersuchen, ob diese Textur sich nach dem Unterschiede der Gegenstände, wovon man sie hernimmt, verändern. Ich glaube sogar, daß diese Untersuchungen uns dienen können, die Ordnung des Umlaufs des Safts in den Pflanzen zu entdecken, und mache mir die Hoffnung, daß dieser Saft, der so leicht an seiner Farbe zu unterscheiden ist, mir dazu den Weg zeigen werde.

4.

Nachdem ich einen Frosch hatte aufschneiden lassen, band ich eine beträchtliche Blutader zu, die mit einer andern parallel ist, welche von dem Sternum bis an die Schaam längs der linea alba geht; da denn diese letztere das Mittel hält, zwischen dem Blutgefäße, das wir zubanden, und einem andern, das ihm gegen über steht. Man machte einen Einschnitt einen Finger breit von dem Verbande. Ich habe nicht bemerkt, daß das Blut einen Rücklauf nahm, wie Leidde bemerkt zu haben ver-

sichert. Ich will aber mein Urtheil so lange ausgesetzt seyn lassen, bis ich meine Beobachtung zu wiederholen im Stande seyn werde.

Ich nahm keine peristaltische Bewegung in den Eingeweiden wahr; nur ein einzigesmal sah sich eine außerordentliche und gleichsam zukkende Bewegung, welche dieselben anschwoll, wie man eine Urinblase durch heftiges Blasen aufzuschwellen pflegt. Diese Verzuckung muß man den Lebensgeistern zuschreiben, die bey der Zerreißung des Thiers auf eine unregelmäßige Weise nach diesen Theilen hingetrieben wurden.

Als ich einen andern Frosch geöffnet hatte, bemerkte ich gleichfalls nichts, was einer peristaltischen Bewegung ähnlich war; sah aber mit Vergnügen die Luftröhre und ihren Bau. Ich bewunderte ihre Valveln, von welchen die eine wie ein Schließmuskel gestaltet ist, die andern aber, die derselben beynahe gleich kommt, und unter ihr liegt, aus zwey Knorpeln besteht, die an einander treten, und noch fester als die erste zusammenschließen, so daß das Wasser und die Lebensmittel nicht in die Lungen übergehen können. Allem Ansehen nach verdanken die Frösche dieser Valvel ihre rauhe, heisere Stimme, vermittelst der scharrenden Bewe-

gung, die sie der durch dieselbe hindurch gehenden Luft mittheilen.

Neben dem Herzen fande ich nur einen Magen; eine Bemerkung, die mir bey der Erklärung einer Beobachtung, von welcher ich in der Folge dieses Aufsatzes reden will, zu Statten kommen wird. *)

5.

Im Maymonate 1718 beobachtete ich das Moos, das auf den Eichen wächset. Ich bemerkte verschiedene Arten desselben. Die erste Art gleichet einem vollständigen Baume, hat einen Stamm, Zweige und Wurzeln. Bey dieser Beobachtung ging es mir eben so, wie es mir bey einer der vorhergehenden gegangen war; ich war anfangs geneigt zu glauben, daß dies Moos eine wirkliche Pflanze sey, und aus einem durch die Luft herzugeführten Saamen wachse. Bey der Untersuchung aber, die ich darüber anstellete, mußte ich wiederum meine Meinung ändern. Ich fand, daß dasselbe aus zweyerley Arten Fasern bestand, die zwey ganz

*) Was Montesquieu hier von dem Frosche sagt, hat einigen Widerspruch gefunden. Bemerkung von Vermont von Bomare, den Herausgebern mitgetheilt.

verschiedene Substanzen ausmachen, eine weiße und eine rothe. Um diese gehörig zu unterscheiden, muß man den Wurzelstamm naß machen, und ein Stück davon abschneiden. Man siehet alsdann auf demselben zuförderst einen äußeren rothen, in's Grüne laufenden Kranz, und dann einen andern weißen, aber weit dichtern Kranz, und in der Mitte einen rothen Kreis.

Nachdem ich mit dem Mikroskope den innern Theil der Borke betrachtet hatte, auf welcher dieses Moos wächst; so fand ich, daß diese gleichfalls aus einer solchen weißen und einer rothen Substanz bestand, ob man gleich mit bloßen Auge nichts weiter als den rothen Theil gewahr werden konnte. Dies brachte mich auf den Gedanken, daß dies Moos schlechterdings aus der Borke entstehen, und in derselben seinen Grund haben müsse. So wie der holzige Theil des Zweiges eines Baums nichts anders ist, als ein Fortwuchs des holzigen Theils des Stammes; eben so stellete ich mir auch vor, daß dies Moos gleichfalls nur ein Fortwuchs und gleichsam nur ein Zweig der Borke seyn könnte.

Um mich davon zu überzeugen, ließ ich dies Moos, so wie es an seiner Borke saß, einweichen damit die Fasern desselben nicht so

spröde und zerbrechlich seyn möchten; spaltete dann den Stamm des Mooses und der Borke zu gleicher Zeit, und legte eine von beyden Hälften unter mein Mikroskop, damit ich den Fibern von beyden nachspüren konnte. Hier sah ich nun gerade dasselbige Gewebe. Ich legte die weiße Substanz des Mooses unten an die Borke, und brachte dann gleichfalls Fasern von der Borke an das Ende der Zweige des Mooses; aber es war kein Unterschied in der Textur beyder Körper zu hören und zu sehen; eine und dieselbige Mischung in allen beyden, sowohl in dem weißen als in dem rothen Theile, so daß eins dem andern vollkommen glich, eins dem andern sich völlig anschloß. Man hat also nicht nöthig, seine Zuflucht zu Saamenkörnern zu nehmen, um den Ursprung dieses Mooses zu erklären, wie unsere neuern Naturkündiger thun, als welche allenthalben Saamen hinwerfen oder durch den Wind hinwerfen lassen, wie ich sogleich weiter zeigen werde. Da nun dies Moos kein Gewächs anderer Natur ist, so darf man sich auch nicht wundern, wenn es eben sowohl aus jungen als aus alten Bäumen hervorwächst. Ich habe junge Eichen damit umgeben gesehen, die nicht über neun oder zehn Jahr alt waren, und dennoch im besten Wuchse standen. Ja man sieht es nicht einmal so häu-

sig an alten und kranken Bäumen, als an jungen und gesunden.

Außer diesem Moose habe ich noch an den Eichen dreyerley Arten Moos bemerkt, die sämtlich an der äußern Rinde, wie auf einer Art von Mistbette, wachsen. Denn die allem Ungemach des Wetters und der Luft ausgesetzte äußere Rinde verwittert täglich und geht in Fäulniß über, da inzwischen die innere sich immer verneuet und verjüngt. Auf diesem Bette wächst 1) ein grünes Moos, auf dessen Beschreibung ich mich hier nicht einlassen will, weil es ein Jeder kennet; 2) noch ein anderes Moos, das dem Laube eben des Baums, an welchem es wächst, ähnlich siehet, wenn man es dagegen hält; auch davon werde ich nichts besonders sagen; und endlich 3) ein gelbes Moos, das in's röthliche fällt, das an mageren Orten, als die übrigen Moosarten, wächst; denn man findet es auch auf Eisen, Schiefer und Dachsteinen. Nachdem ich ein Stück Schiefer in's Wasser gelegt hatte, damit das Moos sich desto leichter davon ablösen möchte, bemerkte ich, daß es nicht überall an dem Schiefer fest sitzt, sondern nur an verschiedenen Orten mit einem Fuße oder Stuhle angeklammert ist, der den Stühlen oder Füßen die Erdschwämme gleichet,

die wir an denselben bey verschiedenen Untersuchungen sehr deutlich gesehen haben.

Entstehen nun aber diese letztern Moosarten aus Saamen, oder nicht? — Ich weiß es nicht; aber ihr Werden setzt mich nicht weniger in Erstaunen, als das Daseyn der unermeßlichen Wälder und zahllosen Menge von Pflanzen, die man auf einer schimmlichen Brodtkrume, oder auf einem Stücke von einem mit Schimmel überzogenen Buche, unter dem Mikroskope wahrnimmt, wobey denn doch wohl Niemand auf die Vermuthung kommen wird, das sie aus Saamen entstanden wären. *)

Ob man gleich den Theil der Naturlehre, der die Vegetation der Pflanzen angehet, in dem gegenwärtigen Jahrhunderte ungemein aufgeklärt hat, so unterstehe ich mich doch zu sagen, daß derselbe annoch mit Schwierigkeiten überladen ist. Es ist wahr, daß, wenn unsere neuern Naturkündiger sagen, daß alle und jede Pflanzen, die je gewesen sind und künftig noch kommen werden, in den allerersten Saamen-Körnern enthalten gewesen wären, sie dabey eine schöne, große, sehr einfache, und der

*) Was Montesquieu von den Moosen sagt, beruhet auf Hypothesen. Vermont von Bomare den Herausgebern mitgetheilte Anmerkung.

Majestät der Natur würdige Idee aufgefaßt haben; aber es ist auch eben so wahr, daß man nur deswegen so geneigt ist, dieser Meinung Glauben zuzustellen, weil sie einen leichten Weg an die Hand giebt, die Organisation und Vegetation der Pflanzen zu erklären. Sie gründet sich auf ein Prinzip der Bequemlichkeit, und bey vielen Menschen ersetzt dieser Grund alle übrigen.

Die Freunde dieser Meinung hatten gehoffet, daß die Mikroskope ihnen in den Saamenkörnern die Gestalt der Pflanzen, die daraus erwachsen sollten, würden sehen lassen; aber bis jetzt sind alle ihre desfalls gemachten Versuche vergebens gewesen. Ob ich gleich für diese Meinung nicht eingenommen bin, so habe ich gleichwohl, wie Andere, versucht, diese Aehnlichkeit zu entdecken; allein meine Bemühungen sind eben so wenig von glücklichen Erfolge gewesen.

Um mit Gewißheit sagen zu können, daß alle und jede Bäume, die bis in's Unendliche entstehen und werden sollten, in dem ersten Samen-Korne jeder Art, das Gott erschuf, enthalten gewesen seyn, muß man, meinem Dafürhalten nach, zuförderst erweisen, daß alle und jede Bäume wirklich aus Saamen-Körnern entstehen.

Wenn man einen grünen Stock in die Erde steckt, so wird er Wurzeln und Zweige treiben, und endlich ein völliger Baum werden, wird Saamen-Körner oder Saamenkern tragen, die in der Folge wiederum Bäume hervorbringen. Ist es nun wahr, daß ein Baum nichts anders als eine Entwicklung aus einem Saamen-Korne ist, das ihn hervorbringt; so wird man folglich auch sagen müssen, daß auch in dieser Pflanzweide ein Saamen-Korn gleichsam verborgen gelegen habe, welches ich mir aber nicht denken kann.

Man unterscheidet das Wachsen der Pflanzen von dem Wachsen der Steine und der Metalle. Man sagt, die Pflanzen wachsen durch Intus-Susception (durch Eindringen eines flüssigen Körpers in einen organischen) und die Steine durch Juxta-Position (durch äußeres Ansetzen); oder mit andern Worten, die Theile, die die Gestalt der ersteren ausmachen, wachsen vermittelst eines Zusatzes der Materie, der innerhalb ihren Fasern geschiehet, welcher weil sie von Natur schlaff und hinfällig sind, sich alsdann in dem Moose aufrichten und steif werden, als die Nahrungssäfte aus der Erde in ihre Zwischenräume eindringen.

Dies, sagt man, ist die Ursache, warum eine jede Baumart nur eine gewisse Größe er-

reicht, nie aber über dieselbe hinaus geht, weil nämlich seine Fasern nur ein gewisses Maaß von Ausdehnung haben, und nicht fähig sind, zu einer größern Ausdehnung zu gelangen. — Ich gestehe es frey, daß ich dies nicht begreife. Steckt man eine grüne Gerte in die Erde, so treibt sie Zweige, die nichts anders als eine Ausdehnung derselbigen Fasern, auch bis in's Unendliche sind, und man hat sie doch in sehr enge Grenzen eingeschlossen. Ueberdem scheint mir diese Ausdehnung der Fasern in's Unendliche eine bloße Grille, eine offenbare Chimäre zu seyn. Denn es ist hier nicht von der Theilbarkeit der Materie die Rede; es kommt nur auf eine gewisse Ordnung und Einrichtung der Fasern an, die, anfänglich schwach und schlaff, nach und nach straffer und stärker werden, und die, wie man glaubt, endlich zu einer gewissen Stuffe gelangen müssen, welche sie nicht überschreiten können, und nach deren Erreichung sie zerfallen und vergehen müssen. Etwas eingeschränkteres läßt sich nicht denken.

Ich sage es also dreist, und ich sage es ohne zu erröthen, ob ich gleich vor Philosophen rede; ich glaube, daß es nicht leicht bey irgend einer Sache so sehr auf den Zufall ankomme, als bey der Erzeugung und Entstehung der Pflanzen; daß die Vegetation derselben von der

Vegetation der Steine und Metalle nur sehr wenig uuterschieden sey; mit einem Worte, daß die auf's Beste organisirte Pflanze nichts weiter als eine einfache nnd leichte Wirkung der allgemeinen Bewegung der Materie sey.

Ich bin überzeugt, daß in der Gestalt und Einrichtung der Saamen-Körner oder Samen-Kern nicht so viel Geheimnißvolles liegt, als man sich einbildet; daß dieselben nicht geschickter und nicht nothwendiger zur Hervorbringung der Bäume sind, als jeder andere von ihren Theilen, ja daß sie es zuweilen noch weniger sind; daß, wenn gewisse Theile der Pflanzen zur Erzeuguug und Fortpflanzung derselben untüchtig sind, diese Unfähigkeit daher kommt, weil ihr Gewebe so beschaffen ist, daß es leicht verdirbt oder verweset, in der Erde bald in Fäulniß übergehet oder sogleich vertrocknet, so daß sie alsdann nicht mehr im Stande sind, die Nahrungssäfte in ihre Fasern und Röhren aufzunehmen, als welches, meiner Meinung nach, der einzige Nutzen der Saamen-Körner ist.

Das, was ich hier vorgetragen habe, scheint mir die Verbindlichkeit auf zu legen alle bey dem Wuchse der Pflanzen vorkommende Erscheinungen, so wie ich sie mir nach meinen Be-

griffen denke, zu erklären. Dies würde aber eine lange und weitläuftige Abhandlung erfordern. Ich will mich also blos darauf einschränken, nur eine allgemeine Uebersicht von der Sache zu geben, und zu dem Ende nur einige Anmerkungen über ein einzelnes Beyspiel zu machen. Legt oder steckt man ein Ende von einer Sohlweide in die Erde, so treibt es Schößlinge und Zweige, und nach dieser einzigen Operation der Natur, als welche immer dieselbige ist, lassen sich alle übrigen beurtheilen. Denn, es mag eine Pflanze aus Kern, Saamenkörnern, Ablegern, Senkreisern entstehen, oder sie mag Wurzeln, Zweige, Blätter, Blumen, Früchte treiben, so ist dies immer eine und dieselbige Handlung oder Wirkung der Natur. Die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit, die dabey statt findet, betrift nur den Zweck; die Mittel sind überall einfach und dieselbigen. Meinen Begriffen nach besteht das ganze Geheimniß der Hervorbringung der Schößlinge an einer Pflanzweide an der Langsamkeit, mit welcher die Nahrungssäfte aus der Erde in die Fasern steigen. Wenn diese Säfte im Aufsteigen bis an das geköpfte Ende der Stange kommen, so bleiben sie auf der Oberfläche stehen, und coaguliren oder verdicken sich nach und nach; aber sie würden die feine Oefnung des

Canals, durch welchen sie hinauf gestiegen sind, nicht verstopfen können, weil sich noch ehe sie coagulirt sind, andere Röhren zum Durchgange zeigen, welche mehr in Bewegung sind, und im Durchgehen auf allen Seiten die halb-coagulirten Theile, die eine Verstopfung oder Stockung verursachen könnten, wieder in Bewegung setzen, und sie nach den cirkelförmigen Seitenwänden der Röhre hintreiben. Dies erweitert, dies verlängert dann die Röhre, macht sie dicker uud straffer, und so weiter. Und da eben diese Operation zu gleicher Zeit in den benachbarten Röhren geschieht, die die erstern umgeben; so begreift man leicht, daß auch mit allen Fasern eine Verlängerung vorgehen, und diese Fasern vermittelst eines unmerklichen Fortschritts endlich auswärts hervordringen, das ist, ausschlagen müssen. Ich sage noch einmal das ganze Geheimniß bestehet in der Langsamkeit, mit welcher die Natur zu Werke gehet. In der Masse, in welcher der Nahrungssaft, der an das äußerste Ende des Stammes gelangt ist, sich coagulirt, in eben der Maaße zeigt sich ein anderer, um hindurch zu gehen.

Wer es mit Aufmerksamkeit erwägt, wie und auf was Weise den Vögeln die Flügel wieder wachsen, wenn sie beschnitten sind; wer an

Perrault's berühmtes Experiment mit einer Eidexe denkt, welcher man den Schwanz abgehauen hatte, der ihr bald nachher wieder wuchs; wer an den Callus denkt, der bey Beinbrüchen überwächst, als welcher nichts anders als ein Nahrungssaft ist, der sich über die beiden Enden des zerbrochenen Knochens ergießt, sie wieder mit einander verbindet und zuletzt selbst Knochen wird; der wird dies gewiß nicht für etwas bloß eingebildetes halten.

Die Nahrungssäfte, die aus der Erde kommen, und durch die Wirkung der Sonnenstrahlen erwärmt und in Gährung und Wallung gesetzt werden, steigen auf eine unmerkliche Weise bis zu dem Gipfel der Pflanze hinauf. Ich stelle mir vor, daß bey diesen wiederholten Gährungen gleichsam eine Ebbe und Fluth mit diesen Säften in den länglichen Röhren, gleichsam ein pulsschlagartiges Aufwallen von Zeit zu Zeit vorgeht. Der bis an die oberste Spitze der Pflanzen getriebene Saft wird dann durch die äußere Luft, die er daselbst vorfindet, wieder zurück und herunter getrieben; aber er läßt sie, wie ich bereits gesagt habe, immer mit einigen von denjenigen Theilen, die sich daselbst coaguliren, geschwängert zurück, welche letztere jedoch keine Verstopfung verursachen, weil sich schon, noch ehe sie sich coagulirt haben,

ein neuer Erguß alle Poros sogleich wiederum öffnet. Und da hier zwey verschiedene Bewegungen eintreten, die eine, welche die Aufwallung verrichtet, und welche in die Höhe treibt, die andere, welche von der äußeren Luft herkommt, und welche Widerstand thut und herunter treibt; so geschicht es dann, daß die von diesen beyden Kräften zusammen gepresseten Feuchtigkeiten sich desto leichter an die Seiten anhängen und so einen Ausweg finden. Daher entstehen die schrägen, in die Quere laufenden Canäle, die man in den Pflanzen bemerkt hat, welche von dem Mittelpunkte nach der Circumferie zu, oder von dem Fittich bis an die Rinde oder Borke gehen, und welche nichts anders sind, als der Lauf, den der Nahrungssaft genommen hat, um sich einen Ausweg zu verschaffen.

Man weiß, daß diese Canäle oder Röhren den Saft zwischen dem harten Holze und der Rinde hindurch führen. Die Rinde ist nichts anders, als ein Gewebe, daß der Luft mehr ausgesetzt ist, als die holzige Masse, und ist folglich von ganz anderer Natur. Dies ist die Ursache, warum sie sich davon ablöset oder trennet. Denn wenn die Nahrungssäfte durch die Seitengänge zwischen die Borke und den

Holz-Körper gelangt sind, so müssen sie daselbst viel von ihrer Bewegung und ihrer Feinheit verlieren; einmal, weil sie nunmehr einen viel weitern Spielraum einnehmen, als vorhin, und dann, weil sie andere Säfte vorfinden, die bereits viel von ihrer Bewegung verloren haben und folglich sich nun mit denselben vermischen. Da sie aber durch das Aufwallen der Säfte, die sich in den in die Länge und in die Quere laufenden Fasern des holzigen Körpers befinden, zusammengepreßt werden, und nicht in die Höhe steigen können; so sind sie gezwungen hinunter zu gehen, wie dies vielen Erfahrungen gemäß ist, die sämmtlich beweisen, daß der gröbere Saft zwischen der Borke oder dem Baste und dem harten Holze sich wieder herunter zieht, nachdem er durch die holzartigen Fasern in die Höhe gestiegen war. Aus diesem Allen ersiehet man, daß das Wachsen der Pflanzen und der Umlauf ihrer Nahrungssäfte zwey Wirkungen sind, die beyde in einer und derselbigen Ursache, nämlich in der Gährung, gegründet und unzertrennlich damit verbunden sind.

Verfolgt man diese Ideen noch weiter, so wird man sehen, daß zur Hervorbringung einer Pflanze nichts weiter erforderlich sey, als bloß ein Körper, der vermögend und fähig ist, die

Nahrungssäfte der Erde aufzunehmen, und sie wenn sie sich ihm darbieten, zu filtriren, oder zu ihrem Entzwecke zu läutern, und jedesmal, wenn der schickliche Saft durch die sehr engen und sehr dicht neben einander geordneten Canäle geht, es sey in der Erde oder in einem andern Körper, wird er sich einem holzartigen Körper, das ist, einen coagulirten Saft bilden, und zwar einen Saft, der auf eine solche Art coagulirt ist, daß zugleich Röhren für die sich dargebotenen neuen Säfte darin gebildet werden.

Diejenigen, welche behaupten, daß die Pflanzen nicht durch eine zufällige Mitwirkung, die von der allgemeinen Bewegung der Materie abhängt, hervorgebracht werden könnten, weil man alsdann neue Pflanzen entstehen sehen würde, sagen in der That etwas Kindisches. Denn sie lassen die Meinung, die sie bestreiten, von etwas abhangen, was sie nicht wissen, und das sie auch nicht einmal wissen können. Um nämlich ihre Behauptung mit Gründen unterstützen zu können, müßten sie nicht nur weit genauer, als ein Blumist die Blumen seines Parterre kennt, alle und jede Pflanzen, die jetzt auf dem ganzen Erdboden befindlich, und in allen Wäldern verbreitet sind, sondern auch diejeni-

gen kennen, die vom Anfange der Welt her gewesen sind.

Ich habe mir vorgesetzt, einige Erfahrungs-Versuche anzustellen, die uns vielleicht im Stand setzen könnten, über diese Sache mehr Licht zu verbreiten; ich werde aber einige Jahre nöthig haben, diesen Vorsatz auszuführen, und die erforderlichen Erfahrungen zu sammeln. Indeß ist dies der einzige Weg, der mir offen steht, einen Gegenstand, wie dieser ist, mit Erfolge zu bearbeiten. Man darf dabey nicht glauben, seine Beweise auf seiner Studierstube ausgrübeln zu können, sondern man muß sie in dem Schooße der Natur selbst aufsuchen.

Ich schließe diesen Artikel mit der Bemerkung, daß diejenigen, die der von mir angenommenen Meinung beytreten, sich rühmen können, strenge Cartesianer zu seyn, da hingegen diejenigen, die bey der Hervorbringung der Pflanzen eine besondere göttliche Fürsehung annehmen, die von der allgemeinen Bewegung der Materie unterschieden ist, gelinde Cartesianer sind, die sich erlaubt haben, von der Regel ihres Haupts und Meisters abzugehen.

Dies große Lehrgebäude des Descartes, das man nicht ohne Staunen lesen kann, dies Lehrgebäude, das, allein genommen, mehr werth ist, als Alles, was die Profan-Schriftsteller

je geschrieben haben; dies Lehrgebäude, das die Fürsehung so mächtig vertheidiget und in Schutz nimmt, und sie überall mit so vieler Einfachheit und Größe handeln läßt; dies unsterbliche Lehrgebäude, das in allen Jahrhunderten und unter allen Revolutionen, die nur mit der Philosophie vorgehen, bewundert werden wird, ist ein Werk, das an Vollkommenheit gränzt, und für welches sich alle und jede Denker mit einer Art von Eifersucht interessiren müssen. Doch, wir wollen zu einem neuen Gegenstande übergehen.

6.

Seit dem berühmten Streite zwischen Mery und Diverney, welchen die Akademie der Wissenschaften zu Paris nicht zu entscheiden wagte, kennet ein Jeder das eiförmige Loch und die Botal-Canal.*) Jedermann weiß, daß, weil eine Frucht in Mutterleibe nicht athme, das Blut nicht aus der Arterie in die Blutader der Lunge übergehen kann. Auch würde das Blut nicht aus dem rechten Ventrikel in den linken Ventrikel des Herzens gehen

*) Foramen ovale Botalli, das einförmige Loch, das bey einer ungebohrnen Frucht die beyden Herzkammern mit einander vereiniget

können, wenn nicht die Natur diesem Mangel durch diejenigen beyden besondern Canäle abgeholfen hätte, die sich nach der Geburt verstopfen, weil das Blut diesen Weg alsdann verläßt, um einen andern Lauf zu nehmen.

Allein diese Ca äle verlieren sich nie bey der Schildkröte, den Enten, und andern ähnlichen Thieren, weil, sagt man, alsdann, wann sie unter dem Wasser sind, wo sie keinen Athem schöpfen, das Blut nothwendig einen andern Gang, als nach der Lunge, nehmen muß.

Ich ließ einen Enterich unter Wasser setzen, um zu sehen, wie lange er außerhalb der Luft und ohne Athem zu schöpfen, leben könnte, und ob der Blutumlauf, der vermittelst dieser Canäle bewerkstelliget wird, den gewöhnlichen Blutumlauf zu ersetzen vermögend sey. Ich bemerkte ein beständiges Ausstoßen kleiner Bläschen, die aus seinen Nasenlöchern kamen; das arme Thier verlor nach und nach alle Luft, die es in seinen Lungen hatte, und sieben Minuten nachher sah ich es ohnmächtig werden und sterben. Eine Gans, die ich den andern Tag an seine Stelle setzte, lebte nur acht Minuten. Man ersieht also hieraus, daß das eiförmige Loch und die Botal-Röhre nicht dazu dienen, diesen Thieren das Vermögen zu

ertheilen, ohne Beschwerde unter Wasser zu gehen, und sich unter dem Wasser aufzuhalten, weil sie dies Vermögen nicht haben, und sie bey ihrem Untertauchen nichts weiter thun, als was der geringste Taucher thun kann. Sie tauchen auch nur wegen der natürlichen Beschaffenheit ihrer Federn unter, welche vom Wasser nicht unmittelbar berühret werden; und da sie unter dem Wasser mancherlei finden, das ihnen zur Nahrung dient, so gewöhnen sie sich daran, so lange unter dem Wasser zu seyn, als man ohne zu athmen darunter seyn kann, und bleiben länger darunter, als andere Thiere, deren Schlund sogleich von Wasser angefüllet wird, wenn sie sich untersenken. Dies hat mich auf die Bemerkung geführt, daß das Blut der Wasserthiere aller Wahrscheinlichkeit nach, kälter als das Blut anderer Thiere seyn müßte; und daraus ließe sich dann schließen, daß dasselbe sich nicht so stark bewege, und folglich seine Theile gröber seyen. Und da könnte denn die Natur diese Gänge aufbehalten haben, um durch dieselben diejenigen Theile des Bluts hindurch gehen zu lassen, die, weil sie noch nicht in dem linken Ventrikel gehörig vorbereitet wären, nicht Bewegung genug hätten, in die Lungen-Blutadern hinauf zu steigen, oder nicht Verdünnung genug, um in die Substanz derselben

einzudringen. Ich werfe diese Conjectur jetzt nur so beyläufig hin, weil mir diese Sache noch ganz neu ist. Wären die darüber angestellten Erfahrungen mit meinen Erwartungen übereingekommen, so würde ich vielleicht das als eine ausgemachte Wahrheit behaupten können, was ich jetzt nur zweifelhaft vortragen muß; es sind mir aber die Beobachtungen, die ich angestellet habe, wegen Mangel an tüchtigen Instrumenten, mißlungen. Ich erwarte jedoch kleine Thermometer von fünf bis sechs Zoll, mit welchen ich Versuche mit besserm Erfolge werden machen können. Naturforscher, die sich auf keine andere Weise geltend machen können, als durch das kleine Verdienst genau angestelleter Beobachtungen, müssen wenigstens alle nur mögliche Sorgfalt darauf verwenden.

Ich lies Frösche auf der Erde fangen, von welchen ich vermöge des Orts, wo sie sich aufhielten, glauben konnte, daß sie nie im Wasser gewesen waren, mithin immer Athem geschöpft hatten. Man setzte sie zweymal vier und zwanzig Stunden lang in's Wasser, und als man sie wieder herausnahm, so schien ihnen dies gar keine Beschwerde verursachet zu haben. Es setzte uns dies gleichwohl in Verwunderung. Denn außerdem, daß ich bey andern Schriftstellern das Gegentheil gelesen hatte, die da

versichern, daß diese Thiere von Zeit zu Zeit aus dem Wasser heraus kommen müßten, um Athem zu schöpfen, fand ich auch diese Beobachtung von der vorhergehenden so verschieden daß ich nicht wußte, was ich von dem Nutzen des eiförmigen Lochs und des Botal-Canals glauben sollte. Endlich erinnerte ich mich wieder, wie ich einige Monate vorher beobachtet hatte, daß das Herz der Frösche nur einen Ventrikel hat, so daß das Blut durch das Herz aus der Hohlader in die Pulsader geht, ohne durch die Lungen zu gehen. Dies macht, daß diese Thiere nicht nöthig haben Athem zu schöpfen, ob sie gleich unter der Luftpumpe sterben, wovon aber die Ursache diese ist, daß sie immer ein wenig Luft nöthig haben, welche vermöge ihrer Elasticität das Blut fließend erhält; sie bedürfen jedoch nur so wenig, daß diejenige, die sie im Wasser oder vermittelst ihrer Nahrungsmittel einziehen, dazu hinlänglich ist.

7.

Man weiß, daß Waizen, Rocken und Gerste nicht in allen Ländern wachsen; aber die Natur ersetzt daselbst diesen Mangel durch andere Pflanzen. Einige derselben sind ein tödtliches Gift, wenn man sie nicht gehörig zube-

reitet, wie die Cassava *) deren Saft so gefährlich ist. In einigen Gegenden von Norwegen, auch wohl im Falle der Noth in Deutschland, macht man Brot mit einer Art Erde, od r Baumrinde wovon der geringe Mann sich nährt, und welches sich vierzig Jahre lang hält, ohne zu verderben. Kann ein norwegischer Bauer es so weit bringen, daß er sich Brot auf sein ganzes Leben hindurch bäckt, so ist sein Glück gemacht, so lebt er ganz ruhig, und erwartet nichts weiter von der Fürsehung. Man würde nicht fertig werden, wenn man alle die mannigfaltigen Mittel, die die Natur gebraucht, und alle weise Vorsicht, die sie angewandt hat, das Leben der Menschen zu erhalten, beschreiben wollte. Da wir einen sehr glücklichen Erdstrich bewohnen, und unter die Anzahl derjenigen Sterblichen gehören, die sie am meisten begünstiget hat; so genießen wir ihre größern Gunstbezeugungen, ohne uns um die geringen zu bekümmern. Wir vernachlässigen in den Waldungen eine Menge Pflanzen

*) Cassava, das Gewächs selbst, auch die auf demselben wachsende Frucht oder Brechnuß, jatrova urens Linn. ingleichen der gebackene Teich vom Manioc, der mehlichten Brodtwurzel, aus welcher die Amerikaner Brot machen. Uebers.

und lassen sie vergehen, die manchen Völkern eine der vorzüglichsten Erleichterungen des Lebens seyn würden. Man bildet sich ein, daß nur bloß das Korn zur Nahrung des Menschen bestimmet sey, und so viele andere Pflanzen zieht man nicht weiter in Erwägung, als insofern sie medicinische Eigenschaften haben. Die Aerzte finden sie erweichend, urintreibend, trokknend und den Leib anhaltend. Sie behandeln alle und jede, wie das Manna, das den Israeliten eine Speise war, und woraus sie ein Purgiermittel gemacht haben. Man legt ihnen eine Menge Eigenschaften bey, die sie nicht haben, und kein Mensch denkt daran, daß sie auch eine Nahrungs-Kraft enthalten.

Waitzen, Gerste, Rokken, haben, wie alle übrigen Pflanzen, gewisse Jahre, die ihnen vorzüglich sind. Es giebt aber auch Jahre, in welchen der Mangel an diesen Getraidearten das Unglück noch vermehrt, welches die Menschheit drückt, und die schlechte Beschaffenheit derselben ist ein noch grausameres Uebel. Ich halte mich überzeugt, daß man in diesen für die Armuth so traurigen, und für die Reichen unter einem christlichen Volke noch tausendmal traurigern Jahren tausenderlei Mittel in Händen hat, der Seltenheit des Korns einigermaßen abzuhelfen; daß man in den Wäldern auf tau-

senderlei Hülfen wider die Hungersnoth mit Füßen tritt, und daß man die Fürsehung, anstatt sie anzuklagen, vielmehr bewundern würde, wenn man alle ihre Gnadengeschenke kennete und sie aufzusuchen sich Mühe gäbe.

In dieser Hinsicht habe ich mir vorgenommen, die Gewächse, die Schaalen und Rinden der Früchte und Bäume, und eine Menge anderer Sachen in Untersuchung zu ziehen, bey welchen man kaum auf die Vermuthung fallen sollte, daß sie eine zur Nahrung dienliche Eigenschaft an sich hätten. Die Art und Weise wie die Thiere sich nähern, die dem Menschen am nächsten kommen, kann uns eine sehr gute Anleitung geben, Versuche dieser Art anzustellen. Ich habe bereits einige derselben gemacht, die mir sehr glücklich gelungen sind. Die Kürze der Zeit verstattet mir nicht, sie hier nach der Reihe aufzuzählen; ich werde sie aber vielen andern, die ich über diesen Gegenstand noch künftig anzustellen entschlossen bin, beyfügen. Meine Absicht geht zugleich dahin, mit möglichster Genauheit zu untersuchen, worin eigentlich die nährende Eigenschaft der Pflanzen bestehe. Es ist nicht jedesmal der Wahrheit gemäß, daß diejenigen, die auf einem fetten Erdboden wachsen, nahrhafter seyen, als die welche auf magerem Boden wachsen. In der

Landschaft Quercy ist eine Gegend, auf welcher nur einzelne kurtze Grashalme wachsen, die zwischen den Steinen, womit sie bedeckt ist, hervorkommen; aber dies Gras ist so nahrhaft, daß ein Schaf daselbst sein Leben zu erhalten vermögend ist, wenn es nur alle Tage einen Fingerhut voll davon zusammen suchen kann. In Chili hingegen ist das Fleisch so wenig nahrhaft, daß man alle drey Stunden essen muß; gleichsam als wenn dieses Land der Fluch getroffen hätte, den Gott dem jüdischen Volke in der Schrift androhen läßt: Ich will dem Brote die Nahrungskraft benehmen.

Die Wahrheit verpflichtet mich hier schlüßlich anzuführen, daß Hr. Düval mir bey diesen Beobachtungen sehr zu Hülfe gekommen ist, und daß ich seinem Fleiße viel zu danken habe. Man wird vielleicht sagen, daß diese Beobachtungen von keiner großen Erheblichkeit sind; aber ich werde mich glücklich genug schätzen, wenn man sie nur für das hält, was sie wirklich sind.

Sie sind eine Frucht der Muße auf dem Lande. Diese sollte an dem Orte ersterben,

der sie hervorgebracht hatte. Allein diejenigen, die in einer Gesellschaft leben, haben Pflichten zu erfüllen; ich bin der unsrigen von meinen kleinsten Zerstreuungen und Beschäftigungen Rechenschaft schuldig. Ruhm läßt sich bey Arbeiten dieser Art nicht suchen; sie können ihn nicht erwerben, und sie verdienen ihn auch nicht. Man macht sich sobald die Beobachtungen zu Nutzen, ohne sich um den Beobachter zu bekümmern; und unter allen denenjenigen, die der Menschheit nützlich sind, sind dies vielleicht die einzigen, gegen welche man ohne Ungerechtigkeit undankbar seyn kann.

Man braucht nicht vielen Verstand zu besitzen, um das Pantheon, das Coliseum, die Pyramiden in Augenschein zu nehmen. Eben so wenig Verstand wird dazu erfordert, eine Blattlaus unter dem Mikroskope, oder einen Stern durch große Sehröhre zu betrachten. Eben deswegen aber ist die Physik so bewundernswürdig. Große Geister, eingeschränkte Seelen, mittelmäßige Köpfe, jeder spielt dabey seine Rolle. Wer nicht im Stande ist, ein Lehrgebäude wie Newton aufzuführen, der wird vielleicht eine Beobachtung machen, wodurch er diesen großen Philosophen würde auf

die Folter gespannt haben. Bey dem Allem aber wird Newton immer Newton, das ist, Descartes Nachfolger, bleiben, der andere hingegen nur ein ganz gewöhnlicher Mann, ein geringer Handwerker oder Künstler, der nur einmal seine Augen gebraucht und vielleicht nie gedacht hat.

Rede

über die

Bewegungsgründe, die uns zu den Wissenschaften aufmuntern müssen.

Gehalten den 25sten Nov. 1725.

Der Unterschied, der sich zwischen gebildeten Nationen und wilden Völkern befindet, beruhet lediglich auf dem Umstande, daß jene sich auf die Künste und Wissenschaften gelegt, diese aber die Künste und Wissenschaften gänzlich vernachlässigt haben. Den Kenntnissen, zu welchen dieselben führen, verdanken ohne Zweifel die meisten Nationen ihr fortdauerndes Daseyn. Hätten wir die Sitten der amerikanischen Wilden, so würden zwei oder drei europäische Nationen in kurzer Zeit alle übrigen auffressen und verzehren, und vielleicht würde dann ein sieg-

risches Volk unsers Welttheils sich rühmen können, wie die Irokesen, daß es 66 Nationen aufgegessen hätte.

Wäre ein Descartes 100 Jahre vor Cortes und Pizarro nach Mexico oder Peru gekommen, und hätte diese Völker belehrt, daß die Menschen, so wie sie sind, nicht unsterblich seyn können, daß die Theile ihrer Maschine, wie die Theile und Kräfte aller Maschinen, sich abnüzzen, daß die Wirkungen der Natur nichts weiter als eine Folge der Gesetze und der mitgetheilten Bewegung sind; dann würde weder Cortes das mexicanische Kaiserthum, noch Pizarro das peruanische Reich, mit einer Handvoll Leuten je zerstört haben.

Wer würde sich unterstehen zu sagen, daß diese Zerstörung, die größte, deren die Geschichte aller Zeiten erwähnt, bloß eine natürliche Folge der Nichtkenntniß eines philosophischen Grundsatzes gewesen sey? Und doch ist dieß mehr als zu wahr, wie sich ohne große Weitläuftigkeit darthun läßt. Die Mexicaner hatten keine Feuerwaffen, keine Schießgewehre mit Pulver und Blei; aber sie hatten Bogen und Pfeile, das ist, sie hatten die Waffen dee Griechen und Römer. Sie hatten kein Eisen; aber sie hatten scharfe, zugespitzte Feuersteine, die wie Eisen stachen und schnitten, und die sie vorn an

ihren Waffen befestigten. Sie kannten selbst den vorzüglichen Theil der Kriegskunst, der bey Angriffen sowohl als bey der Vertheidigung so treffliche Dienste thut, daß sie ihre Krieger in fest geschlossene Glieder stellten, und wenn ein Soldat getödtet war, sein Platz sogleich durch einen andern wieder ausgefüllt würde. Sie hatten einen muthvollen und tapfern Adel, der nach den Grundsätzen europäischer Krieger gebildet war, und der das Schicksal derer beneidete, die eines ruhmvollen Todes starben. Ueberdem gab der ungeheure Umfang des Reichs den Mexicanern tausenderlei Mittel an die Hand, die fremden Gäste, wenn sie sie auch nicht überwinden konnten, dennoch zu Grunde zu richten. Die Peruaner besaßen eben diese Vortheile; allenthalben, wo sie sich vertheidigten, allenthalben wo sie ein Treffen lieferten, thaten sie es mit glücklichem Erfolge oder doch zu ihrem Vortheile. Die Spanier glaubten selbst, daß sie durch die kleinen Menschen, die den Muth hatten, sich zu wehren, bis auf den letzten Mann würden aufgerieben werden. Woher kam es also, daß sie dennoch überwunden und ihre so blühenden Reiche zerstört wurden? Aus keiner andern Ursache, als weil ihnen Alles, was sie sahen, neu und von Menschennatur entfremdet zu seyn schien. Ein Mann mit einem Barte,

ein Pferd, ein Schießgewehr war in ihren Augen ein übernatürliches Ding, das nur durch eine unsichtbare Macht hervorgebracht seyn konnte, welcher sie nicht widerstehen zu können glaubten. An Muthe fehlte es den Americanern nie; es fehlte ihnen bloß die Hofnung eines glücklichen Erfolgs. Und so verschlang denn ein einziger unrichtiger philosophischer Grundsatz, die Nichtkenntniß einer physischen Ursache, in einem Augenblicke die ganze Macht zweier großen Reiche.

Unter uns gewährte die Erfindung des Schießpulvers derjenigen Nation, die sich desselben zuerst bediente, einen so geringen Vortheil, daß es bis diese Stunde noch unentschieden ist, welche Nation sich desselben zuerst im Kriege bedient habe. Die Erfindung der Ferngläser oder Seheröhre that den Holländern nur ein einzigesmal Dienste. Wir haben einzusehen gelernt, daß es bey der Hervorbringung aller solchen Wirkungen bloß auf einen gewissen Mechanismus ankomme; und so giebt es denn kein Kunststück und keine künstliche Erfindung in der Welt mehr, welcher man nicht durch Kunst entgegen zu wirken und sie zu vereiteln wüßte.

Die Wissenschaften sind also schon aus der Ursache sehr nützlich, weil sie die Menschen von vielen schädlichen Vorurtheilen befreien. Da

es sich aber mit Grunde erwarten läßt, daß eine Nation, die dieselben einmal unter sich angebauet hat, sie immer weiter fort treiben, wenigstens sie so weit nähren und beybehalten werde, daß sie nie wieder in Rohheit und grobe Unwissenheit zurückfallen, und dadurch ihren Untergang veranlassen könnte; so will ich jetzt von einigen andern Bewegungsgründen reden, die uns zur Liebe und zu den Wissenschaften, und zu dem Studium derselben aufmuntern können und müssen.

Unter diesen setze ich billig das innere Vergnügen und die vorzügliche Genugthuung oben an, die das frohe Bewußtseyn gewährt, daß man seine Seele veredelt, und zur Veredlung und Bildung andrer vernünftigen Wesen beygetragen habe.

Ein zweiter Grund ist eine gewisse Neubegierde, die allen und jeden Menschen gemein ist, und die nie vernünftiger und gegründeter gewesen ist, als gerade in unsern Zeiten. Man hört es täglich sagen, daß die Gränzen der menschlichen Kenntnisse unendlich weit hinaus gerückt sind, daß die Gelehrten erstaunen, sich selbst so gelehrt zu finden, und daß die Größe ihrer gethanen Fortschritte sie zuweilen an der Wahrheit dieser Fortschritte selbst zweifeln läßt. Wollten wir an diesen guten Nachrichten nicht

auch Antheil nehmen? sollten sie uns gleichgültig seyn? Wir wissen jetzt, daß der menschliche Verstand sehr weit gekommen ist, wollten wir denn nicht einmal zusehen, wo er ehedem stand, wie weit er jetzt gekommen ist, was für einen Weg er bereits zurückgelegt hat, und was ihm noch zu thun übrig ist? nicht die Kenntnisse uns vor Augen stellen, die er bereits erlangt zu haben sich schmeichelt, die er noch sich zu erwerben sucht, und die er zu erreichen alle Hofnung aufgiebt?

Ein dritter Ermunterungsgrund, uns den Wissenschaften mit allem Fleiße zu widmen, ist die so gegründete Hofnung, daß wir es darin weit bringen, wenigstens es zu einer vorzüglichen Stufe bringen können, und daß unsere Bemühungen mit gesegneten Erfolgen werden begleitet seyn. Was die Entdeckungen des gegenwärtigen Jahrhunderts so bewundernswürdig macht, dieß sind nicht etwa bloß einzelne Wahrheiten selbst, die man aufgefunden hat, sondern vornämlich die Methoden, die Anweisungen, die Hülfsmittel, die man uns an die Hand gegeben hat, sie zu entdecken und aufzufinden. Man hat uns nicht etwa nur einen Stein zu dem Gebäude geliefert, sondern auch zugleich die Werkzeuge und Maschinen, das Gebäude ganz aufzuführen und es völlig auszu-

zubauen. Mancher rühmt sich, daß er Gold habe; ein andrer rühmt sich, daß er Gold machen könne; unstreitig würde der der Reichste seyn, der die Kunst, Gold zu machen, verstände.

Ein vierter Bewegungsgrund ist unser eigenes Glück. Die Liebe zu lernen, ist beynahe die einzige Leidenschaft, die in uns ewig dauert. Alle übrigen Leidenschaften, Begierden und Neigungen verlassen uns nach und nach, und immer in der Maaße, in welcher diese sinnliche Hülle, diese irdische Maschine, die uns dieselben mittheilt, sich ihrem Umsturze nähert. Die feurige, ungestüme Jugend, die von einem Vergnügen zum andern eilt, kann uns diese Vergnügen zuweilen als ganz lauter und unschuldig schildern, weil sie uns schon wieder ein neues Vergnügen genießen läßt, ehe wir einmal Zeit gehabt haben, die Dornen des vorhergehenden zu empfinden. In dem Alter, das auf die Jugend folgt, können uns die Sinne Wollüste darbieten, aber Vergnügen an diesen Wollüsten können sie uns fast nie mehr gewähren. Dann fühlen, dann empfinden wir, daß unsre Seele der Haupttheil unsers Daseyns und unsers Wesens ist. Gleichsam als wenn die Kette, wodurch sie an die Sinne gefesselt ist, alsdann zersprengt wäre, befinden sich die Vergnügen,

die sie genießt, bey ihr allein, ohne von den Sinnen mehr abzuhängen.

Beschäftigen wir nun unsre Seele in dieser Zeit nicht auf eine ihr angemessene Weise, so sinkt alsdann diese Seele, die ganz zur Geschäftigkeit gemacht, aber nun nicht geschäftig ist, zu einem fürchterlichen Zustande der Langeweile und des Ueberdrusses hinab, der uns endlich zur Erschlaffung und völligen Vernichtung führt. Und wenn wir dann, wider unsre eigne Natur empört, uns noch mit hartnäckigem Streben nach sinnlichen Vergnügen sehnen, die uns nicht mehr angemessen sind; so fliehen uns diese Vergnügen in eben der Maaße, in welcher wir uns ihnen nähern. Eine flatterhafte Jugend triumphirt über ihr Glück, und spottet unser ohne Aufhören. So wie sie alle die Vorzüge, die sie hierin vor uns hat, genießt, so läßt sie sie auch uns empfinden. In den lebhaftesten Gesellschaften ist alle Freude für sie, und uns bleibt nur der Verdruß, daß wir nicht mehr jung sind. Studiren und wissenschaftliche Beschäftigungen decken uns vor dieser unangenehmen Empfindung, und das Vergnügen, das wir dabey genießen, flistert uns nie ins Ohr, daß wir zu alt dazu wären.

Man muß sich ein Glück schaffen, das uns auf unsre ganze Lebenszeit gesichert bleibt. Das

menschliche Leben ist so kurz, daß wir ein Glück für nichts achten müssen, das nicht einmal so lange dauert, als wir selbst dauern. Ein müssiges Alter ist das einzige, was uns eine Beschwerde, was uns eine drückende Last seyn muß. Das Alter an sich ist es nicht; denn wenn uns dasselbe bey einer gewissen Art Menschen herabsetzt, so gewährt es uns desto mehr Achtung bey andern. Nicht der Greis ist unerträglich, sondern der Mensch; und zwar ein solcher Mensch, der sich in die Nothwendigkeit gesetzt siehet, entweder vor langer Weile umzukommen, oder aus einer Gesellschaft in die andere zu gehen, um nach Vergnügen und Zerstreuungen jeder Art zu haschen.

Ein andrer Bewegungsgrund zum fleißigen Studiren ist der Nutzen, den die Gesellschaft, von welcher man ein Mitglied ist, davon haben kann. Vermittelst unsrer wissenschaftlichen Kenntnisse können wir die Bequemlichkeiten und Vortheile, die wir schon haben, durch viele andere, die wir noch nicht haben, verbessern oder vermehren. Die Handlung, der Akkerbau, die Schiffahrt, die Sternkunde, die Kenntniß des Erdbodens und seiner Länder, die Arzneiwissenschaft, die Naturlehre, haben durch die gelehrten Arbeiten unsrer Vorfahren viele nützliche Verbesserungen erhalten. Ist es nicht

etwas Rühmliches und Beyfallswürdiges, wenn man sich Mühe giebt, daß die Menschen, die nach uns kommen, es besser haben als wir, und glücklicher werden, als wir es seyn konnten.

Wir werden uns alsdenn nicht, wie einst ein Hofmann an Nero's Hofe that, über die Ungerechtigkeit aller und jeder Zeiten gegen diejenigen beklagen, die den Wachsthum der Künste und Wissenschaften zu befördern gesucht haben. Myron, qui fere hominum animos ferarumque aere deprehenderat, non invenit heredem. Unsere gegenwärtigen Zeiten sind vielleicht eben so undankbar, als es jene andern gewesen seyn mögen; allein die Nachwelt wird uns Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und das wiederum gut machen, was unsre Mitwelt an uns verschuldet hat.

Man verzeiht es einem Kaufmanne, der durch die glückliche Zurückkunft seiner Schiffe reich geworden ist, wenn er über denjenigen, der ihn gleichsam bey der Hand über unermeßliche Meere führte, als über einen unnützen Menschen lacht. Man duldet es, daß ein stolzer Krieger, der durch Rang und Titel über andere erhaben ist, die Archimedesse unserer Zeiten mit Verachtung ansieht, die doch seinen Muth zuerst in Thätigkeit setzten. Männer, die mit weiser Vorsichtigkeit und nach einem

wohl angelegten Plane der menschlichen Gesellschaft nützlich sind, Männer, die wahre Menschenliebe besitzen, können sich immer darüber hinaussetzen, wenn man sie so behandelt, als wenn sie der menschlichen Gesellschaft zur Last fielen.

Nachdem ich von den ernsthaften Wissenschaften geredet habe, will ich auch noch ein Wort von den schönen Wissenschaften sagen. Bloß witzige Schriften, dergleichen die Werke der Dichtkunst und Beredsamkeit sind, haben wenigstens einen allgemeinen Nutzen, und Vortheile dieser Art sind oft größer, als besondere Vortheile.

Aus Schriften, die ächten geläuterten Witz enthalten, lernt man die Kunst zu schreiben, die Kunst, seine Gedanken und Begriffe gehörig vorzutrageu, sie edel, lebhaft und stark, mit Annehmlichkeit, in guter Ordnung, und mit einer der Seele zur Erholung gereichenden Abwechselung und Mannichfaltigkeit auszudrücken.

Es wird vielleicht niemand seyn, der nicht sollte in seinem Leben irgendwo Menschen gesehen haben, die zwar auf ihre Kunst vielen Fleiß verwandt hatten, und es wirklich sehr weit darin hätten bringen können, die aber aus Mangel der Erziehung und Bildung unfähig geblieben sind, einen Gedanken gehörig vorzutragen und aus-

LB Coburg

zuführen, und eben dadurch alle Vortheile ihrer Arbeiten und Talente verloren.

Die Wissenschaften gränzen sämmtlich an einander. Es greift immer die eine in die andere ein; die sehr abstracten stoßen an die, die weniger abstract sind. Aber alle und jede zusammen genommen stehen in einer sehr nahen Verwandschaft mit den schönen Wissenschaften, und erhalten von denselben bald eine hülfreiche Hand, bald ihre einzige Stütze. Denn alle und jede Wissenschaften gewinnen ungemein, wenn sie mit Scharfsinn und Geschmack, auf eine einfache und gefällige Art vorgetragen werden, weil man ihnen eben dadurch das trokkene benimmt, eben dadurch dem Ueberdrusse und der Ermüdung zuvorkommt, und sie für die Fassungskraft eines Jeden empfänglich macht. Wäre Malebranche nicht ein so reizender und eleganter Schriftsteller gewesen, hätte er nicht durch die Zauberkraft seiner Einkleidung und seiner Vorstellungsart gleichsam Alles mit sich fortgerissen; so würde seine Philosophie unter dem Staube seines Klosters wie in einem unterirdischen Gewölbe vergraben geblieben seyn. Es giebt Cartesianer, die nie etwas weiter als Fontenell's Vielheit der Welten gelesen haben; und dies kleine Buch hat in der That mehr Nutzen gestiftet, als manches große,

von weit stärkern Demonstrationen strotzende Werk, weil die ernsthaftesten Wahrheiten darin so angenehm und faßlich vorgetragen sind, daß sie die meisten Menschen ohne Anstrengung lesen und verstehen können.

Inzwischen muß man doch nie die Nützlichkeit und der Werth eines Buchs blos nach der Schreibart beurtheilen, deren der Verfasser sich bedient hat. Oft findet man kleinliche und widersinnige Dinge in einem ernsthaften Tone gesagt; und wiederum werden manchesmal sehr ernsthafte Wahrheiten lachend und scherzend vorgetragen.

Doch diese Rücksichten zur Seite gesetzt, so sind auch diejenigen Bücher, die der menschlichen Seele bloß zur Erholung dienen, nicht ohne Nutzen. Schriften dieser Art, wofern sie nur nicht die Gesetze, die Religion und die guten Sitten antasten, gewähren auch gebildeten Menschen eine sehr unschuldige Unterhaltung und zugleich ein unschuldiges Vergnügen, und verscheuchen nicht selten die Spielsucht, sittenlose Lustbarkeiten und Scherze, verläumderische Gespräche, ehrsüchtige Entwürfe und Schritte aus der Gesellschaft.

Lobrede
auf den
Herzog von la Force.

gehalten den 25sten August 1726.

Der heutige für die Akademie so feierliche Tag, dieser Tag, an welchem sie ihre Preise austheilt, kann auf unser aller Gemüther keine andere Wirkung haben, als daß er in uns das traurige Andenken an denjenigen erneuert, der diese Preise gestiftet hat. *)

Wenn ich aber gleich heute die Ehre habe, den ersten Platz in dieser Gesellschaft einzunehmen; so wage ich es doch frey zu gestehen, daß es der Verlust, den sie erlitten hat, nicht allein ist, was ich betraure. Ich habe auch für

*) Der Herzog de la Force war 1725 zu Paris gestorben; er war der Protector der Academie zu Bordeaux.

meine Person einen sanften Gesellschafter verlohren, und ich bin ungewiß, ob nicht mein Herz noch mehr dadurch leiden werde als mein Verstand.

Ich habe Den verloren, der mir Nacheifer einflößte, den ich beständig auf dem Wege der Wissenschaften vor mir voran gehen sah und ihn als mein Muster betrachtete, der in meiner Seele Zweifel anregte, und sie wieder zu zerstreuen wußte. Verzeihen Sie es mir, meine Herren, wenn die Eigenliebe, die immer die Begleiterin des Schmerzens ist, mir heute nur von mir selbst zu reden verstattet. Ja ich kann, ich werde meinen Gram nicht verfehlen, und ich fühle mich gedrungen, so lange bis eine geschicktere Feder, als die meinige ist, sein Lob wird verkündigen können, hier einige Züge von ihm hinzuwerfen.

Purpureos ſpargam flores, animamque ſepulti
His ſaltem accumulabo donis. *)

Ich werde weder von der Familie, noch von den Würden des Herzogs von la Force etwas sagen; ich werde bloß seinen Charakter zu schildern suchen. Der Tod entreißt einem erlauchten Verstorbenen Titel, Güter und Ehrenstel-

*) Aeneid. lib. 6. v. 884.

renstellen, und es bleibt ihm nichts weiter übrig, als das treue Bild, das dem Herzen derer, die ihn liebten, eingegraben ist.

Eine der großen Eigenschaften des Herzogs war eine natürliche Herzensgüte. Diese Tugend der Menschenliebe, die dem Sterblichen so sehr zu Ehre gereicht, besaß er in einem vorzüglichen Grade. Er schmiegte sich so gern an Andere an, und er verließ sie nie.

Er besaß eine ausnehmende Höflichkeit; diese war aber keine Hintansetzung seiner Würde sondern eine Kunst, Andere dahin zu bringen, daß sie ihm gern alle die Vorzüge einräumten, die ihm seine Würde beylegte.

Inzwischen wußte er doch öfters das äussere Ansehen sehr schicklich und am rechten Orte zu gebrauchen, wodurch sich die Großen auszuzeichnen pflegen, und welches sie zwar wohl zuweilen zur Seite setzen, sich aber doch nicht immer davon würden enthalten können, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben.

Männer von Verdiensten liebte und schätzte er. Er suchte sie gemeiniglich unter denen, die Kopf und Scharfsinn besaßen, sah sich aber sehr oft getäuscht. In seiner Jugend hatte er allein an den schönen Wissenschaften Geschmack, schränkte sich jedoch nicht bloß darauf ein, daß er Anderer Arbeiten und Schriften bewunderte,

sondern er suchte sich auch insonderheit die marotische Schreibart *) zu eigen zu machen. Man hat von ihm einige kleine Stücke in dieser Art, die er in dieser Provinz und zu einer Zeit verfertigte, in welcher der wenige Geschmack, den man damals für die Wissenschaften hatte, es nicht vermuthen ließ, daß ein großer Herr sich damit befassen würde.

Bald entdeckte man bey ihm einen weit herrschendern Geschmack an den höhern Wissenschaften und an den Künsten. Dieser Geschmack wurde bey ihm eine wahre Leidenschaft, und diese Leidenschaft verließ ihn nachher nie.

Außer den Wissenschaften, die bloß das Gedächtniß beschäftigen, widmete er sich auch denenjenigen, die sich allein durch Genie erreichen lassen, in welche man bloß durch Kopf eindringen, und wobey der Verstand allein handeln, allein Schöpfer seyn muß.

Die Leichtigkeit, womit des Herzogs von la Force glückliches Genie Alles auffassete, und übersah, war bewundernswürdig. Was er

*) Style marotique, die Schreibart des französischen Dichters Marot, einer der ersten, der den reinern Geschmack einführte, und sehr angenehm und lebhaft schrieb, ohngefähr das unter den Franzosen, was Gellert unter uns war. Uebers.

sagte, das war immer besser, als was er erlernt oder gelesen hatte. Die Gelehrten, deren Ausarbeitungen er anhörte, fanden sich schon geschmeichelt, wenn er nur etwas nicht besser wußte, als sie es wußten. Er zeigte, wie eine Sache war, und verbarg dabey alle Kunst; man sah immer, daß er Alles ohne Mühe begriff.

Die Natur, die einen jeden Menschen auf ein besonderes eigenthümliches Lebensgeschäft eingeschränkt zu haben scheint, bringt selten solche Köpfe hervor, die zu allen und jeden Beschäftigungen aufgelegt sind. Der Herzog von la Force war Alles, was er nur seyn wollte, und bey der Mannichfaltigkeit von Geschäften, die er immerfort theils selbst betrieb, theils Andern an die Hand gab, blieb es zweifelhaft, ob man bey ihm mehr seinen weit umfassenden Geist, oder die Mannigfaltigkeit seiner Talente bewundern sollte.

Insonderheit zeichnete sich dieser außerordentliche Mann durch einen Geist der Ordnung und der Methode aus. Seine Entwürfe waren immer sehr einfach und gingen auf das allgemeine Beste; und so ergriff er denn auch einen neuen Plan, durch welchen sich die größten Geister, vermöge eines gewissen Verhängnisses mehr als andere blenden ließen, und welcher

ausdrücklich in der Absicht gemacht zu seyn schien, um sie zu demüthigen.

Eine philosophische Miene bey einer neuen Administration führete die Männer, die einen philosophischen Geist besaßen, irre, und empörte nur diejenigen, die nicht Verstand genug hatten, sich hintergehen zu lassen.

Der Herzog von la Force, voll Eifer für das allgemeine Beste, ließ sich durch die Größe und den Umfang seiner Einsichten täuschen. Er war im Ministerium, und bezaubert von einem Plane, der ihm die Untersuchung der einzelnen Theile ersparete, nahm er denselben auf Treue und Glauben an.

Man weiß, daß man damals die irrige Meinung angenommen hatte, daß das große Vermögen der Privatpersonen auch das Vermögen des Staats ausmache. Man bildete sich ein, daß das Capital der Nation würde vergrößert werden.

Ich muß hier den Herzog de la Force mit denenjenigen vergleichen, die in einem Treffen oder in einer dunkeln Nacht ruhmvolle Thaten verrichten, die niemand gewahr wird und wovon also auch Niemand spricht. Er verrichtete während dieser Zeit der Unruhe und der Verwirrung eine Menge edelmüthiger Handlungen, wovon das Publikum nie ein Wort erfahren,

wofür es ihm nie Dank gewußt hat. Er theilete von seinem Vermögen Andern nicht bloß reichlich, sondern wegwerfend mit. Seine Freigebigkeit wuchs mit seinem Reichthume. Er wußte es, daß der einzige Vorzug eines reichen großen Mannes darin bestehe, daß er wohlthätiger seyn kann, als Andere.

Diese Tugend der Wohlthätigkeit und Freigebigkeit war ihm vorzüglich eigen. Es war ihm ein Vergnügen, wenn er Gutes thun konnte, und er that es immer mit einer so guten Art. Seine Geschenke waren immer mit Blumen geschmückt, und unter Blumen verborgen. Immer schien er besondere Gaben in Vorrath zu haben, und sie nur auf die Zeiten aufzusparen, wo er jemanden eine Freude machen konnte.

Der Herzog erreichte endlich den Zeitpunkt seines Lebens, wo seine Tugend auf die höchste Probe gestellet werden sollte; denn auch er mußte den Tribut aller berühmter Männer bezahlen; er ward unglücklich. Er verließ sein Vaterland, ohne sich einmal auf seine Rechtfertigung einzulassen. Er hatte aus der Philosophie gelernt, daß es ein eben so großer Beweis der Geistesstärke sey, Unrecht zu erdulden, als Unglück zu ertragen. Sonach ließ er sein Verhängniß immer vor den Augen des Publi-

cums mit einem Schleier bedeckt bleiben, und schränkte sich blos auf den beruhigenden Trost ein, daß er sich in dem Zustande der Ungnade, in welche er gefallen war, von einigen getreuen Freunden geschätzt und geachtet sah. So wahr ist es, daß das Vaterland, das ein unstreitiges Recht auf unsere Güter und unser Leben hat, auch zuweilen von uns fordert, daß wir ihm unsere Ehre und unsern Ruf aufopfern sollen; und so litten es denn auch fast alle große Männer unter den Griechen und Römern ohne sich einmal darüber zu beklagen, daß ihre Vaterstadt ihre derselben geleisteten Dienste mit Schmach und Fluch brandmarkten.

Die letztern Jahre seines Lebens brachte der Herzog von la Force in einer Art von Einsamkeit zu. Er gehörte nicht zu denenjenigen Menschen, die des beständigen Geräusches öffentlicher Geschäfte bedürfen, um die Leerheit ihrer Seele auszufüllen. Die Philosophie both ihm große Beschäftigungen, both ihm die prächtige Haushaltung des Schöpfers, both ihm ein künftiges allgemeines Gericht dar. Er verlebte seine Tage unter den Annehmlichkeiten einer friedlichen Gesellschaft, im Cirkel solcher Freunde, die ihn verehrten, immer sich freuten ihn zu sehen, immer entzückt waren ihn zu hören. Und wenn die Verstorbenen noch fähig sind, an ihre

hinterbliebenen Freunde zurück zu denken, und an dem, was diese hienieden thun, einigen Antheil zu nehmen; sollte er sich dann nicht auch erinnern können, daß uns sein Andenken noch immer fort theuer und werth ist! sollte er nicht auch uns beschäftiget sehen können, das Gedächtniß seiner seltenen Eigenschaften der Nachwelt zu überliefern!

So wie man auf dem Grabe eines großen Dichters Lorbeerzweige aufwachsen und grünen siehet, so gewinnet es auch das Ansehen, als wenn diese Akademie aus der Asche ihres Beschützers aufs neue wiederum emporsteigen werde. Drey ganze Jahre sind verflossen, ohne daß wir einen einzigen Kranz haben austheilen können; und da wir wähend dieser Zeit nicht bemerkt haben, daß die Gelehrten weniger fleißig gewesen wären, als vorhin, so mußten wir fast glauben, daß sie ihr Vertrauen zu unsern Urtheilen verlohren hätten. In dem gegenwärtigen Jahre haben wir drey Preise angekündiget, wovon zwey sind zuerkannt worden.

Unter allen Abhandlungen, die über die Ursache und die Kraft der warmen Bäder bey uns eingegangen sind, hat keine den Beyfall der Akademie erhalten. Von denen, die über die Ursache des Donners eingesandt sind, haben zwey die Aufmerksamkeit der-

selben getheilt. Der Verfasser derjenigen, die den Sieg davon getragen hat, hat einen Mitbuhler, der, wofern er nicht gewesen wäre, zu siegen verdient hätte, und seine Arbeit ist von uns mit allem schuldigen Lobe verehret worden.

Sammlung einzelner Gedanken.

Einzelne Gedanken. *)

Mein Sohn, du bist glücklich, daß du dich weder deiner Geburt schämen, noch dich darüber ärgern darfst. Die meinige ist meinem Ver-

*) Man muß diese Gedanken nicht mit einer kleinen Sammlung verwechseln, die im Jahre 1758 unter dem Titel, Le genie de Montesquieu, herausgekommen ist. Dieser große Mann schrieb jedesmal des Abends seine den Tag über gemachten Bemerkungen auf. Die gegenwärtigen vereinsamten Gedanken waren die erste Frucht seines schönen Geistes, und sie haben sämmtlich das Gepräge der Originalität. Verschiedene derselben waren bereits bekannt; andere sind uns von zuverläßigen Händen zugesandt worden. Diese für eine große goldene Kette verfertigten Ringe sind, wenn gleich vereinzelt und abgesondert, dennoch goldene Ringe. Man kann diese stummen Gespräche mit

mögen so völlig angemessen, daß es mir Leid thun würde, wenn eins von beiden ansehnlicher wäre.

Du wirst entweder in den Civilstand oder in den Soldatenstand treten. Da du von deinem Stande, er sei welcher er sei, einmal wirst Rechenschaft geben müssen; so ist es lediglich deine Sache, denselben zu wählen. Im Civilstande wirst du unabhängiger seyn; im Kriegesstande wirst du mehr zu hoffen haben.

Es ist für dich ein erlaubter Wunsch, dich zu höheren Posten hinanzuschwingen, weil es jedem Staatsbürger erlaubt ist, zu wünschen, daß er im Stande seyn möchte, seinem Vaterlande größere Dienste zu leisten. Auch ist edele Lehrbegierde eine Neigung, die wenn sie gehörig geleitet wird, der menschlichen Gesellschaft sehr nützlich werden kann. So wie die physische Welt nur dadurch in ihrem gehörigen Zustande erhalten wird, daß ein jeder Theil der Materie sich von dem Mittelpuncte zu entfernen strebt; so findet auch die politische Welt darin ihre

seinem Sohne nicht ohne Rührung lesen. Es waren diese Gedanken eine Art eines väterlichen Vermächtnisses, das seinen Werth in den Augen aller vernünftigen und aufgeklärten Menschen immerfort behalten wird. Anmerkung der Herausgeber.

Stütze, daß ein Jeder ein inniges und unaufhörliches Verlangen hat, von der Stelle, auf welcher er steht, wegzugehen und weiter fortzuschreiten. Es ist vergebens, wenn eine überspannete Sittenlehre Triebe in uns auslöschen will, die der größeste Werkmeister unserer Seele so tief eingepräget hat. Die Sittenlehre, die das Herz des Menschen bilden will, muß die Neigungen desselben ordnen, nicht aber sie ersticken und vernichten. Unsere moralischen Schriftsteller übertreiben sämmtlich ihre Forderungen; sie reden bloß für den Verstand, und nicht für dies Herz.

Montesquieu's Bild von ihm selbst gezeichnet.

Einst sagte Jemand von meinen Bekannten: Ich will einmal etwas Albernes thun, will mich selbst mahlen; ich kenne meine Gesichtszüge sehr genau.

Ich habe fast nie Verdruß gehabt, und noch weit weniger einen Feind.

Meine Maschiene ist so glücklich gebauet, daß mich Alles, was mir vorkommt, stark genug rührt, um eine Freude zu machen, aber nicht so stark, daß es mir Kummer verursachen könnte.

Ich besitze so viel Ehrgeiz, als nöthig ist, mich an den Dingen des Lebens Theil nehmen zu lassen; aber einen solchen Ehrgeiz, der mir das Leben verbittern, mir den Platz, auf welchen die Natur mich gestellet hat, zuwider machen könnte, besitze ich nicht.

Wenn ich ein Vergnügen genieße, so bin ich beklommen, und mache mir immer den Vorwurf, daß ich dasselbe mit zuvieler Gleichgültigkeit gesucht habe.

Ich bin in meiner Jugend glücklich genug gewesen, mich an Frauenzimmer anzuschmiegen, von welchen ich glaubte, daß sie mich lieb hätten; seitdem ich aufgehört habe, dies zu glauben, habe ich mich plötzlich von ihnen losgemacht.

Das Studiren ist für mich das allgemeine Mittel wider den Ueberdruß des Lebens gewesen, nnd nie habe ich eine verdrießliche Laune gehabt, die ich nicht durch ein einstündiges Lesen verscheucht hätte.

Wenn ich des Morgens aufwache und sehe, daß es taget oder schon helle ist; so em-

pfinde ich eine geheime Freude; ja, ich sehe das Tageslicht mit einer Art von Entzückung, und bin dann den ganzen Tag über vergnügt. Die Nacht hindurch wache ich nicht einmal auf; und des Abends, wenn ich zu Bette gehe, hindert mich eine Art von Betäubung, an irgend etwas zu denken.

Ich bin bei Thoren und Tröpfen fast eben so vergnügt, als bei Personen von Kopf und Herz; denn ich habe nur wenige Menschen so langweilig gefunden, daß sie mir nicht eine Unterhaltung gewähret hätten. Oft ist auch nichts unterhaltender, als ein lächerlicher Mensch.

Ich erlaube es mir ganz gern, mich über Leute, die ich sehe, stillschweigend lustig zu machen, und sie ein wenig scharf auf's Korn zu nehmen; ich gebe ihnen aber auch wiederum die Erlaubniß, mich für alles dasjenige zu halten, wofür sie mich auch halten wollen.

Ich hatte anfänglich vor den meisten Grossen eine kindische Furcht; seitdem ich sie aber näher habe kennen gelernet, bin ich öfters ganz dreist und sogar mit Verachtung vor ihnen vorbei gegangen.

Dem Frauenzimmer habe ich ganz gern etwas Abgeschmacktes sagen, und ihm Gefälligkeiten, die so wenig kosten, erzeigen mögen.

Ich habe von Natur viel Liebe für das Wohl und die Ehre meines Vaterlandes, aber nur wenig Liebe für den so genannten Ruhm desselben gehabt; immer habe ich eine geheime Freude empfunden, wenn man eine Anordnung oder Einrichtung traf, die auf das allgemeine Beste abzielete.

Wenn ich Reisen in fremde Länder gethan habe, so habe ich diese jederzeit wie mein Vaterland geschätzt, habe ihnen Alles Gute gegönnet und gewünscht, habe an ihrem Glücke und Unglücke Theil genommen, und würde mich gefreuet haben, wenn sie in einem blühenden Zustande gewesen wären.

Ich habe Verstand und Herz bei Leuten gefunden, von welchen man überall glaubte, daß sie weder Verstand noch Herz hätten.

Es hat mich nicht verdrossen, wenn man mich für zerstreuet gehalten hat. Auf diese Weise habe ich manche Nachläßigkeiten wagen dürfen, die mich sonst in Verlegenheit gesetzt haben würden.

Ich mag die Häuser gern leiden, aus welchen ich alle Tage mit Kopf und Herz ungeschlagen wieder hinaus kommen kann.

In Gesellschaften und bei Tische ist es mir immer angenehm gewesen, wenn sich Jemand fand, der gern glänzen wollte; eine Person

die-

dieser Art giebt jedesmal Blößen, da inzwischen alle übrigen Mitgesellschafter durch ein Schild gedeckt sind.

Nichts ergetzet mich mehr, als wenn ich sehe, daß ein langweiliger Erzähler eine umständliche Geschichte, mir nichts dir nichts, zum Besten giebt, ohne dabei Jemanden zum Worte kommen zu lassen. Ich gebe dann auf die Geschichte selbst nicht Acht, sondern nur auf die Art und Weise, wie sie erzählt wird. Den meisten Erzählern mag ich jedoch lieber Beifall geben, als sie anhören.

Nie habe ich es ungeahndet lassen können, wenn Jemand, der bei gesunder Vernunft war, es sich herausnahm, zweimal hinter einander auf mich zu sticheln oder mich zum Besten zu haben.

Aus Liebe zu meiner Familie habe ich in wesentlichen Dingen gern Alles gethan, was zu ihrem Wohl gereichte; aber auf Kleinigkeiten habe ich mich nie eingelassen.

Wenn gleich mein Geschlechtsname weder alt noch neu ist, indem ich meinen Adel nicht weiter als seit zweihundert und funfzig Jahren erweisen kann; so ist er mir dennoch viel werth, und man könnte mich immer auf den Sinne finden, ein Familienvermächtniß, ein Fidecommiß zu errichten, und erforderlichen Falls einen

Andern unter der Bedingung, meinen Namen anzunehmen, zum Erben einzusetzen. *).

Wenn ich mich Jemanden anvertraue, so thue ich es völlig und ohne alle Ausnahme; ich vertraue mich aber sehr wenig Personen an.

Was mir immer eine ziemlich schlechte Meinung von mir selbst beigebracht hat, ist vornämlich der Umstand, daß es sehr wenige Stände im Staate giebt, wozu ich eigentlich gepaßt, wozu ich wirklich getaugt hätte. Was mein Präsidentenhandwerk betrift, so habe ich freilich ein offenes ehrliches Herz; die vorkommenden Klagen selbst begriff ich sehr leicht und hinlänglich; aber wenn es zu dem gerichtlichen Schlendrian kam, so stand mein Verstand stille. Inzwischen habe ich mich doch auch da hinein gearbeitet; aber es eckelte mich doch derselbe noch weit stärker an, wenn ich sah, daß dumme Bestien dasselbige Talent besaßen, das mich, so zu sagen, zur Thür hinaus jagte.

Meine Maschine ist so gemacht, daß ich mich immer bei etwas abstracten Materien ein wenig erholen und meine Gedanken wieder sammeln muß. Geschieht dies nicht, so laufen meine Ideen in einander, und gerathen in Ver-

*) Dies hat er auch gethan. (Anmerkung des Manuscripts.)

wirrung. Und wenn ich merke, daß mich Jemand behorcht; so kommt es mir vor, als wenn die ganze Sache mir sogleich entschwände. Verschiedene einzelne Züge stellen sich mir zwar wohl wieder dar; eben daher aber kommt es denn auch, daß kein einziger Zug sich mir in seiner ganzen Lebhaftigkeit wiederum darstellt. Was die Disputir-Gesellschaften betrift, in welchen die Gegenstände ohne Unterlaß unterbrochen und wieder unterbrochen werden; so scheide ich aus denselben sobald als möglich hinaus.

Ich habe nie Thränen vergießen gesehen, ohne selbst dadurch gerührt zu werden.

In die Freundschaft bin ich verliebt.

Ich verzeihe leicht, weil ich nicht hassen, keine Feindschaft hegen, Niemanden eine Beleidigung nachtragen kann. Mir deucht, Haß führt immer Schmerz bei sich. Hat sich Jemand mit mir wieder aussöhnen wollen, so hat sich meine Eitelkeit jederzeit geschmeichelt gefunden, und ich habe aufgehört, einen Menschen als meinen Feind anzusehen, der mir den Gefallen erzeigte, mir eine gute Meinung von mir selbst beizubringen.

Auf meinen Landgütern und bei meinen Vasallen habe ich es nie zugegeben, daß man Jemanden bei mir verhetzte oder mich gegen ihn erbitterte. Wenn man mir sagte: „O! wenn Sie nur wüßten,

was hier gesprochen worden ist, was Der und Der gesagt hat!" — so habe ich geantwortet, „ich will es nicht wissen." War das, was man mir anbringen wollte, nicht wahr, so wollte ich mich nicht der Gefahr aussetzen, es zu glauben; und war es wahr, so wollte ich mir die Mühe ersparen, einen Schuft zu hassen.

In einem Alter von fünf und dreißig Jahren war ich noch verliebt.

Es ist mir eben so unmöglich, in eigennützigen Absichten zu Jemanden zu gehen, als es mir unmöglich ist, im Winde und Wetter in freier Luft auszuhalten.

Wenn ich unter Menschen gewesen bin, so habe ich die Geselligkeit geliebt, als wenn mir die Einsamkeit unerträglich wäre; befand ich mich auf meinen Landgütern, so dachte ich an keinen Umgang mehr.

Sehe ich einen Mann von Verdiensten, so suche ich ihn nie anzutasten; einen mittelmäßigen Menschen, der nur einige gute Eigenschaften hat, und doch dabei etwas vorstellen will, pflege ich wohl auf die Zähne zu fühlen und ihn ein wenig aus der Fassung zu bringen.

Ich bin, glaube ich, der einzige Mensch, der Bücher geschrieben hat, ohne sich durch den Ruhm eines schönen Geistes hinreißen zu lassen. Diejenigen, die mich kennen, wissen, daß ich es

in Gesellschaften nicht sehr gesucht habe, dafür gehalten zu werden, und daß ich immer Talent genug besaß, mich nach der Sprache und dem Tone derer, mit welchen ich Umgang pflog, herabzustimmen.

Ich habe das Unglück gehabt, sehr oft vor Leuten, deren Gunst und Zuneigung ich am meisten gewünscht und gesucht hatte, Ekel und Widerwillen zu bekommen.

Meine Freunde sind sämmtlich meine Freunde geblieben, und ich habe sie mir alle erhalten, einen einzigen ausgenommen. Mit meinen Kindern bin ich wie mit meinen Freunden umgegangen.

Ich habe immer den Grundsatz gehabt, nie etwas durch einen andern thun zu lassen, was ich selbst thun konnte. Dies hat mich dahin gebracht, mein Glück durch Mittel, die ich selbst in Händen hatte, durch Bescheidenheit und Sparsamkeit, zu machen, nicht aber durch fremde Mittel, die allezeit niedrig oder ungerecht sind.

Wenn man erwartete oder vermuthete, daß ich in einer Gesellschaft glänzen würde, so that ich es nie. Ich schloß mich lieber an einen Mann von Geiste und Herzen an, als daß ich mich hätte mit Gecken, die mir Beyfall zuklatschten, abgeben sollen.

Keine Art Menschen ist mir von je her verächtlicher gewesen, als die kleinen schönen Geister, und so auch die großen, die weder Religion noch Tugend haben.

Nie bin ich in Versuchung gerathen, ein beißendes Fluglied auf irgend einen Menschen zu machen. Thorheiten habe ich in meinem Leben öfters begangen; aber nie bin ich ein Bösewicht gewesen.

Verschwenderischen Aufwand habe ich nirgends wo gemacht; aber geizig bin ich doch nie gewesen, und unter Allem, was ich je gethan, ist mir nichts schwerer geworden, als Geld zu machen.

Es hat mir immer viel geschadet, daß ich diejenigen, die ich nicht schätzte, immer verachtet habe.

Meine Vermögensumstände in bessere Aufnahme zu bringen, habe ich, wie ich glaube, nicht außer Acht gelassen; ich habe wirklich große Verbesserungen mit meinen Landgütern vorgenommen; aber ich habe doch bemerkt, daß dies nicht sowohl in der Absicht, reicher zu werden, als vielmehr aus einen gewissem Wohlbehagen, das ich dabey über meine Geschicklichkeit empfand, geschehen ist.

Als ich in die Welt trat, kündigte man mich als einen Mann von Kopf an, und ich

fand überall bey Männern, die Ehrenstellen und Aemter bekleideten, eine sehr günstige Aufnahme. Nachdem ich aber durch die so gut gerathenen persianischen Briefe vielleicht gezeigt hatte, daß es mir nicht an Kopfe fehlte, und ich mir nun einige Achtung bey dem Publicum erwarb; so verlor sich die Achtung, die mir diese Ehrenmänner erwiesen hatten; ich mußte ihrem Unwillen auf tausenderley Art empfinden. Mache hieraus den Schluß, mein Sohn, daß diejenigen, die sich durch den Ruf eines berühmten Mannes innerlich gekränkt fühlen, ihn nur aus der Ursache herabsetzen, um sich an ihm zu rächen, und daß man selbst viel Lob verdienen müsse, um das Lob eines Andern geduldig ertragen zu können.

Ich weiß mich nicht zu entsinnen, daß ich je vier Louisdor aus Eitelkeit, und um mich sehen zu lassen, ausgegeben, oder einen Besuch aus Eigennutz abgestattet hätte. Bey Allem, was ich that und unternahm, folgte ich bloß dem gesunden Menschenverstande, that was Klugheit und Vorsichtigkeit einem Jeden räth, und verrichtete meine Geschäfte, nicht sowohl um sie bloß zu thun, als vielmehr um sie auf die gehörige Weise zu thun und nichts dabey zu versäumen.

Wäre ich in England geboren, so würde ich untröstbar seyn, wenn ich mein Glück daselbst nicht hätte machen können; daß ich es aber in Frankreich nicht gemacht habe, dies ficht mich nicht an.

Ich gestehe es aufrichtig, ich besitze zu viele Eitelkeit, als daß ich wünschen sollte, daß meine Kinder dereinst ein großes Glück in der Welt machen möchten. Sie würden alsdann nur mit der größten Selbstverläugnung den Gedanken an mich ertragen können, würden alle ihre Tugend, alle ihre Standhaftigkeit nöthig haben, wenn sie mich für ihrer Vater erkennen sollten, würden mein Grab als ein Denkmal ihrer Schande ansehen. Zwar darf ich gerade nicht glauben, daß sie es mit ihren eigenen Händen zerstören würden, dies väterliche Grab; aber sie würden doch ohne allen Zweifel seinen Hügel nicht wieder aufwerfen, wenn er einmal der Erde gleich geworden wäre. Ich würde ihnen ein ewiger Stein des Anstoßes bey jeder ihnen gemachten Schmeichelei werden, und sie täglich mehr als zwanzigmal in Verlegenheit setzen. Das Andenken an mich würde ihnen lästig fallen, und mein unglücklicher Schatten eine unaufhörliche Marter für die Lebenden seyn.

Schüchternheit ist die Geißel meines ganzen Lebens gewesen. Sie schien mir die Augen zu verdunkeln, schien mir die Gehörnerven zu stumpfen, mir die Zunge zu lähmen, meine Gedanken mit einer Wolke zu überschatten, mir die Worte und Ausdrücke im Munde zu verdrehen. Bey vernünftigen Leuten war ich jedoch dieser Beklommenheit weniger ausgesetzt, als bey Thoren; dies kam daher, weil ich hoffete, sie würde mich verstehen, und das machte mir denn Muth, flößte mir Vertrauen zu ihnen ein. Bey manchen Gelegenheiten zog sich meine Seele, wenn sie so eben einen Sprung wagen wollte, geschwind wieder zurück. Als ich einst zu Laxenburg in dem Saale war, in welchem der Kaiser offene Tafel hielt, sagte der Prinz Kinsky zu mir: „Sie kommen aus Frankreich, mein Herr, Sie werden sich wohl sehr wundern, daß der Kaiser eine so schlechte Wohnung hat.“ „O, sagte ich, es ist für mich kein unangenehmer Anblick, wenn ich ein Land sehe, in welchem die Unterthanen bessere Häuser haben, als der Landesherr. — Als ich in Piemont war, sagte der König Victor zu mir: “Herr von Montesquieu, sind sie nicht ein Verwandter von dem Abbé von Montesquieu, der hier mit dem Abbé von Estrades bey mir gewesen ist?“ — „Sire, antwortete ich, Ihre Maje-

stät gleichen dem Cäsar, der nie einen Nahmen vergaß. — In England aß ich einstmals bey dem Herzoge von Richmond. Der Cammerherr la Boine, ein alberner Geck, ob er gleich französischer Gesandte am Londoner Hofe war, behauptete, daß England nicht größer als Guienne wäre. Ich machte meinen lieben Gesandten tüchtig aus. Des Abends sagte die Königin zu mir. "Ich habe gehört, daß Sie sich doch unser wider den Herrn von la Boine angenommen haben. „Ja, Ihre Majestät, ich konnte es mir auch nicht denken, daß ein Land, über welches Sie herrschen, kein großes Land wäre.„

Ich bin mit der Krankheit behaftet, daß ich Bücher schreibe, und, wenn ich sie geschrieben habe, mich ihrer schäme.

Ich habe nicht Lust gehabt, mein Glück am Hofe oder durch den Hof zu machen; ich habe es nur dadurch zu machen gesucht, daß ich meine Landgüter in guten Stand setzte, um so mein ganzes Vermögen aus der Hand Gottes zu erhalten. N** der gewisse Absichten hatte, gab mir zu verstehen, daß man wir wohl eine Pension aussetzen würde; ich sagte, ich hätte keine Niederträchtigkeiten begangen, und es wäre also nicht nöthig, mir durch Gnadenbezeigungen ein Schloß an den Mund zu legen.

Ich bin ein guter Bürger; aber ich würde es auch in jedem Lande, in welchen ich geboren wäre, gewesen seyn. Ich bin ein gutem Bürger, weil ich immer mit dem Stande, in welchem ich mich befinde, zufrieden gewesen bin, weil ich immer das Glück und Vermögen, das ich besaß, mit Dankbarkeit genossen, mich nie desselben geschämt, nie Andrer Glück und Vermögen beneidet habe. Ich bin ein guter Bürger, weil ich die Regierung, unter welcher ich gebohren bin, liebe, ohne sie zu fürchten, und von derselben keine andere Gunst erwarte, als bloß das unschätzbare Gut, das ich mit allen meinen Landesleuten gemeinschaftlich genieße; und ich danke dem Himmel, daß, da er mich in jedem Betracht in den Mittelstand setzte, er anch zugleich meiner Seele ein wenig Bescheidenheit eingepflanzt hat.

Wenn es mir erlaubt ist, das Schicksal meines Buchs *) vorherzuverkündigen, so wird es mehr gelobt, als gelesen werden. Eine Lecture dieser Art kann wohl ein Vergnügen, eine angenehme Unterhaltung gewähren, aber einen Zeitvertreib wird sie nie abgeben. Ich hatte mir vorgenommen, einige Stellen meines Geistes weitläuftiger und gründlicher auszuarbeiten; aber ich bin es nicht mehr im Stande.

*) L'esprit des loix, Geist der Gesetze.

Mein vieles Lesen hat meine Augen geschwächet, und es scheint, als wenn das dämmernde Licht, das mir noch übrig ist, nur die Morgenröthe des Tages sey, an welchem sie sich auf immer schließen werden.

Wüßte ich etwas, das mir nützlich, aber meiner Familie schädlich wäre; so würde ich es sogleich aus meiner Seele verbannen. Wüßte ich etwas, das zwar meiner Familie, aber nicht auch meinem Vaterlande nützlich wäre; so würde ich suchen, es zu vergessen. Und wüßte ich etwas, das zwar meinem Vaterlande nützlich, aber Europa und dem ganzen menschlichen Geschlechte schädlich wäre; so wurde ich es als etwas Sündliches, als etwas Verabscheuungswürdiges ansehen.

Ich wünsche mir, offen und einfach in meinem Betragen zu seyn, mir so wenig, als nur immer möglich, dienen zu lassen, und Andern so viel, als ich nur immer kann, Dienste zu leisten.

Nie habe ich es leiden können, wenn man Einfältige aufgezogen, oder Andere wegen Mängel des Verstandes lächerlich gemacht hat. Wo es auf den Verstand Anderer ankam, da habe ich immer gern fünfe gerade seyn lassen. Ich bin ein Freund eines jeden Verstandes, und ein Feind fast von allen Herzen gewesen.

Ich mag mich lieber von meinem Herzen, als von meinem Verstande auf die Folter spannen lassen.

Ich lasse jetzt etwas Einfältiges thun, — lasse meinen Stammbaum machen.

Ueber die alten Schriftsteller.

Ich kann meinen Geschmack an den alten Schriftstellern nie verläugnen. Diese Art des Alterthums bezaubert mich, und immer schweben mir dabey Plinius Worte vor: Du gehst nach Athen, habe Ehrfurcht vor den Göttern.

Das göttliche Werk unsers Jahrhunderts, der Telemach, in welchem Homer überall zu athmen scheint, ist ein unwiderleglicher Beweis von der Vortreflichkeit dieses alten Dichters. Pope allein hat Homers Größe gefühlt.

Sophokles, Euripides, Aeschylus, haben gleich Anfangs die Art und Weise der Erfindung zu einer so vorzüglichen Stuffe ge-

bracht, daß wir seitdem an den Regeln, die sie uns hinterlassen haben, und die sie ohne eine vollkommene Kenntniß der Natur und der Leidenschaften nicht festsetzen konnten, nichts geändert haben.

Ich habe in meinem ganzen Leben einen entschiedenen Geschmack an den Werke der Alten gehabt. Ich habe verschiedene über dieselben gemachte Kritiken bewundert; aber ich habe auch immer die Alten bewundert. Ich habe meinen Geschmack studirt, habe genau untersucht, ob dies nicht vielleicht ein ungesunder, ein kränkelnder Geschmack wäre, auf welchen man sich nicht sicher verlassen könnte; aber, je mehr ich untersucht habe, desto mehr habe ich eingesehen, desto mehr gefühlt, daß ich Ursache hatte, so zu fühlen, wie ich gefühlet habe.

Die Schriften der Alten sind für die Schriftsteller, die Schriften der Neuern sind für die Leser.

Plutarch bezaubert mich immer; er weiß die Personen immer unter solchen Umständen auftreten zu lassen, daß sie großes Vergnügen machen.

Daß Aristoteles Alexanders Lehrer, oder Plato an dem Hofe zu Syracus gewesen ist, dies trägt zu ihrem Ruhme nicht das Geringste

bey; der Ruf ihrer Philosophie hat alles Uebrige verschlungen.

Cicero ist, meiner Meinung nach, einer der größten Köpfe, die die Welt je gesehen hat. Ueberall die schöne Seele, die Fälle ausgenommen, wo sie Schwäche zeigte.

Zwei Meisterstücke: Cäsars Tod im Plutarch, und Nero's Tod im Sueton. In dem erstern hat man anfänglich Mitleiden mit den Verschwornen, die man in Gefahr sieht, und bald darauf mit Cäsar, den man gemordet sieht. In Nero's Tode geräth man in Erstaunen, wenn man ihn nach und nach dahin gebracht sieht, daß er sich selbst um's Leben bringen muß, ohne irgend eine Ursache zu haben, die ihn dazu zwingt, er aber doch dem Selbstmorde nicht ausweichen kann.

Virgil, der dem Homer in Ansehung der Größe und Mannigfaltigkeit der Charaktere, so wie in Rücksicht auf die vortrefliche Erfindung nachsteht, kommt ihm in Ansehung der Schönheit der Dichtkunst völlig gleich.

Ein schöner Spruch aus dem Seneka: Sic praesentibus utaris voluptatibus, ut futuris non noceas.

Ein und derselbige Irrthum der Griechen, ergoß sich über ihre ganze Philosophie; fehlerhafte Naturlehre, fehlerhafte Moral, fehlerhaf-

te Metaphysik. Dies Alles kam daher, weil sie den Unterschied zwischen positiven und relativen Eigenschaften nicht kannten. So wie Aristoteles sich bey seinem Trockenen und Feuchten, seinem Heisen und Kalten täuschte, so täuschten sich Plato und Sokrates bey ihrem Schönen, ihrem Guten, ihrem Weisen. Eine große Entdeckung, daß es keine positive Eigengenschaften gebe! Die Ausdrücke, schön, gut, edel, groß, vollkommen, sind Attribute der Gegenstände, die sich blos auf die Wesen beziehen, welche dieselben betrachten. Diesen Grundsatz muß man sich einmal für allemal einprägen. Es ist derselbe ein Schwamm, der fast alle und jede Vorurtheile auf einmal verwischet; ist eine wahre Geißel, für die alte Philosophie, die Naturlehre des Aristoteles, die Metaphysik des Plato. Lieset man die philosophischen Gespräche des letztern, so wird man finden, daß sie nichts weiter als ein Gewebe von Sophismen ausmachen, die sämmtlich aus dem Mangel der Kenntniß dieses Principii geflossen sind. Malebranche ist blos deswegen auf tausenderlei Sophistereien verfallen, weil er dasselbe nicht kannte.

Nie hat ein Philosoph den Menschen die Annehmlichkeiten der Tugend und die Würde ihrer Natur fühlbarer geschildert, als Mark Anto-

Antonin. Das Herz wird dabei gerührt, die Seele erweitert, der Geist gehoben und veredelt.

Gelehrter Diebstahl! Dieser Einwurf ist leicht gemacht; er erfordert sehr wenig Verstand. Originale giebt es, Dank sei es den kleinen Geistern, gar nicht mehr. Kein Dichter, der nicht alle seine Weisheit aus den Alten geschöpft hätte. Was würden doch die Commentatoren anfangen, wenn dies Privilegium nicht wäre! Dann könnten sie nicht sagen: Horaz hat dies und das gesagt; — diese Stelle hat eine Aehnlichkeit mit der und der im Theokrit, wo es heißt. — — Ich mache mich anheischig, die Gedanken eines jeden Schriftstellers, sei er wer er sei, ohne die geringste Schwierigkeit im Cardon aufzufinden.

Man lieset die Schriften der Alten gern in der Absicht, um alte Vorurtheile kennen zu lernen.

Man muß Aristoteles Politik und Plato's zwei Republiken mit Aufmerksamkeit lesen, wenn man sich von den Gesetzen und den Sitten der alten Griechen einen richtigen Begriff machen will. Sie in ihren Geschichtschreibern aufzusuchen, wäre eben so viel, als wenn man die unsrigen in den Beschreibungen der Kriege Ludwigs XIV. finden wollte.

Die spartanische Republik ist eben sowohl ein Jedal als die platonische.

Um die Menschen richtig zu beurtheilen, muß man die Vorurtheile ihrer Zeiten kennen.

Ueber die neuen Schriftsteller.

Wir haben keinen tragischen Schriftsteller, der die Seele stärker in Bewegung setzt, als Crebillon. Dieser entreißt uns gleichsam uns selbst, umnebelt uns mit dem Dunstkreise des Gottes, den er auftreten läßt, flicht uns in die Entzückung und Raserei der Bachanten, ehe wir es uns versahen, selbst mit ein. Kaum kann man seine Arbeit beurtheilen, weil er gleich anfänglich den Theil der Seele, der Nachdenken und das Richteramt verwalten soll, außer sich setzt. Er ist der wahre und eigentliche Tragiker unsrer Zeiten, der einzige, der das eigentliche Pathos des Trauerspiels, Schrecken zu erregen weiß. Ein Originalstück giebt immer Veranlassung, das fünf bis sechs hundert Co-

peien darnach gezimmert werden. Die Nachfolger sprechen ihren Vorgängern nach, so ohngefähr wie die neueren Erdmesser die Formeln der ältern Erdmesser nachbeten.

Ich habe der ersten Vorstellung des Trauerspiels Ines von Castro von la Motte beygewohnt. Ich sah wohl, daß dieses Stück bloß deswegen Beyfall erhielt, weil es so schön war und daß es den Zuschauern wider ihren Willen gefiel. Man kann sagen, daß das Große, welches dem Trauerspiele eigen ist, daß das Erhabene und das Schöne überall in demselben herrscht. Insonderheit befindet sich darin ein Aufzug, der, nach meinen Geschmacke, schöner als alle übrigen ist. Ich habe darin eine oft versteckte Kunst gefunden, die sich bey der ersten Vorstellung nicht sogleich enthüllete, und ich bin das letzte mal weit mehr, als das erstemal, gerührt worden.

Ich erinnere mich, daß, als ich einst aus einem gewissen Stücke, mit Nahmen Aesop am Hofe, hinausging, ich von dem Wunsche immer mehr ein ehrlicher Mann zu seyn, so durchdrungen war, daß ich nicht weiß, ob ich je einen stärkern Vorsatz gefaßt habe. Und so ging es mir denn ganz anders, als jenem Manne in alten Zeiten, welcher sagte, daß er nie aus Schauspielen tugendhafter hinausgegangen

sey, als er hineingegangen wäre. Aber die Schauspiele sind auch das jetzt nicht mehr, was sie ehedem waren.

In den meisten Schriftstellern siehet man den Mann, der schreibt; in Montagne, den Mann, der denkt.

Rochefoucault's Grundsätze sind Sprichwörter in dem Munde der Weisen.

Was unsere komischen Schauspiele nach und nach verdirbt, ist der verkehrte Geschmack daß wir die Leidenschaften lächerlich machen wollen, anstatt daß wir das Lächerliche der Sitten und Gewohnheiten vorzustellen suchen sollten. Denn die Leidenschaften an und für sich selbst sind nicht lächerlich. Wenn man sagt, daß es keine absolute Eigenschaften gebe, so will man dadurch nicht sagen, daß es dergleichen nicht wirklich gebe, sondern nur daß unser Verstand sie nicht beschreiben kann.

Was für Zeiten sind doch die unsrigen, in welchem es so viele Kunstrichter, und so wenige Leser giebt!

Voltaire ist nicht schön, er ist nur hübsch. Es würde der Akademie zur Unehre gereicht haben, wenn Voltaire ein Mitglied derselben gewesen wäre; und doch wird es ihr dereinst zur Unehre gereichen, daß er es nicht gewesen ist.

Voltaire's Werke gleichen übel proportionirten Gesichtern, die in der Jugend glänzen.

Voltaire wird nie eine gute Geschichte schreiben. Er ist den Mönchen ähnlich, die nicht um des Gegenstandes willen, den sie abhandeln, sondern um des Ruhms ihres Ordens willen schreiben. Voltaire schreibt für sein Kloster.

Carl XII, der überall als ein Wunder dargestellet wird, setzt in Erstaunen, aber er ist nicht groß. Doch findet sich ein bewundernswürdiges Bruchstück in dieser Geschichte, der Rückzug Schulenburgs, ein Stück, das so lebhaft geschildert ist, als es nur seyn kann. Der Verfasser hat zuweilen gar keinen Sinn.

Je mehr das Gedicht über die Ligue eine Aeneide zu seyn scheint, desto weniger ist es eine Aeneide.

Alle Beywörter die J. B. Rousseau gebraucht, sagen viel; aber sie sagen immer zu viel, und sind übertrieben.

Unter den Schriftstellern, die über die Geschichte von Frankreich geschrieben haben, besaßen einige zu viel Gelehrsamkeit, als daß sie Genie genug, und andere zu viel Genie, als daß sie Gelehrsamkeit genug hätten haben können.

Sollte ich unsere Dichter charakterisiren, so vergleiche ich Corneille mit Michael Angelo, Racine mit Raphael, Marot mit Correggio, La Fontaine mit Titian, Despreaux mit Dominico, Crebillon mit Guerchini, Voltaire mit Guido, Fontenelle mit Bernini; la Chapelle, la Fare, Chalieu, mit Parmesan; Regnier mit Georgioni, la Motte mit Rembrand; Chapelain steht unter Albert Dürer. Hätten wir einen Milton, so würde ich ihn mit Julio Romano vergleichen; hätten wir einen Tasso, so könnten wir ihn mit Carrachio in Vergleichung setzen, und hätten wir einen Ariost, so könnten wir ihn mit Niemanden vergleichen, weil ihm Niemand zur Seite, gestellet werden kann.

Unser guter ehrlicher Rollin hat durch seine historischen Werke das Publicum bezaubert. Bei ihm redet immer Herz an Herz; man empfindet ein geheimes Vergnügen, wenn man die Tugend reden hört. Er ist die Biene Frankreichs.

Ich habe hier nur mein Urtheil von denjenigen Schriftstellern gesagt, die ich schätzte; denn ich

*) Annibal Carrachio sagte: Die Dichter mahlen mit Worten, und die Mahler mit dem Pinsel. Anmerkung der Herausgeber.

habe, so viel es mir möglich gewesen ist, nur die gelesen, die ich für die besten hielt.

Einst erwähnte man in Montesquieu's Gegenwart den Roman Don Quichotte; „O! sagte er, das beste Buch der Spanier! weil es sich über alle andere Bücher aufhält.“

Ueber Frankreichs große Männer. *)

Es hat uns in Frankreich nicht an solchen seltenen Männern gefehlt, die selbst die alten Römer für die ihrigen erkannt haben würden.

Treue, Gerechtigkeit und Seelengröße stiegen mit Ludwig IX. auf den Thron.

Tanneguy dû Chatel legte seine Aemter nieder, als die Stimme des Publicums sich wider ihn erklärte; er verließ sein Vaterland, oh-

*) Montesquieu hat hier Carln den Großen ausgelassen; aber man findet ihn im Geiste der Gesetze, B. 31. Kap. 18, wo sein Bild völlig dargestellet ist. Anmerkung der Herausgeber.

ne sich zu beklagen, um ihm sein Murren zu ersparen.

Der Kanzler Olivier führete die Gerechtigkeit selbst in den Staatsrath des Königs, und die Staatskunst und Hofpolitik mußten sich vor ihr beugen.

Frankreich hat nie einen bessern Bürger gehabt, als Ludwig XII.

Der Cardinal Amboise fand die Vortheile des Volks in den Vortheilen des Königs, und die Vortheile des Königs in den Vortheilen des Volks.

Carl VIII. erkannte schon in seiner frühen Jugend alle Eitelkeiten der Jugend.

Der Kanzler de l'Hôpital, standhaft wie die Gesetze, war weise gleich ihnen, an einem Hofe, der nicht anders als durch die äußerste Verstellung beruhiget, und nur durch die heftigsten Leidenschaften in Bewegung gesetzt werden konnte.

In la Noue sah man einen großen Bürger mitten in den bürgerlichen Kriegen.

Der Admiral Coligny wurde ermordet, zu einer Zeit, da nichts als das Wohl des Staats sein ganzes Herz belebte; und sein unglückliches Schicksal brachte es mit sich, daß er nach so vielen glücklich gedämpften Empörun-

gen nur durch ein großes Verbrechen zur Strafe gezogen werden konnte.

Die Guisen waren zwei Extreme in Ansehung des Wohls und des Wehe, das sie dem Staate zufügten. Glückliches Frankreich, wenn es ihnen nie in den Sinn gekommen wäre, daß Carls des Großen Blut in ihren Adern flösse!

Des Kaufmanns-Aeltesten, Miron's, Seele scheint die Seele des ganzen Volks gewesen zu sein.

Cäsar würde mit Monsieur dem Prinzen verglichen worden sein, wenn er nach ihm gekommen wäre.

Heinrich IV. — ich brauche nichts von ihm zu sagen, ich rede mit Franzosen. *)

Molé zeigte Heldenmuth in einer Lage, die sich gemeiniglich nur durch andere Tugenden behaupten kann.

Türenne war völlig lasterfrei, und hätte er ein oder das andere Laster an sich gehabt, so würde er vielleicht gewisse Tugenden noch höher getrieben haben. Sein Leben war eine Hymne zum Lobe der Menschheit.

*) Auch nichts von Sülly? Anmerkung der Herausgeber.

Montausier's Charakter hatte etwas von den alten Philosophen und ihrer überspannten Vernunft.

Der Marschall Catinat zeigte bei seinen Siegen Bescheidenheit, und als er in Ungnade fiel, Majestät; selbst nach dem Verluste seines Ruhms blieb er groß.

Vendome hat nie ein anderes Eigenthum besessen als seinen Ruhm.

Fontenelle — eben so sehr über andere Menschen durch sein Herz, als über andere Gelehrte durch seinen Geist, erhaben.

Ludwig XIV., weder ein Freund des Friedens, noch ein Held im Kriege. Er hatte das Aeußere der Gerechtigkeit, der Staatskunst, der Religiosität, und die Miene eines großen Königs. Gütig und sanft gegen seine Hausbedienten, freigebig gegen seine Höflinge, raubgierig gegen seine Unterthanen, rastlos und streitsüchtig gegen seine Feinde, despotisch in seiner Familie, hart in seinem Staatsrathe, ein Kind in seinem Gewissensrathe, ein Spiel Aller und Jeder, die einen Fürsten zum Besten zu haben pflegen, der Minister, der Weiber und der Frömmler; immer herrschsüchtig und immer beherrscht; unglücklich in der Wahl seiner Leute, ein Freund der Gecken, die Talente duldend, den Verstand fürchtend; ernst-

haft in seinen Liebschaften, und unter seinen letzten Fesseln schwach bis zum Mitleiden; keine Geistesstärke im Glücke, Sicherheit im Unglücke, Muth im Tode. Er liebte den Ruhm und die Religion, und man hinderte ihn sein ganzes Leben hindurch, weder den einen, noch die andere kennen zu lernen. Er würde fast keinen von allen diesen Fehlern gehabt haben, wenn er eine bessere Erziehuug, und etwas mehr Verstand gehabt hätte. *) Sein Herz war größer als sein Verstand. Madame de Maintenon verdarb dies Herz immerfort, und vermochte es zu Allem, was klein und niedrig ist, um es dem ihrigen anzuformen.

Die schlechtesten Bürger, die Frankreich je aufzuweisen gehabt hat, waren Richelieu und Louvois. Ich würde noch einen dritten nennen; *) aber man muß Mitleiden mit ihm haben, da er in Ungnade gefallen ist.

*) L'Esprit des loix, tome 1, pag. 195. 197. et tome 2, pag. 242.

**) Hr. von Maurepas. Man sehe unten den 7ten Brief.

Ueber die Religion.

Gott ist gleichsam ein Monarch, der mancherley Nationen in seinem Reiche hat. Alle und jede kommen, ihm ihren Tribut zu bringen, und jede redet mit ihm in ihrer eigenen Sprache, einer besondern Religion.

Wäre auch der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ein Irrthum, so würde es mir doch Leid thun, wenn ich diesen Irrthum nicht annähme. Ich muß es gestehen, ich bin nicht so demüthig, als die Atheisten. Ich weiß zwar nicht, wie sie in diesem Betracht denken; aber ich für meine Person mag doch die Grille von meiner Unsterblichkeit nicht gegen die Grille von der Glückseligkeit Einen Tages vertauschen. Es entzückt mich, wenn ich mich als unsterblich denke, wie Gott selbst es ist. Unabhängig von den Begriffen, die die Schrift davon giebt, gewähren mir metaphysische Gründe eine sehr starke Hoffnung, meines ewigen Glücks, auf welche ich nie Verzicht thun werde.

Andächteley und Frömmeley ist ein Glaube, daß man besser sey, als Andere.

Keine Nation bedarf die Religion mehr, als die Engeländer. Wer sich nicht fürchtet, sich zu erhenken, der muß sich doch fürchten, verdammet zu werden.

Die Frömmeley findet Gründe, böse Thaten zu begehen, auf welche ein Mensch von gemeiner Rechtschaffenheit nie verfallen würde.

Wie glücklich ist man doch, wenn man gemäßigte Grundsätze hat! Komme ich nach Frankreich, so laufe ich Gefahr, wenig oder gar keine Religion zu haben; komme ich nach Engeland, so bekomme ich zu viel.

Geistliche — Schmeichler der Fürsten, wenn sie nicht ihre Tyrannen seyn können.

Die Geistlichen aller unaufgeklärten christlichen Religionspartheien finden ihren Vortheil dabey, wenn sie das Volk in Unwissenheit erhalten; denn sonst würde man, da Jesus Lehre so deutlich und einfach ist, zu ihnen sagen: Wir wissen das Alles eben so gut, als ihr.

Ich nenne die Andächteley eine Krankheit des Herzens, die der Seele eine Schwäche einprägt, deren Charakter der liebenswürdigste unter allen ist.

Der Glaube an erdichtete Wunder verdankt seinen Ursprung unsern Stolze, vermöge dessen wir uns einbilden, daß wir so wichtige Wesen seyen, daß das höchste Wesen um unse-

retwillen die Natur umkehren werde; und dies verleitet uns dann zu der Meinung, daß unsere Nation, unsere Stadt, unsere Armee der Gottheit viel werther sey, als andere. Auf diese Weise verlangen wir aber, daß Gott ein partheisches Wesen seyn, daß er sich ohne Unterlaß für die eine und wieder die andere Creatur erklären, und an dieser Art eines beständigen Krieges ein Wohlgefallen haben solle; verlangen, daß er an unsern Streitigkeiten einen eben so lebhaften Antheil, als wir, nehmen, und jeden Augenblick Dinge thun solle, unter welchen das kleinste und unerheblichste die ganze Natur zum Stillstande bringen oder gar über den Haufen werfen würde.

Ueber die Jesuiten.

Wären die Jesuiten vor Luthern und Calvin entstanden, so würden sie Herren der ganzen Welt geworden seyn.

Ich fürchte mich vor den Jesuiten. Beleidige ich einen großen, so wird er mich ver-

gessen; ich werde ihn vergessen werde in eine andere Provinz, in ein anderes Reich gehen. Beleidige ich aber die Jesuiten zu Rom, so werde ich sie zu Paris, werde sie in jedem Lande und in jeder Stadt wiederfinden, überall werden sie mich umringen. Die Gewohnheit, sich einander ohne Unterlaß und Alles zu schreiben, giebt ihrem Feindseligkeiten eine beständige Nahrung.

Wenn die Engeländer eine unverschämte Betrügerey oder eine grobe Unwahrheit beschreiben wolle, so sagen sie: That is Iesuitely false, das heißt gelogen wie ein Jesuit.

Ueber die Engeländer und Franzosen.

Die Engeländer haben viel zu thun; höflich zu seyn, haben sie keine Zeit.

Die Franzosen sind eine allerliebste Art Menschen. Sie plaudern gern, lieben die Abwechselung, drängen sich zu und schmieren sich allenthalben an; sie gehen spaziren, wandeln,

laufen und rennen so lange, bis sie zur Erde fallen.

Die Engeländer sind sonderbare Genies. Sie werden selbst die Alten die sie bewundern, nicht nachahmen. Ihre Geisteswerke gleichen weit weniger dem regelmäsigen Naturproducten, als die Lusus naturae, bey welchen die Natur einem glücklichen Zufalle gefolgt ist.

Zu Paris wird man von der Welt ganz betäubt. Man hört und sieht da nichts, als Welt und feine Sitten; nach Tugend und Laster frägt man nicht, und man hat auch nicht die Zeit, sie nur einmal kennen zu lernen.

Wenn man mich fragte, was für Vorurtheile den Engeländern eigen seyen; so würde ich sie in der That nicht angeben können, würde nicht sagen können, ob es Krieg, oder vornehme Geburt, oder Würden und Ehrenstellen, ob es Sucht durch Frauenzimmer sein Glück zu machen, oder wahnsinniges Schmachten nach der Gunst der Minister sind. Sie wollen, daß die Menschen Menschen seyn sollen, und sie schätzen nur zweierlei Dinge, Reichthum und Verdienste.

Den Geist einer Nation nenne ich die Sitten und die Gemüths- und Denkungsart der verschiedenen Völker, die durch den Einfluß eines und desselbigen Hofes, einer und derselbigen

gen Stadt geleitet unnd regieret werden. Ein Engländer, ein Franzose, ein Italiener, drei ganz verschiedene Arten des Volksgeistes.

Mannichfaltigkeiten.

Ich begreife nicht, wie die Fürsten so leicht glauben können, daß sie Alles seyen, und wie das Volk so geneigt seyn kann zu glauben, daß es nichts sey.

Gern lesen ist nichts anders, als Stunden der Langenweile, die ein Jeder in seinem Leben zu haben pflegt, gegen angenehme Stunden vertauschen.

Unglückliches Verhängniß des Menschen! Kaum ist die Seele zu ihrer Reife gekommen, so fängt schon der Leib an schwach zu werden.

Einst fragte man Chirac (einen Arzt), ob es ungesund sey, bey mehrern Weibern zu schlafen. Nein, sagte er, das ist es wohl nicht, wofern man nur an keine verlegene Waare geräth; aber ich wette, daß die Abwechselung schon verlegene Waare ist.

Es ist eine Folge außerordentlicher Verdienste, wenn man sein ganzes Leben hindurch eben so große Verdienste zur Seite hat.

Montesquieu schmählte eines Tages sehr laut mit seinen Bedienten. Auf einmal wandte er sich um, und sagte lächelnd zu Jemanden, der Zeuge dieses Auftritts war: Sie sind ein Uhrwerk, das man zuweilen aufziehen muß.

Einer, der gut schreibt, schreibt nicht, wie man gewöhnlich schreibt, sondern wie er schreibt; und so spricht auch Jemand öfters gut, wenn er schlecht spricht.

Das Talent beschreibe ich so: Es ist eine Gabe, die Gott uns insgeheim geschenkt hat, und die wir, ohne es zu wissen, bekannt machen.

Die großen Herren haben Vergnügen, das Volk hat Freude.

Außer dem Vergnügen, das uns der Wein verschafft, verdanken wir auch den Freuden der Weinlese das Vergnügen der Komödien und Trauerspiele.

Ich sagte einst zu Jemanden: Pfui! Sie haben ja eine so niedrige Denkungsart, wie ein Mann von Stande. Herr N. ist so süß, daß er aussieht wie ein Wurm, der Seide spinnet.

Wenn man nach Witz haschet, so erhascht man oft Aberwitz.

Ist man einmal zu Paris Frau gewesen, so kann man anderswo nicht mehr Frau seyn.

Meine Tochter sagte sehr richtig: Rauhe Sitten sind nur das erste mal rauh.

Frankreich wird sich durch seine Krieger noch aufreiben.

Ich sagte zu Madame dû Chatelet; Sie enthalten sich des Schlafs, um die Philosophie zu studiren, man sollte vielmehr die Philosophie studiren, damit man den Schlaf beförderte.

Käme ein Persianer oder Indier nach Paris, so würde er ein halbes Jahr Zeit haben müssen, ehe er begreifen lernte, was ein Abbé commendataire, ein weltlicher Abt, ein Abt ohne Orden und Kloster sey, da dergleichen Pflastertreter zu Paris in Menge umherlaufen.

Sehnsucht ist eine Fessel, die alle unsere Vergnügen lähmt.

Unglücklicher Weise ist zwischen der Zeit, da man noch zu jung ist, und zwischen der Zeit, da man schon zu alt ist, ein gar zu kleiner Zwischenraum.

Man muß viel studirt haben, wenn man nur ein wenig gelernt haben will.

Ich mag die Bauern wohl leiden; sie sind nicht gelehrt genug, um verkehrte Schlüsse zu machen.

Von Personen, die sich mit ihren Bedienten gemein machen, pflege ich zu sagen: Die Reue folgt dem Laster auf dem Fuße nach.

Die vier großen Dichter: Plato, Malebranche, Shaftesbury, Montaigne!

Kluge Leute lassen sich durch Bediente, und Einfältige durch Kluge regieren.

Unter die Höllenstrafen hätte man billig den beständigen Müssigang mit setzen sollen; aber, so wie sich viele ausdrücken, hat es das Ansehen, als wenn man ihn zu den Freuden des Paradieses rechne.

Was den Rednern an Gründlichkeit fehlt, das pflegen sie durch die Länge zu ersetzen. Rednerische, schulgerechte Predigten, kann ich nicht leiden; es ist dabey nur auf Prahlerey angesehen; der Redner will nicht belehren und bessern, sondern nur seine Kunst zeigen.

Die Aerzte, deren Friend in seiner Geschichte der Arzneiwissenschaft erwähnt, haben ein hohes Alter erreicht. Man kann davon folgende physische Ursachen angeben. 1) Die Aerzte sind genöthiget, nüchtern und mäßig zu seyn. 2) Sie kommen den Krankheiten sogleich im Anfange entgegen. 3) Vermöge ihres Be-

rufs machen sie sich viele Leibesbewegung. 4) Indem sie viele Kranke besuchen, so gewöhnet sich ihr Temperament an alle Arten der Luft, und sie werden dadurch für üble Eindrücke desto weniger empfänglich. 5) Sie kennen die Gefahr besser. 6) Diejenigen unter ihnen, deren Ruf bis zu uns gekommen ist, waren geschickte Männer; sie standen also unter der Leitung geschickter Männer, nämlich ihrer selbst.

Ueber den neuern Entdeckungen haben wir beynahe die Menschen ganz vergessen.

Von tyrannischen und eigennützigen Freunden pflege ich zu sagen: Die Liebe hat gewisse Schadloshaltungen, die die Freundschaft nicht hat.

Wozu dient es doch, Bücher für diese kleine Erde zu schreiben, die nicht größer als ein Punct ist?

Schrieb nicht Contades, ein kriechender Hofmann, bis an sein Ende, an den Cardinal Richelieu, daß er gern stürbe, weil er doch nun den Trost hätte, einem Minister, wie er, nicht in's Grab sehen zu dürfen? Aber diesmal spielte er den Hofmann im Vertrauen auf seine gute Natur; er glaubte noch davon zu kommen.

Als Hr. N. einst von schönen Genies sprach, die unter dem Trosse der Menschheit

verlohren gegangen und unbekannt geblieben wären, so sagte er: Sie sind gestorben, wie Kaufleute, die noch nicht ausgepackt haben.

Der Busen geringer Schönen ist leicht geöffnet; ein vornehmer Busen weiß sich geltend zu machen.

Fast alle Tugenden sind Privattugenden, und beziehen sich auf das besondere Verhältniß, in welchem ein einzelner Mensch gegen andere einzelne Menschen steht. Freundschaft, zum Beyspiel, Vaterlandsliebe, Mitleid und Mitfreude, setzen besondere Verhältnisse voraus. Aber Gerechtigkeit ist eine öffentliche Tugend, und erstreckt sich auf das allgemeine Verhältniß, in welchem alle und jede Menschen mit einander stehen. Folglich sind alle diejenigen Tugenden, die dies Verhältniß aufheben, keine Tugenden mehr.

Den meisten Fürsten und Ministern fehlt es am guten Willen nicht; sie wissen nur ihre Sachen nicht recht anzufangen.

Der glückliche Erfolg der meisten Unternehmungen hängt davon ab, daß man weiß, wie viel Zeit dazu erfordert werde, sie glücklich auszuführen.

Der Fürst muß auf die öffentliche Tugend ein wachsames Auge haben, nie aber auf Privattugenden.

Nie muß man durch Befehle und Verordnungen etwas auszurichten suchen, was man durch Beyspiel und gute Sitten ausrichten kann.

Die weitläuftigen Einleitungen und Präambeln in Ludwigs XIV Edikten waren dem Volke weit unerträglicher, als die Edicte selbst.

Die Fürsten sollten sich nie auf Schutzreden bey ihren Verfügungen einlassen. Sie sind immer zu strenge, wenn sie entscheiden, und schwach, wenn sie disputiren. Sie sollteu bey Allem, was sie thun und veranstalten, stets vernünftig und billig verfahren, und nur wenig raisonniren.

Immer habe ich bemerkt, daß, wenn man in der Welt gut fortkommen will, man einfältig aussehen, und als ein Weiser handeln muß.

Bey Allen, wo es auf Staat, Schmuck oder Aufwand ankommt, muß man immer etwas weniger thun, als man thun kann.

Ich sagte einstmal zu dem Herzoge von Chantilly aus Höflichkeit, daß ich einen Fasttag hätte. Der Herzog war ein Frömmler, und nahm es mit den von der Kirche vorgeschriebenen Uebungen sehr genau.

Zu Paris stirbt die eine Menschenhälfte an Abendschmäusen, und die andere an Mittagsschmäusen.

Ich hasse Versailles, weil dort Jedermann so klein ist; ich liebe Paris, weil daselbst ein Jeder groß ist.

Wenn man nichts weiter als glücklich seyn wollte, so wäre das Ding leicht gethan; aber man will glücklicher seyn, als Andere, und da findet denn die Sache fast immer große Schwierigkeiten, weil wir glauben, das Andere glücklicher seyen, als sie es wirklich sind.

Leute, die viel Verstand haben, laufen oft Gefahr, Alles mit Verachtung anzusehen.

Oft sehe ich Leute, die bey Zwischenerzählungen und Seitenschritten im Reden und Schreiben sich sehr übel gebärden, ich glaube aber, daß diejenigen, die Abstecher dieser Art zu machen wissen, solchen Menschen gleichen, die lange Arme haben; sie können weiter reichen als Andere.

Zweierlei Arten von Menschen: denkende und unterhaltende.

Eine schöne That ist eine solche, die Herzensgüte zeigt, und deren Verrichtung Geistesstärke erfordert.

Die meisten Menschen sind fähiger, große Thaten zu verrichten, als gute.

Der gemeine Mann beobachtet die Wohlanständigkeit nach seinen Geschmacke, ist höflich nach seiner Art, ohne es in seinen Sitten zu seyn; wir wünschen höfliche Leute zu haben, weil wir wollen, daß man gegen uns höflich seyn soll.

Die Eitelkeit der Bedienten hat einen eben soguten Grund, als die, welche sich heute zufälliger Weise bey einem gewissen Abendtheuer in meinem Herzen regte, das ich bey dem Cardinal von Polignac, wo ich des Mittags aß, zu bestehen hatte. Der Cardinal nahm den Senior der Lothringischen Familie, den Herzog von Elboeuf, bey der Hand, und nach Tische, als der Prinz nicht mehr da war, reichte er mir die seinige. Daß er den Prinzen bey der Hand nahm, war ein Beweis der Hochachtung; daß er mir aber die Hand gab, war ein Zeichen der Verachtung und Geringschätzung. Eben daher gehen auch die Fürsten so vertraut mit ihren Bedienten um. Sie reichen ihnen zuweilen die Hand, und da bilden sich dann die armen Schelme ein, daß dies eine Gnade sey; aber es ist Verachtung, offenbare Verachtung.

In den Geschichtsbüchern sind unwahre Begebenheiten mit wahren zusammen gehäuft, oder

die unwahren werden wenigstens bey Gelegenheit der wahren erzählet.

Anfänglich lobt das Werk den Meister, in der Folge aber lobt der Meister das Werk. Anfänglich giebt die Arbeit dem Arbeiter, nachher aber der Arbeiter der Arbeit einen Werth.

Von den Abtritten muß man immer geschwind wieder weggehen, sonst bekommt man Albernheiten zu lesen. An keinem Orte trift das Sprichwort mehr ein: Narren Hände beflekken die Wände.

In Büchern findet man die Menschen besser, als sie wirklich sind. Da zeigt sich die Eigenliebe des Verfassers, der immer für einen desto rechtschaffenern Mann gehalten seyn will, je mehr er für die Tugend spricht. Die Schriftsteller sind Histrione, die eine theatralische Rolle spielen.

Sein Vermögen muß man als seinen Sklaven betrachten; aber man muß auch seinen Sklaven nicht zu Grunde richten.

Man sollte es kaum glauben, wie sehr es in dem gegenwärtigen Jahrhunderte aus der Mode gekommen ist, Verdienste zu schätzen und zu bewundern. Der Geist des Ruhms und des innern Werths verliert sich unter uns immer mehr und mehr. Eine gewisse Philosophie hat überall die Oberhand erhalten; die Begriffe

der Alten von Heldenmuth und Tapferkeit sowohl, als die Begriffe der Neuern von Rittertugenden, sind verschwunden. Die Aemter des Civil-Standes werden mit Leuten besetzt, die Vermögen besitzen, und die Militair Stellen mit Leuten, die nichts haben. Kurz, es ist fast einem jeden, in Ansehung seiner äußern Glücksumstände, gleichgültig geworden, ob er diesem oder jenem Herren unterworfen sey, anstatt daß sonst eine verlorne Schlacht, oder die Eroberung seiner Vaterstadt mit seinem gänzlichen Untergange, mit dem Verluste seiner Vaterstadt, seiner Frau und Kinder verbunden war. Die Errichtung eines Handelsverkehrs mit den öffentlichen Fonds, die unermeßlichen Gaben der Fürsten, die eine zahllose Menge Menschen lebenslang im Müssigang unterhalten, und selbst durch den Müssiggang derselben sich in dem Besitze ihres Ansehens, oder besser zu sagen, ihrer Vergnügen behaupten; die Gleichgültigkeit in Ansehung des künftigen Lebens, die den Hang zur Wollust und Weichlichkeit in dem gegenwärtigen Leben zur Folge hat, und uns gegen Alles, was Anstrengung erfordert, fühllos und dazu unfähig macht; weit weniger Gelegenheiten sich auszuzeichnen; eine gewisse methodige Art und Weise, Städte zu erobern und Schlachten zu liefern, wobey es

nur darauf ankommt, Bresche zu schießen, und wenn dies geschehen ist, sich zu ergeben; wobey der ganze Krieg mehr in der Kunst als in den persönlichen Eigenschaften derjenigen, die da fechten, besteht, wo man bey jeder Belagerung die Anzahl der Soldaten, die man dabey lassen will, vorher weiß, und wo der Adel in corpore nicht mehr zu Felde zieht; dies Alles hat den Gemeingeist beynahe erstickt, und es dahin gebracht, daß man für alles Edle und Große weder Sinn noch Geschmack mehr hat.

Für unsere Finanzen können wir nie unwandelbare Regeln festsetzen, weil wir zwar wissen, was wir thun wollen, aber nie wissen, was wir thun müssen.

Einen großen Minister nennen wir nicht mehr einen solchen, der die Staatseinkünfte auf eine weise Art einzutheilen weiß, sondern denjenigen, der Geschäftsfleiß besitzt, und, wie man es nennt, expedit ist.

Man liebt insgemein seine Großkinder mehr, als seine Kinder, weil man von seinen Kindern ziemlich genau weiß, was für Vortheile man von ihnen hat, was für ein Vermögen, was für Verdienste sie besitzen; hingegen in Ansehung seiner Großkinder noch in der Hoffnung lebt und sich mit guten Aussichten schmeichelt.

Ich bin kein Freund von kleinlichen Ehrenzeichen. Ehe du das Ordensband trugest oder den Ehrentitel führtest, wußte man nicht, was für Verdienste du hättest; aber nun machen sie deinen ganzen Werth aus, und bestimmen auf das genaueste, was du seyst.

Sind in einem Staate mehr Vortheile damit verbunden, wenn man den Großen hofirt, als wenn man seine Pflicht thut; so ist Alles verloren.

Daß den Dummköpfen ihre Unternehmungen fast immer gelingen, dies kommt daher, weil sie weder einsehen noch einsehen können, daß sie unbesonnen zu Werke gehen, und folglich sich durch nichts abhalten lassen.

Man merke es wohl, die meisten Dinge, die uns Vergnügen machen, sind der gesunden Vernunft zuwider.

Greise, die in ihrer Jugend viel gelernt haben, haben nicht nöthig, auf's neue zu lernen, sondern sich nur an das Erlernte wieder zu erinnern.

Man könnte vermittelst unmerklicher Veränderungen in der Rechtswissenschaft viele Processe abkürzen.

Verdienste sind ein mächtiger Trost unter allen Umständen.

Ich hörete einst den Cardinal Imperiali sagen: Es ist kein Mensch auf der Erde, bei welchem nicht das Glück einmal in seinem Leben einen Besuch abstattete; ist er dann aber nicht bei der Hand, es gehörig zu empfangen, so kommt es zur Thür herein, und springt zum Fenster wieder hinaus.

Der Unterschied, der sich unter den Menschen findet, ist zu geringe, als daß sie Ursache hätten, darauf stolz oder deswegen unzufrieden zu seyn. Einige haben das Podagra, andere leiden am Steine; einige sterben, andere wollen sterben; in der Ewigkeit sind sie alle ein Herz und eine Seele; hier sind sie nur eine Viertelstunde lang von einander unterschieden, und selbst während dieses kleinen Zeitraums sind sie als Glieder an einem Leibe vereiniget.

Eine schwülstige und nachdrucksvolle Schreibart kann man sich unter allen am leichtesten zu eigen machen. Siehet man eine Nation aus der Barbarei heraus treten, so wird man wahrnehmen, daß ihr Styl sich anfänglich dem Erhabenen nähert, und dann nach und nach zu dem Naiven herab fällt. Das Naive hat das Schwierige, daß ihm das Niedrige zur Seite geht; aber zwischen dem Erhabenen und dem Naiven, und zwischen dem Er-

habenen und dem Galimathias, ist ein unendlicher Unterschied.

Es verräth sehr wenig Ehrbegierde, wenn man glaubt, daß man schlechterdings ein Amt bekleiden müsse, um sich einiges Verdienst in der Welt zu erwerben, und wenn man sich hingegen für weniger als nichts hält, sobald man sich nicht mehr unter der Maske einer öffentlichen Person verbergen kann.

Schriften, die weder Scharfsinn noch angestrengtes Nachdenken erfordern, beweisen nichts weiter, als daß der Verfasser ein gutes Gedächtniß oder anhaltende Geduld besessen habe.

Allenthalben, wo ich den Neid antreffe, mache ich mir ein Vergnügen daraus, ihn zu peinigen und zur Verzweiflung zu bringen. Ist ein Neidischer zugegen, so lobe ich immer diejenigen, bei deren Nennung er blaß wird.

Der Heldenmuth, den manche Sittenlehrer empfehlen, rührt wenige Menschen; er ist ein Heldenmuth, der alle Sittlichkeit vernichtet, uns nur bloß in Erstaunen und Bewunderung setzt.

Alle stark bewohnten Länder sind sehr ungesund; wahrscheinlich kommt dies daher, weil die großen Kunstwerke der Einwohner, die tief

in die Erde gehen, Canäle, Keller, Gewölbe, Wasser und Feuchtigkeiten aufnehmen, die daselbst in Fäulniß übergehen.

Es giebt gewisse Fehler, die man mit Augen sehen muß, wenn man sich einen richtigen Begriff davon machen will, dahin gehören besonders die zur Gewohnheit gewordenen Fehler.

Horaz und Aristoteles haben uns viel von den Tugenden ihrer Väter und von den Lastern ihrer Zeiten vorgeschwatzt, und die Schriftsteller aller folgenden Jahrhunderte haben uns eben das gesagt. Wären ihre Nachrichten wahr, so müßten die Menschen jezt nicht mehr Menschen, sondern Bären und wilde Bestien seyn. Die Ursache, warum alle und jede Menschen von jeher auf diese Weise einander nachgesprochen haben, scheint mir diese zu seyn, weil wir immer von unsern Vätern und unsern Herrschaften Ermahnungen und Anweisungen zum Guten erhalten haben. Dies ist aber noch nicht Alles. Die Menschen habe eine so schlechte Meinung von sich und Andern, daß sie nicht nur geglanbt haben, daß ihre Seele, ihr Verstand und Herz, sondern auch ihr Körper verderbt und ausgeartet sey, und daß nicht nur sie selbst sondern auch sogar die Thiere, jezt nicht mehr so groß würden, als sie ehedem gewesen

wesen sind. Man findet in den Geschichtsbüchern die Menschen schön geschildert, und findet sie dann in der Erfahrung nicht so, wie sie da abgemahlet stehen.

Spöttereien sind Reden, wodurch man seinem Verstande auf Kosten seines guten Herzens ein Kompliment macht.

Leute die wenig zu thun haben, pflegen desto mehr Worte zu machen. Je weniger man denkt, desto mehr spricht man. Daher sind auch die Weiber insgemein geschwätziger und redseliger, als die Mannspersonen; vor zu vieler Muße haben sie nicht Zeit zu denken. Eine Nation unter welcher die Frauenzimmer den Ton angeben, ist eine Plauder-Nation.

Ich habe bemerkt, daß die meisten Menschen nur deswegen reich zu werden und ein großes Glück zu machen suchen, damit sie, nachdem sie reich geworden, sich ärgern und darüber sich zu Tode grämen können, daß sie nicht von vornehmer Geburt sind.

Es entstehen eben so viele Laster daher, wenn man sich nicht genug schätzt, als wenn man sich zu sehr schätzt.

In meinem ganzen Leben habe ich keine Art Menschen so allgemein verachtet gesehen, als diejenigen, die schlechte Gesellschaften liebten.

Beobachtungen sind die wahre Naturgeschichte; die Systeme sind nur Fabeln und Erzählungen aus derselben.

In eiteln und schalen Gesellschaften zu gefallen, ist heute zu Tage das einzige Verdienst. Aus dieser Ursache legt der Rechtsgelehrte das Studium der Rechte zur Seite; der Arzt glaubt durch das Studium der Arzneywissenschaft, und der Theologe durch das Studium der heiligen Schrift und der Religion seine Achtung zu verlieren. Jede ernsthafte Lectüre, die der Spasmacherei Eintrag thun könnte, fliehet man, wie eine Pest.

Für nichts und wieder nichts zu lachen, und jedes noch so kleinliche Stadtgeschichtchen aus einem Hause in das andere zu tragen, heißt jetzt Welt- und Menschenkenntniß. Man fürchtet diese zu verlieren, wenn man sich auf andere Kenntnisse legte.

Jeder Mensch muß höflich, aber auch frei und ungezwungen seyn.

Schamröthe kleidet Jeden wohl; man muß sie jedoch in seiner Gewalt zu haben wissen, nie aber sie verlieren.

Das Sonderbare, wodurch man sich auszeichnet, muß in einer festen Denkungsart bestehen, woran es Andern fehlt. Denn ein Mensch, der sich durch nichts weiter, als seine besondern

Beinkleider auszuzeichnen wüßte, würde in allen Ländern für einen Geck gehalten werden.

Schriftstellern, die uns in einigen Stellen ihrer Schriften originel schienen, muß man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich nicht so weit erniedriget haben, um mit Abschreibern in eine Classe geworfen zu werden.

Es sind drey Tribunale, die fast nie mit einander eins sind; das Tribunal der Rechte, das Tribunal der Ehre, und das Tribunal der Religion.

Nichts setzt große Männer tiefer herab, als wenn sie auf ein gewisses persönliches Betragen ein großes Gewicht legen. Mir sind aus der Geschichte zwei ausgezeichnete Männer bekannt, die darüber gänzlich hinweg sahen, Cäsar und der Regent Herzog von Orleans.

Ich erinnere mich, daß ich einstmals aus Neubegierde zählte, wie oft ich eine kleinliche Stadtgeschichte, die sich der Mühe nicht verlohnte, gesagt oder behalten zu werden, von Andern erzählen hörte; und da hörte ich sie denn innerhalb drey Wochen, während welchen sie die feine Welt beschäftigte, zwey hundert fünf und zwanzig mal erzählen, worüber ich mich herzlich freute.

Viel Bescheidenheit bringt vielerley Vortheile.

Nicht die Beherrscher großer Reiche, sondern Abendtheurer und Glücksritter sind die Menschen, die große Dinge thun.

Macht die Staatskunst die Werke unsrer Geschichtsschreiber schöner, als die der Römer und Griechen?

Wenn man einen General herabsetzen will, so sagt man, daß er viel Glück habe *); aber es ist doch schön, daß sein Glück auch das Glück des Staats ist.

Ich habe zu Livorno und zu Venedig die Galeeren besehen, habe aber nicht einen einzigen Menschen darauf angetroffen, der traurig gewesen wäre. Willst du also vergnügt seyn, so suche dir nur auch ein Stück blau Band um den Hals zu binden.

*) Diesen Ausdruck gebraucht Fontenelle auf eine ähnliche Weise. Als man zu demselben bey Gelegenheit des mit Beyfall aufgenommenen Trauerspiels Ines von Castro sagte, daß la Motte viel Glück hätte, so antwortete er: Ja, aber ein solches Glück wiederfährt den Thoren nie. — Anmerk. der Herausgeber.

Vertrauliche Briefe.

Erster Brief.

An den Ritter von Aydies *)

Labrede, im Jahre 1748.

Sie sind anbetenswürdig, mein lieber Ritter; Ihre Freundschaft ist köstlich, wie Gold, und ich werde mich darnach einrichten, daß ich noch eher nach Paris komme, als der Mann, der das Licht verbreitet, von dort abgereiset ist. Aber da werden Sie dann schon zu Plombieres seyn, und ich werde den Verdruß haben müssen, in's leere Nest zu sehen. Ich habe mich an der

*) Die Originale von Montesquieu's Briefen an den Ritter von Aydies, befinden sich in den Händen des Bürgers Talleyrand-Perigord, ehemaligen Oberbefehlshabers von Languedoc, der Montesquieus Freund war. Anmerkung der Herausgeber.

Unterredung, die Sie in einer gewissen Gesellschaft gehabt haben, ungemein ergötzt; ich fürchte nie etwas Schlimmes, wo Sie zu gegen sind. Hr. von Fontenelle hat immer die Gabe gehabt, die einem Manne, wie er, vortreflich kleidet, daß er Andere auf eine leichte und ungezwungene Art loben kann.

Zweiter Brief.

An Denselben.

Bordeaux den 27sten Januar 1749.

Nun, wenn ich denn auch den Esprit des loix *) geschrieben hätte, so hätte ich mir ja dadurch die Achtung meines lieben Ritters er-

*) Man sagt, daß Montesquieu, als er nach Paris gekommen, den Helvetius wegen seines Esprit des loix, ehe er ihn abdrucken ließ, zu Rathe gezogen habe. Dieser war nicht damit zufrieden, daß er noch mit so vielen Vorurtheilen geschrieben, und nicht das Uebel mit der Wurzel weggeschnitten hätte. Er theilete dar-

worden. Er würde mich deswegen noch lieber haben, und warum sollte man nicht schon in

auf dem Präsidenten Henaut das Manuscript mit; und dieser sagte, daß der Arbeit noch die letzte Hand fehle, obgleich vortrefliche Materialien darin befindlich wären. Silhouette ging noch weiter, als diese beiden Männer; er rieth ihm, den Plunder in's Feuer zu werfen. Unser Philosoph gab ihm keine weitere Antwort, als daß er in seiner Gegenwart noch das Motto auf den Titel setzte: Prolem sine matre creatam, und nun das Manuscript in die Drukkerei schickte. Die in diesem Werke aufgestellten Principien der Gesetze dienten in Helvetius Kram, und er nahm sie mit beiden Händen auf; Montesquieu hingegen ging von lauter Factis aus. Der Eine suchte eine Theorie zu haben, und der Andere hatte eine Geschichte geschrieben.

Der Esprit des loix kam zuerst im Jahre 1748 heraus. Dies Werk, das seinem Verfasser bei den Ausländern Dank und Verehrung erwarb, zog ihm in seinem Vaterlande sehr bittern Tadel zu. Der Abbé de la Porte, einer seiner ersten Gegner, gab 1750. Anmerkungen über den Geist der Gesetze, oder die Kunst dies Buch zu lesen, es zu verstehen und es zu beurtheilen, (Observations sur l'esprit des loix, ou l'Art de lire ce livre, de l'entendre et de le juger,) in zwey Duodezbänden heraus. Er ward von Boulanger von Rivery in einer Apologie de

dieser Hinsicht den Geist der Gesetze schreiben? Ich habe ja mein ganzes Leben hindurch

l'esprit des loix, von hundert vierzig Seiten, widerlegt, auf welche der Abbé eine unbedeutende Beantwortung folgen ließ.

Crevier schrieb Observations sur l'esprit des loix, in einem Duodez-Bande, 1764. Diesen Gegner bestritt der Verfasser des Avertissement's, welches der Ausgabe in Quart von 1767 vorgesetzt ist. Wir haben das letztere in unserer Ausgabe ausgelassen; der gute Geschmack und unsere Zeiten machten uns dies zur Pflicht.

So erschien auch ein Buch unter dem Titel, L'esprit des loix quintessencié, par une suite des lettres analytiques, vom Abbé Bonnaire in zwei Duodez-Bänden. Boulanger von Rivery behandelte ihn eben so, als er den Abbé de la Porte behandelt hatte.

Perquet gab darauf einen Duodez-Band unter dem Titel, Analyse de l'esprit des loix, und eine andere Schrift, l'Esprit des maximes politiques in zwei Duodez-Bänden, im Jahre 1767 heraus, welche eine Fortsetzung des Esprit des loix seyn sollten. Er hatte aber wenig Glück.

Die Theorie des loix civiles, ou principes fondamentaux de la societé, in zwei Duodez-Bänden, 1767, verrieth bloß einen Verfasser, der mit Grotius, Puffendorf und Montesquieu auf gleiche Weise unzufrieden war.

seinen Beyfall zu haben gewünscht, und darum habe ich ihm einmal für allemal die Erlaubniß

L'homme moral, opposé à l'homme physique de M. R - - - par le P. C - - - war nicht besser abgefaßt.

Im Jahre 1761 kam eine Ausgabe der Oeuvres de Montesquieu in sechs Duodezbänden zu Amsterdam, und in Commission bei Grasset zu Lausanne, mit philosophischen und politischen Anmerkungen eines Ungenannten heraus, der den Leser sehr oft auf den Esprit des loix quintessencié verweiset.

Des General-Pachters Dupin Kritik hatte den Titel, Observations sur l'esprit des loix, in drei Duodez-Bänden. Die Unzuverläßigkeit der Citaten und die Schwäche der darin vorgeschlagenen Hülfsmittel brachten dies Buch sogleich in schlechten Ruf. Man hatte einige Exemplare davon abgesetzt; der Verfasser war aber so klug, daß er sie wieder an sich kaufte. Es blieb also nur eine sehr geringe Anzahl derselben in den Händen des Publicums, und diese Seltenheit hat ihnen einen mercantilischen Werth verschaft.

Von der Lettre critique des Helvetius, imgleichen von Saurin's Lettre critique, welche in die Ausgaben von 1796 eingerückt sind, welchen man aber Montesquieu's Beantwortung nicht beygefügt hat, will ich nichts sagen; und eben so wenig von der Skizze des Commentators über den Geist der Gesetze, (esquisse du commentateur de l'Esprit des loix,) dessen Plan

gegeben, sich meiner Schwachheit anzunehmen. Ich sehe wohl, der Verfasser dieses Werks muß

weit vortheilhafter hätte ausgeführt werden können.

Dies ist eine kurze Uebersicht der Kritiken, die wider Montesquieu's Geist der Gesetze erschienen sind. Umständlicher wird man das, was dahin gehört, in dem dritten Tome von Freron's Opuscules zusammengetragen finden.

Montesquieu hatte in seiner Defense de l'esprit des loix den vornehmsten seiner Gegner lächerlich und verhaßt gemacht; die übrigen überging er sämmtlich mit Stillschweigen; Inzwischen traten einige andere Schriftsteller auf, sie zu widerlegen. Von Boulanger von Rivery haben wir bereits geredet. Eine andere Beantwortung des Abbé de la Porte schrieb Risteau, ein damaliger junger Kaufmann zu Bordeaux, und nachher einer der Directoren der ostindischen Compagnie. Sie wird in einige Ausgaben der Lettres familieres mit eingerückt. Sie besteht aus hundert fünf und dreißig Seiten in Duodez. Man druckte nur eine kleine Anzahl Exemplare besonders ab. Montesquieu legte einen großen Werth auf dieselbe, hatte aber selbst keinen Theil daran. Er gestand sogar, daß ihn die Beantwortung gewisser Einwürfe sehr in Verlegenheit gesetzt haben würde, die aber sein junger Vertheidiger so bündig widerlegt hätte, daß sich nichts weiter dagegen einwenden ließe.

die Achtung des Hrn. Daube verlieren, er mag wollen oder nicht. Ihr Brief hat mich ganz bezaubert; ich glaubte, als ich ihn las, Sie selbst reden zu hören.

Man legte dieser Schrift selbst einen Vorzug vor der Suite de la defense de l'esprit des loix von Beaumelle bei, obgleich diese mit vieler Wärme geschrieben ist.

In der Bibliothèque d'un homme public befindet sich ein vortrefliches Bruchstück, worin eine gewisse Kritik über den Esprit des loix sehr schön beantwortet ist.

Lenglet, Richter zu Bazaume, hat gleichfalls sehr scharfsinnige Anmerkungen zur Ehre dieses großen Mannes heraus gegeben.

Dies sind die vornehmsten apologetischen Schriften. Aber — den Herkules vertheidigen! wer darf sich doch unterstehen ihn anzugreifen? — Defendre Hercule! qui ose l'attaquer? — (Anmerkung der Herausgeber.)

Dritter Brief.

An eben Denselben.

Bordeaux den 24 Februar. 1749.

Ich bin durch sie, mein lieber Ritter, wegen des Schicksals des Esprit des loix zu Paris ungemein beruhiget. Aus Italien meldet man mir sehr angenehme Sachen; von andern Ländern weiß ich nichts. *)

*) Friedrich II. sagte zu Herzberg, daß weder Montesquieu, noch Tacitus, je ins Deutsche übersetzt werden könnten. Vie de Fréderic II, tome 2, pag. 68, der Ausgabe von 1792.

Der Esprit des loix liegt beständig auf der Tafel des Unterhauses zu London; in Frankreich that ihm die Geistlichkeit die Ehre an, das Lesen desselben bei Strafe des Kirchenbannes zu verbieten.

Die Engländer schickten den berühmten Kupferstecher Dassier nach Frankreich, um Montesquieu's Bildniß in Kupfer zu stechen; sein Andenken erwartet jetzt auch in dem letztern Staate ein Denkmal, das seiner und der Franzosen würdig ist.

Warum können doch die Geschäfts- und Staatsmänner, auf die Meinung verfallen, als wenn ich Angriffe auf sie hätte thun wollen? Ich habe gesagt, daß die Ritter des alten Roms, die denn doch ihre Sachen weit besser zu machen wußten, als ihr übrigen Ritter die eurigen zu machen wißt, diese Republick verdorben hätten; und ich habe dies nicht blos gesagt, sondern ich habe es bewiesen. Warum wenden sie nun so etwas auf sich an, wobey ich sie gar nicht gemeint habe, noch habe meinen können?

In England würde man ihn an Newton's Seite in der Westminsterkirche begraben haben; in Paris haben wir die Ruhestätte seiner Asche zu St. Sulpice nicht auffinden können.

In England waren Baco, Addison und Mansfield Kanzlere; in Frankreich war Montesquieu nichts weiter als ein großer Mann. — Anmerkung der Herausgeber.

Vierter Brief.

An Denselben.

Paris den 24sten November 1749.

Mein lieber Ritter, es herrscht hier jetzt eine große Unfruchtbarkeit an Neuigkeiten. Ich weiß Ihnen nichts, gar nichts zu sagen, es müßte denn seyn, daß die Opern und Komödien der Madame von Pompadour bald ihren Anfang nehmen werden, und folglich der Herzog de la Valliere im Begriffe steht, einer der ersten Männer seiner Zeiten zu seyn. Und da man hier von nichts als Komödien und Bällen spricht, so steht denn auch Voltaire in ganz besondern Gnaden, und man sagt sogar, daß er an dem Tage, da er seinen Catilina geben soll, anstatt einen Catilina zu geben, eine Eleckstra geben wird. Nun, Meinentwegen! Leben Sie wohl mein lieber Ritter.

Fünf-

Fünfter Brief.

An Denselben.

La Brede den 1sten Junius 1751.

Sie sind der ewige Gegenstand meiner Liebe, mein werthester Ritter, und es findet keine andere Unbeständigkeit bey mir Statt, als in sofern ich bald Ihren Verstand, und bald Ihr Herz liebe. Von der hiesigen Landesgegend Ihnen etwas zu sagen, so sind wir hier Alle —— Der Reiche bedauert, der Arme vergießt Thränen, und das alles mit einer Zaghaftigkeit und Beklommenheit, die man nur in einer belagerten Stadt empfinden kann. Ich, der ich für meine Person keine andere Sicherheit weiß, als die Dicke der Mauern meines Schlosses, ich verschließe mich darin, träume mich nach der Schweitz, undliebe Sie.

Sechster Brief.

An Denselben.

Bordeaux den 2ten Januar. 1752.

Mein lieber Ritter, Sie haben Ihren Nichten nicht gesagt, wie alt und verfallen der Mann ist, den Sie ihnen vorschlagen, und wie wenig er im Stande seyn wird, die großen Absichten zu erfüllen, die Sie mit ihm haben. Es fällt mir dabey eine Stelle aus einem Gedichte ein, worin es heißt:

J'ai soixante ans; c'eſt trop peu pour vos charmes.

Sylva sagt sehr richtig: „Es ist nichts schwerer, als sich blos in den Verstand zu verlieben; „und ich für meine Wenigkeit sage, es ist nichts schwerer, als sich bloß in den Verstand und in das Herz zu verlieben. Doch dies ist zu erhaben für einen armen Jäger vor dem Herrn; ich will nur unserm Elende reden, welches gewiß auf's höchste gestiegen ist, und so weit geht, daß es meiner Meinung nach besser ist, bey den Elenden lange Weile zu haben, als sich in ihrer

Gegenwart lustig zu machen. Ich weiß wahrhaftig nicht, wo dies Alles noch hinaus will; das aber weiß ich, daß es mit jedem Tage ärger wird, und es endlich auf eine völlige Entvölkerung hinaus läuft. Ja, mein lieber Ritter, wir werden entvölkert werden, und vielleicht werden wir noch vor den Andern aus der Welt gehen.

Sie gehen auf die Jagd, und ich, ich pflanze Bäume, und mache Heide und wüste Plätze urbar. Man muß sich so gut belustigen, als man kann. Leben Sie wohl.

Siebenter Brief.

An Denselben.

Den 12ten März. 1754.

Ich wünschte, mein lieber Ritter, daß Sie hier bey uns wären. Wir vermissen sie alle Tage. Jetzt, da ich zusehends, und insonderheit in meinen eigenen Augen, alt werde, schränke

ich mich ganz auf meine Freunde ein. Bulkeley hat den Gipfel seiner Wünsche erreicht; sein Sohn, in welchen er, wie alle Väter, bis zum Thörichwerden verliebt ist, hat ein Regiment bekommen! Pelham, der beynahe schon erster Minister von England war, ist gestorben. Der war denn doch ein rechtschaffener Minister, auch als Minister ein ehrlicher Mann, nach dem Zeugnisse Aller und Jeder; war uneigennützig und friedliebend; wollte die Schulden der Nation bezahlen; aber er hatte nur ein Leben, und eine Unternehmung dieser Art erfordert mehrere Menschenleben. Gestern hab ich ein neues Trauerspiel aufführen gesehen, die Trojanerinnen. Das Stück ist ziemlich schlecht gerathen. Der Gegenstand desselben ist schön, wie Sie wissen, beinahe eben der, den Seneca bearbeitet hat. Indessen sind doch einige recht schöne Stellen nnd wirklich große Züge darin, wohin unter andern der sehr schöne vierte Act, und auch der Anfang des fünften gehört. Ulyß sagt von einem Freunde des Priamus, der den Astyanax gerettet hatte: „Die Könige würden Götter auf dem Throne und auf demselben auf immer befestiget seyn, wofern sie ihre Herzen Niemanden als solchen Freunden gäben.

Les rois seroient des dieux sur le
trône affermis,
S'ils ne donnoient leurs coeurs qu'à
de pareils amis.

Ich kann Ihnen noch nicht sagen, wann die Sache des Parlements, oder vielmehr die Sache aller Parlamenter, zu Ende kommen wird. Das Ding wird noch immer verworrener, und der Knoten löset sich nicht auf.

Ich bin mit der Frau von Aiguillon von Pontchartrain zurückgekommen, wo ich acht sehr angenehme Tage zugebracht habe. Der Herr vom Hause *) besitzt eine Munterkeit und Thätigkeit, die ihres Gleichen nicht hat. Er siehet Alles, lieset Alles, lacht über Alles, ist mit Allem zufrieden, beschäftigt sich mit Allem. Er ist ein feiner Weltmann, den ich fast beneiden möchte; sein Charakter ist der einzige in seiner Art. Leben Sie wohl mein lieber Ritter.

*) Herr von Maurepas.

Achter Brief. *)

An den Abbé von Guasco.

La Brede den 8ten December 1754.

Ich erstaune, mein lieber Freund, über das Verfahren der Geoffrin. **) Nimmermehr hätte ich mir vorgestellt, daß sich diese Frau

*) Dieser und die folgenden Briefe stehen in der Ausgabe von 1767 in Duodez, die einen Medaillon von Montesquieu und das Motto, Hinc jura, auf dem Titel hat. Anmerkung der Herausg.

**) Des Spiegelfabricanten Geoffrin Frau. Sie bediente sich des ansehnlichen Vermögens ihres Mannes, verbunden mit den Vorzügen ihres Verstandes, Assembleen von Personen beiderlei Geschlechts von ausgezeichnetem Verdienste und Range in ihrem Hause zu veranstalten, die denn theils an ihrem Cirkel Theil nahmen, theils demselben Ruf und Ansehen gaben. Sie hatte dem Grafen Poniatowsky, der nachher König von Pohlen ward, wichtige Dienste geleistet. Nachdem derselbe zum Throne gelangt war, ließ er sie 1768 nach Warschau kommen, und

gegen einen Freund, den ich schätze und liebe, und dessen Bekanntschaft sie mir verdankt, so unanständig und hämisch hätte betragen können. Ich mache es mir zum Vorwurfe, daß ich Sie nicht abgehalten habe, wieder zu ihr zu gehen. Wo bleibt da das Recht der Gastfreundschaft? wo die Sittlichkeit? wo die Aus-

ihr viele Ehre und Fürsorge angedeihen, bis sie nach Paris zurückging, wo sie 1777 starb. Es ging ihr, wie allen den Weibern, die, wenn sie gewahr werden, daß man ihnen Verstand und Kenntniße einräumt, oder sie sie auch wirklich besitzen, alsdann den geräuschvollen Ruf der Celebrität dem stillen Glücke häuslicher Tugenden vorzuziehen pflegen. Alembert, Thomas und Morellet besangen diese berühmte Frau in Lobgedichten und Lobreden; ihre Feinde aber wiesen ihr eine Rolle in der Komödie, die Philosophen, an.

Die schönen Geister, die nur durch Wiedererinnerung bei der Nachwelt glänzen, nannte sie des bêtes frottées d'esprit, Thiere, die über und über mit Witz bekleckset sind. „Auf dem „Wege der Freundschaft, sagte sie, muß man „kein Gras wachsen lassen. — Es sind dreierlei Sachen, die die Pariser Weiber aus dem „Fenster werfen; ihre Zeit, ihre Gesundheit, „und ihr Geld. — Wirthschaftlichkeit ist die „Mutter der Unabhängigkeit und Freigebigkeit." — Anmerkung der Herausgeber.

sicht, daß wissentschaftliche Männer in diesem Hause sicher seyn werden, wenn man daselbst von Eigensinn und Launen abhängt? Sie hat Ihnen nichts vorzuwerfen, dies bin ich versichert. Was sie von Ihnen gesagt hat, sind lauter Albernheiten, die sich der Mühe nicht verlohnen, sie Ihnen wieder zu sagen. Doch am Ende besehen, was kann das Alles Ihnen schaden? Sie giebt ja in Paris den Ton nicht an, und höchstens kann es nur einige kriechende, kleinliche Seelen, und einige Buhldirnen geben, die es der Mühe werth halten, ihre Denkungsart nach der ihrigen zu modeln. Sie sind der gesitteten und feinen Welt hinlänglich bekannt, haben sich bei derselben längst beglaubiget, werden auch immer im Stande seyn, die Prüfung auf's neue auszuhalten. Besuchen Sie nur die Herzogin von Aiguillon, sie denkt nicht wie manche andere. Besuchen Sie unsere Freunde bey Marais *), und ich bin überzeugt, sie werden keine Veränderung in ihrer Art zu denken und zu handeln gegen Sie finden. Wir werden nächstens einander sehen, und dann von dieser Geschichte reden; es ist der Mühe nicht werth, daß Sie sich darüber kränken.

*) Herr von Trüdaine.

Neunter Brief.

An eben Denselben.

Bordeaux den 25sten Decemb. 1754.

Was soll ich Ihnen sagen, mein lieber Freund? Zur Rache will ich Sie nicht reizen: aber Sie befinden sich doch in dem Falle der Nothwehr, der natürlichen Selbstvertheidigung. Der häßliche Streich, den dies Weib Ihnen gespielt hat, verdrießt mich in der That recht sehr; aber wundern kann ich mich doch darüber auf keine Weise. Wenn Sie wüßten, wie unanständig und ungesittet sie mir selbst mehr als einmal begegnet hat, so würden Sie bey weitem nicht so sehr in Erstaunen gesetzt, vielleicht auch weniger erbittert seyn. Ihre Ehre ist völlig gesichert; kein rechtschaffener Mann wird Ihnen dieselbe je streitig machen. Es hat gewiß nicht ein Jeder solche Proben ablegt, als Sie; Sie verdanken Ihre Stelle bey der Academie lediglich Ihren wiederholten Siegeskränzen. Eine einzige eigensinnige Frau wird Ihnen das nicht entreißen oder auch nur schmäh-

lern können, was so viele verdienstvolle Männer in Paris, was selbst andere Nationen Ihnen zuerkannt haben und noch immerfort einräumen. Setzen Sie sich also keine Grillen in den Kopf. Ihre Bemerkungen über den angeblichen Unterschied der Ihnen wiederfahrnen Begegnung sind vielleicht nur eine Folge Ihrer Muthlosigkeit und Schüchternheit. Sie mögen noch ferner Einer von uns seyn, oder Sie mögen es nicht seyn, so giebt es doch unter allen Nationen rechtschaffene und gelehrte Männer, und alle rechtschaffene und gelehrte Männer unter allen Nationen sind ihre Landsleute. Sie werden von uns immer wohl aufgenommen und geliebt werden, wenn wir (Franzosen) auch wider Ihr Vaterland Krieg führten: und warum sollten wir auch um Ihrentwillen Frieden machen? Gehen Sie immer Ihren geraden Schritt fort. Sie kennen uns, und wissen, daß bey unsern Vorfahren oft mehr Mangel an gehöriger Ueberlegung oder Voreiligkeit im Urtheilen als wirkliche Bosheit statt findet. Sie kennen auch diejenigen, auf welche Sie sichere Rechnung machen können. Kümmern Sie sich also nicht über eine zanksüchtige Frau, über Buhlschwestern und niedrige Seelen. Ich untersage es Ihnen sehr nachdrücklich, jetzt nicht eher wieder in die Frühmette zu Tournay zu gehen und

Ihre Horas zu singen, als bis ich nach Paris gekommen bin; und man muß ja auch keinen Groll im Herzen haben, wenn man beten und sich mit Gott unterhalten will. Bin ich erst zu Paris, so hoffe ich *) daß wir die ganze Geschichte in's Licht setzen, und die Quelle dieser Klätscherei entdecken werden. Wollen Sie meine Reise in Zweifel ziehen, so sind Sie ein ächter Pyrrhonianer; wir werden einander eher sehen, als Sie es glauben. Mein Sohn **)

*) Die eigentliche Ursache von dem zwischen Guasco und Madame Geoffrin entstandenen Bruche läßt sich schwerlich entdecken. Die wahrscheinlichste ist diese, es hatte ihr verdrossen, daß sie in der Lebensbeschreibung des Prinzen Cantemir nicht war genannt worden, und Guasco den sardinischen Gesandten, Marquis von St. Germain, nicht zu ihr gebracht hatte. Sie scheint auch ihre kleinliche Rachbegierde weit genug getrieben zu haben; denn sie hatte ihn beschuldiget, daß er ein Spion der Wiener und Turiner Höfe wäre, und ihm überdem verschiedene schlechte Züge aufgebürdet, weswegen Montesquieu ihn rechtfertiget. Doch der Nachwelt ist daran wenig gelegen; nur die Herzensgüte eines Freundes wie Montesquieu kann ihr dabey allein wichtig seyn. — Anmerk. der Herausg.

**) Der Baron von Secondat, Montesquieu's Sohn, starb 1795 zu Bordeaux. Er hatte sein

der jetzt zu Clerac ist, leidet sehr an seinen Augen; es kann seyn, daß wir alle drey blind werden, Sie, er und ich. Wenn dies denn aber auch wäre, so wollen wir dann den Tanz der Blinden *) wieder hervorsuchen, um uns zu trösten.

Leben Sie wohl. Ich umarme sie von ganzem Herzen.

ganzes Leben hindurch, in der Stille den Wissenschaften obgelegen. Er war ein furchtsamer, schüchterner Mann, und hinterließ nur einen einzigen Sohn. Anmerkung der Herausgeber.

*) La danse des aveugles, ein Gedicht von Michaut, einem gleichzeitigen Dichter von Ludwig XI. Die Herausgeber.

Zehnter Brief.

An eben Denselben, noch Tournay.

Paris den — — Januar. 1755.

Ich habe nichts verabsäumet, mein lieber Freund, der dummem Klätscherei auf die Spur zu kommen, die man von Ihnen in Umlauf gebracht hat, habe aber nichts weiter entdecken können, als das es sich bestätiget, man hat sie nur so ausgesprengt, ohne die Quelle derselben anzugeben. Ich wollte darauf schwören, daß Sie sich geirrt haben, als sie argwohnten, daß sie aus einer gewissen bekannten Bude hergekommen wäre. Hat man einen großen Irrthum einmal begangen, so ist es nichts Ungewöhnliches, daß man ihn auf alle Art und Weise zu rechtfertigen sucht; und da kennet man denn bey Klätschereien keine Gränzen. Madam Geoffrin ist zu mir gekommen, um, wie es mir schien, mich auszuforschen. Sie verfehlte nicht mit einer verächtlichen Miene das Gespräch auf Sie zu bringen; aber ich schnitt den Faden kurz ab, und ließ es sie fühlen, wie sehr mich ihr Be-

tragen gegen einen Freund verdrösse und in Erstaunen setzte, den ich, wie sie sehr wohl wußte, liebte und schätzte. Sie ward ein wenig betreten; unsere Unterredung dauerte nicht lange, und ich bin fest entschlossen, mit ihr zu brechen *). Ich hielt sie jedoch einer so entsetzlichen Bosheit und Schwärze der Seele nicht fähig. Frau von Aiguillon findet sich durch dies Alles eben so sehr beleidiget, als ich. Sie hat mit aller der Lebhaftigkeit, die ihr, wie Sie wissen, eigen ist, wider das läppische Geschwätz von dem Verdachte einer Staatskundschafterey und das lächerliche Mährchen dieser vorgeblichen Entdeckung ihre rednerischen Stimme erhoben; hat nicht verfehlt es in das helleste Licht zu setzen, daß Sie während des ganzen Krieges sich bey uns und unter uns aufgehalten hätten, ohne uns die geringste Veranlassung zu geben,

*) Wir wissen von guter Hand, daß er damals zu Jemanden gesagt hat, es verdrösse ihn diese Geschichte so sehr, daß er der Frau nie wieder einen Fuß in's Haus setzen würde. Dies traf nur mehr als zu genau ein; denn er wurde einige Tage nachher krank, und starb zu Paris an einem bösartigen Fieber, das ihn innerhalb wenigen Tagen aus der Welt nahm. Gewiß war dieser Bruch theils die stärkste Schutzrede für seinen Freund, theils die edelste womit er denselben rächete.

einen Verdacht auf Sie fallen zu lassen, und daß auch jetzt, zu einer Zeit, da wir mit den Ländern, von welchen Sie abhangen, in völligem Frieden stehen, keine Ursache dazu vorhanden sey. Eine bey Gelegenheit Ihrer Reise nach Wien oder in Hinsicht auf Ihre Geschäfte in Flandern von Jemanden im Vorbeigehen hingeworfene Vermuthung, die dann aus Einem Munde in den andern gegangen ist, hat leicht einige Wahrscheinlichkeit erhalten können, und die Bosheit hat sich dieselbe ohne Zweifel zu Nutze gemacht. Was mir bey dieser ganzen Geschichte am alleranstößigsten gewesen ist, ist die Art und Weise, wie sich Einige Ihrer Mitbrüder und Collegen dabey benommen haben. Aber, mein lieber Abbé, kleine Geister und kriechende Seelen giebt es allenthalben, auch unter den Gelehrten und solchen Männern, die die Wissenschaften zu ihrem Lebensgeschäft machen, auch in gelehrten Gesellschaften. Doch mit einem Worte, Sie verdanken Ihre Stelle Ihren Verdiensten.

Da sie nun aber der Ruhe genießen, so bedienen Sie sich doch Ihrer Muße, an Ihre Abhandlungen die letzte Hand zu setzen, und sowohl diese, als Ihre Geschichte Clemens V. der wir zu Bordeaux mit so vielem Verlangen entgegen sehen, zum Druck fertig zu machen.

Das Vergnügeu, auf dem Chore zu singen, muß Ihnen den Geschmack an litterarischen Vergnügen nicht rauben.

Eine Abwesenheit von etlichen Monaten wird alle jene lächerlichen Gerüchte niederschlagen, und Sie werden zu Paris demnächst eben so gut gelitten seyn, als Sie es vor diesem Weibergeklätsche waren. In Ansehung der Reise nach La Brede nach Ihrer gesetzlichen Anwesenheit auf Ihrer Pfründe halte ich Sie bei Ihrem Worte; ich rechne, daß sie im Augustmonate wird vor sich gehen können. Ihre Abreise versetzt mich in eine weite Einöde, und ich empfinde es schon zum Voraus, wie sehr ich Sie vermissen werde. Vergessen Sie nicht meinen Klee Ihre Wiesen und Ihre gascognischen Maulbeerbäume. Ich umarme Sie mit innigem Gefühle meines Herzens. u. s. w.

Eilfter Brief.

An den Herrn von Maupertuis. *)

Der Anti-Lukrez des Cardinals von Polignac ist erschienen, und er hat viel Glück. Es ist derselbe ein Kind, das seinem Vater gleicht. Er schildert sehr angenehm und mit Geschmack; aber er schildert auch Alles, und hält sich bey jeder Sache, bey jedem kleinen Umstande auf. Ich wünschte, daß er ein Paar tausend Verse weggestrichen hätte. Aber diese Paar tausend Verse hatten, wie alle übrigen, den Gottesdienst zu ** zum Gegenstande, und an die Spitze desselben hat man Männer gestellet, die zwar das Latein der Aeneide, aber nicht die Aeneide selbst, verstehen. Sie sagen mir, daß ich Sie lieben möchte, und sie wissen doch, daß ich nichts anders thun kann.

*) Aus Maupertuis Lobrede auf Montesquieu, im dritten Theile seiner Werke.

Zwölfter Brief.

An Herrn Dûclos,

Mitglied der Academie française.

Bordeaux den 15ten August 1748.

Der Brief, den Sie, mein berühmter Herr College, mir in Betracht der Angelegenheit des Abts von Guasco *) geschrieben haben, ist so verbindlich, daß ich es mir zur Pflicht machen muß, Ihnen meinen innigsten Dank dafür abzustatten. Ich habe ein recht großes Verlangen, Sie wiederzusehen; aber Helvetius und Saurin werden Sie weit eher wiedersehen, als ich. Inzwischen habe ich doch seit etlichen Tagen manche Ketten zersprengt, die mich hier gefesselt hielten. Die vergnügten Abende im Brancassischen Hotel schweben noch immerfort meinen Gedanken vor, und so auch die niedlichen Soupers, die zwar diesen Nahmen nicht hatten, wobey wir uns aber doch fast todt lacheten. Sa-

---

*) Guasco hatte um eine Stelle bei der Academie des inscriptions et belles lettres angesucht.

gen Sie doch, ich bitte Sie recht sehr darum, an Frau von Rochefort und an Hrn. und Frau von Forcalquier, daß sie einem Manne, der sie so innigst verehret, ein wenig gut bleiben möchten. Sie sollten mir aber auch billig einige von den reizenden Schwänken der Frau von Forcalquier verschaffen, die wir einigemal zu Paris mit anhörten, und die ihrer Seele wie ein Blitzstrahl entsprangen. Ich bin, seitdem ich Sie nicht gesehen habe, sehr ehrbar und bescheiden geworden. Ich thue nichts, gar nichts, mag auch schlechterdings nichts thun; und ich habe mir vorgenommen, auch nicht einmal mehr für mich selbst zu denken, sondern mich gänzlich dem Vergnügen, mich an Anderer Gedanken zu ergötzen, zu überlassen. Muß ich da nicht wünschen, bey der Frau von Forcalquier den Anfang zu machen? Leben Sie wohl, werthester Herr College; ich bitte Sie zu glauben, daß ich Hochachtungsvoll sey ꝛc.

Dreizehnter Brief.

An Denselben.

Paris den 4ten März. 1751.

Ich habe Ihr Buch *) nur erst halb durchgelesen, mein lieber Dúclos; und doch finde ich überall so viel Witz, und Sie sagen so viel schöne Sachen, und wissen Alles so gut zu sagen. Man wird sagen, daß la Brüyere und Sie ihr Zeitalter sehr genau kennen, daß Sie aber mehr Philosoph sind, als er, und daß auch Ihr Zeitalter philosophischer sei, als das seinige. Sei dem aber wie ihm sey, so lassen Sie sich sehr angenehm lesen, und geben Einem zu denken. Mit freundschaftlicher Umarmung wünsche Ich Ihnen zu dieser Arbeit Glück.

*) Considerations sur les moeurs de ce siècle.

Anekdoten.

Anekdoten.

I.

Der Bürger Arcet, welcher bei Montesquieu's Tode zugegen war, und nebst der Frau von Aiguillon, seiner muthigen Freundin, dem Herrn von Fitz-James, einem Sohne des Marschalls von Berwick, Herrn Dûpré von Saint-Maur, und Herrn von Nivernois, ihm die letzten Stunden seines Lebens erleichterte, hat es bestätiget, daß er noch vor seinem Ende von den Jesuiten überlaufen, und ihm von denselben sehr ungebürlich zugesetzet wurde. Der berühmte Pater Castel war dem Pater Routh zum Gehülfen gegeben worden. O, sagte Montesquieu zu Arcet, suchen Sie doch mir diese Mönche von der Seite zu schaffen; wenn ich mich Ihnen gefäl-

lig bezeigen sollte, so müßte ich thun, was Sie haben wollen, und ich bin nur gewohnt, nach meinem eigenen Willen zu handeln.

Ehe man dem Kranken die letzte Oehlung gab, fragte der Pfarrer zu Saint-Sülpice den Beichtvater, ob auch der Patient Buße gethan hätte. Ja, antwortete der Pater Routh, wie ein großer Mann. Der Pfarrer sagte darauf: Herr Pater, Sie wissen es besser, als jeder Anderer, wie groß Gott ist. — Ja, mein Herr, erwiederte Montesquieu, und wie klein die Menschen sind. In der That hatten sich die Jesuiten in seinem Hause nicht nur sehr klein, sondern so gar höchst ungesittet und äusserst anstößig betragen. Während den Tagen, die sie darin zubrachten, stelleten sie ganz unschickliche und Jedermann zum Aergernisse gereichende Bachanalien an, worüber selbst der Medicus Bouvard seinen Unwillen bezeugte.

(Diese Anekdote ist den Herausgebern von dem Bürger Arcet zugesandt.)

2.

Montesquieu erhielt eines Tages von Heinrich Süll, einem vortreflichen englischen

Künstler, und einem von denen, welche zur Vervollkommnung der Uhrmacherkunst in Frankreich beygetragen haben, diesen Brief:

„Ich habe große Lust mich zu erhenken; „aber ich glaube doch, daß ich mich nicht er„henken würde, wenn ich hundert Thaler hätte."

„Ich schicke Ihnen hundert Thaler" antwortete ihm Montesquieu, „hängen Sie sich nicht auf, mein lieber Sully, sondern besuchen Sie mich."

Dieser Brief ist uns von der Bürgerin Secondat, Montesquieu's Schwiegertochter, mitgetheilet worden. Sie bemerkt dabey, daß Montesquieu diese Anekdote nie Jemanden entdeckt habe.

3.

Montesquieu pflegte öfters seine Schwester, die Frau von Hericourt zu Marseille, zu besuchen. Einstmals ging er des Abends am Hafen spatzieren, um frische Luft zu schöpfen. Hier sah er einen jungen Menschen in einer Barke sitzen. Er glaubte, daß der Jüngling auf den Herrn des Fahrzeuges wartete, um ihn auf dem Wasser spatzieren zu fahren. Er stieg gleichfalls in die Barke, und da er mit Bewun-

derung den jungen Mann sehr fertig rudern sah, so fragte er ihn, wer er sei, und vernahm, daß er von Profession ein Juwelirer wäre, aber an Sonn- und Festtagen Leute auf der See spatzieren führe, um dadurch etwas zu verdienen, und seiner Mutter und zwey Schwestern zu Hülfe zu kommen. Wir viere, sagte er, wirthschaften und arbeiten alle gemeinschaftlich, damit wir nach und nach zwey tausend Thaler zusammen bringen, und unsern Vater aus der Sklaverey zu Tetuan loskaufen können. Montesquieu erkundigte sich nach dem Nahmen des Vaters, nach dem Namen des Herrn, dessen Sklave er war, und so ferner; ließ sich an's Land setzen, gab seinem Schiffer einen Beutel, worin acht doppelte Louisdor und zehn Thaler an Silbergelde waren, und ging fort.

Sechs Wochen nachher kam der Vater unverhoft zurück. Das Erstaunen der Familie über seine Ankunft setzte ihn selbst in Erstaunen; er wußte sich dies nicht zu erklären. Er glaubte, daß man ihn erwartet, und er den Seinigen seine Befreiung zu danken hätte. Der armselige Zustand, in welchem er sie vorfand, machte es ihm unbegreiflich, woher die Bezahlung seines Lösegelds, woher die funfzig Louisdor, die ihm bey seinem Eintritte in das

Schiff, das ihn nach Frankreich zurückgebracht hatte, waren zugestellet worden, woher die für seine Ueberfahrt und seine Beköstigung bezahlten Kosten, woher die Kleider, die er am Leibe trug, gekommen waren.

Vater und Mutter hatten nicht den Muth, ihren Sohn desfalls zu befragen; nur der letztere ahndete eine zweite Edelmüthigkeit von dem Unbekannten. Es verstrichen zwey Jahre. Endlich begegnete der Sohn dem Montesquieu auf der Gasse, fiel vor ihm auf die Knie, beschwur ihn mit nach seinem Hause zu gehen, und an der Freude seiner Familie Theil zu nehmen, selbst die Regungen der innigsten Dankbarkeit mit eigenen Augen zu sehen. Montesquieu wollte aber den jungen Mann schlechterdings nicht kennen. Es versammelte sich um sie her ein Gedränge von Menschen; der Wohlthäter entschwandt.

Noch würde er unbekannt seyn, wofern nicht die Männer, die nach seinem Tode seine Angelegenheiten besorgten, unter seinen Papieren eine Rechnung über 7500 Livres, die an den englischen Banquier Main zu Cadix übersandt waren, gefunden hätten. Sie erbaten sich von dem leztern eine Erläuterung darüber; und Hr. Main antwortete, daß es dies Geld, in Gemäßheit der von dem Hrn. Präsidenten

von Montesquieu erhaltenen Anweisung, zur Loskaufung eines Marseillers, mit Namen Robert, der zu Tetuan Sklave gewesen sei, angewandt hätte.

(Dies Factum ist in der Année litteraire von 1775 Nro. 17. umständlich und mit den dazu gehörigen Belägen angeführt. Villemain machte damals, und im Jahre 1784 Vilhes, ein dramatisches Schauspiel daraus, unter dem Titel le Bienfait anonyme, der ungenannte Wohlthäter, ein Stück von drei Aufzügen, das zu Paris in Gegenwart des Hrn. von Secondat, Montesquieu's Sohns, aufgeführet ward.

Diese leztere Anekdote ist aus den Fêtes de Canon et de Briquebec von Le Monnier, dem Verfasser der naiven Fabeln und einer Uebersetzung des Terenz, der 1797 gestorben ist, genommen.

4.

Montesquieu war Director der Academie française im Jahr 1752, als Piron in dieselbe aufgenommen zu werden ansuchte. Ludwig XV sagte zu dem Verfasser des Geistes der Gesetze, er wollte es nicht haben, daß dieser Mann gewählt werden sollte. Montesquieu schrieb darauf an die Frau von Pompadour.

„Piron, Madame, ist für das schlechte Gedicht, das er, wie man sagt, gemacht haben soll, hinlänglich bestraft; er hat aber auch andererseits recht schöne Gedichte gemacht. Er ist blind, kränklich, arm, verheirathet, alt. Sollte es nicht möglich seyn, daß ihm der König eine Pension angedeihen ließe? Es wäre eine edle That, ihm diese auszuwirken.

Sie wenden so gern das Vertrauen, das Ihre großen Eigenschaften Ihnen erwerben, zu edlen Thaten an, und weil Sie glücklich sind, so ist es auch Ihr Wunsch, daß Niemand unglücklich seyn möge. Der höchstseelige König schloß La Fontainen wegen seinen Erzählungen von einer Stelle bey der Akademie aus, und sechs Monate nachher gab er sie ihm wegen seiner Fabeln wieder. Geruhen Sie doch, Madame, die Versicherung meiner großen Verehrung auch bey dieser Gelegenheit von mir anzunehmen.

Montesquieu.

Piron bekam eine Pension von tausend Livres, und Montesquieu erhielt den Auftrag, ihm die Nachricht davon zu überbringen.

(Aus den Memoires litteraires du temps.)

5.

Ehe Montesquieu Rom verließ, stattete er zuförderst seinen Abschieds-Besuch bei Benedict XIV ab. Dieser Papst, der die Talente des Verfassers des Geistes der Gesetze schätzte, sagte zu ihm: Mein lieber Präsident, ehe wir uns trennen, müssen Sie doch noch ein Andenken der Freundschaft von mir haben. Ich gebe Ihnen und Ihrer ganzen Familie, so lange als sie leben, die Erlaubniß, täglich Fleischspeisen zu essen. Montesquieu dankte dem Papste, und empfohl sich seiner Heiligkeit. Der Bischof, der damals die Stelle des Cammerarius bekleidete, brachte ihn nach der Dataria; man fertigte ihm die Dispensations-Bullen aus, und überreichte ihm eine etwas starke Rechnung wegen der für dies fromme Privilegium zu bezahlenden Gebühren. Montesquieu, über diesen heiligen Fleischzoll erschrocken, gab dem Secretär seinen Gnadenbrief zurück, und sagte: Ich danke seiner Heiligkeit für ihre Gewogenheit; aber der Pabst ist ja ein so

ehrlicher Mann! ich verlasse mich bloß auf sein Wort und Gott.

(Von Montesquieu's Freunden den Herausgebern mitgetheilt.)

Kunstregeln *)
ein
Schlußkapitel
zu dem
Versuche über den Geschmack.

Alle Werke der Kunst haben gewisse allgemeine Regeln, die ihnen gleichsam zu Führern dienen, und die man dabey nie aus den Augen verlieren muß.

So

*) An den Bürger Valkenaer zu Paris. Bordeaux, den 28sten Ventose, im Jahr 4.

Y * * * will dir gern das Manuscript mitbringen, das ich dir angekündiget habe. Ich wünschte nur, daß das gegenwärtige von mehrern

So wie aber die Gesetze an sich und in ihrem allgemeinen Umfange immer gerecht, in

rerm Belange wäre. Aber es ist dasselbe, eigentlich zu reden, nichts weiter als ein Bruchstück, das zu dem Versuche über den Geschmack gehört. Gleichwohl denke ich, du wirst auch diese von Montesquieu geschriebenen Zeilen nicht ohne Interesse lesen, und ein Gefühl von Ehrfurcht gegen dies Blatt in deiner Brust verspüren, wenn du dich an den großen Mann erinnerst, der es in seiner Hand gehabt hat. Unser Freund bekam dasselbe von dem Secretair des Hrn. von Secondat, der gegen das Ende des Jahrs 1793, als zu Bordeaux das Menschenblut anfing zu fließen, viele Papiere und ausgearbeitete Manuscripte seines Vaters in's Feuer warf, weil er, wie er sagte, sich fürchtete, daß man davon einen Vorwand hervorsuchen möchte, seine Familie zu beunruhigen. Secondat's Secretair, der bei dieser traurigen Verrichtung, hülfliche Hand leistete, und sie vergebens zu hintertreiben suchte, bekam die Erlaubniß, das Fragment, das ich dir überschicke, den Flammen zu entreißen. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die Materialien zu dem Esprit des loix, die mit vieler Ordnung in verschiedene Pappen-Umschläge gelegt waren, in diesem unglücklichen Zeitraume verbrannt worden. Hr. von Secondat ist vor drei Monaten gestorben. Ich bin vor einiger Zeit auf

der Anwendung aber fast immer ungerecht sind; so können auch die Regeln die in der Theorie immer wahr sind, in der Hypothese oder Praxi falsch werden. Die Mahler und Bildhauer

dem Schlosse zu La Brede gewesen. Ich habe daselbst die schönen Bäume gesehen und mit meinen Händen berührt, die Montesquieu gepflanzt hatte, und wovon er in so vielen seiner Briefe spricht. Ach! die Axt hat ihrer nicht verschont! Im Namen der Nation zerstört man noch immerfort und Tag für Tag diese schönen Anpflanzungen, in deren Mitte man sich gefreuet haben würde, das Andenken eines der schönsten Köpfe, die Frankreich je hervorbrachte, zu verehren. Die große Hochachtung und die tiefe Ehrfurcht, die Secondat für seinen Vater hegte, hatte ihn bewogen, das Schloß La Brede in eben dem Zustande, in welchem er es bei seinem Tode gefunden hatte, unverändert zu lassen. Man siehet auf demselben noch seine Stube und Kammer, sein Bette, seinen Lehnstuhl, den Tisch, an welchem er zu schreiben pflegte. Die Bücher in seiner Bibliothek stehen noch in der Ordnung, in welcher er sie hinterlassen hat. Es befinden sich darin etwa ein Dutzend Schränke, die sämmtlich nach der Art der Bücher, welche sie enthalten, eingerichtet sind. Sie sind jetzt alle versiegelt, und man hat drei bis viermal besondere Siegel darauf gedrückt.

haben die Proportionen, die man dem menschlichen Körper geben muß, genau bestimmt, und dabey die Größe des Gesichts zum allgemeinen Maasstabe angenommen; sie müssen aber diesen Proportionen alle Augenblicke entgegen handeln, weil sie dem Körper bald diese, bald jene Stellung geben müssen, und da wird denn zum Beyspiele ein ausgestreckter Arm natürlicher Weise weit länger, als ein Arm, der nicht ausgestreckt ist. Nie hat Jemand die Kunst besser verstanden, als Michael Angelo; nie hat auch Jemand dieselbe besser anzubringen gewußt. Gleichwohl giebt es nur wenige unter den von ihm aufgeführten Gebäuden, bey welchen die Proportionen der Baukunst genau beybehalten worden sind. Aber er schien bey einer genauen Kenntniß alles desjenigen, was Vergnügen machen kann, für jedes besondere Werk der Baukunst eine besondere Kunst zu besitzen.

Obgleich jede Wirkung von einer allgemeinen Ursache abhängt, so mischen sich doch so viele besondere Ursachen in dieselbe mit ein, daß jede Wirkung auf gewisse Weise eine besondere Ursache hat. Mithin giebt die Kunst die

Regeln, und der Geschmack die Ausnahmen an die Hand. Der Geschmack entdeckt uns, bey welchen Gelegenheiten die Kunst sich ihm unterwerfen, und bey welchen Gelegenheiten er selbst der Kunst unterwürfig seyn muß.

Gedichte.

Gedichte.

Schilderung der Herzogin von Mirepoix.

La beauté que je chante ignore ses appas.
Mortels qui la voyez, dites-lui, qu'elle
est belle,
Naive, simple, naturelle,
Et timide sans embarras.
Telle est la jacinthe nouvelle;
Sa tête ne s'élève pas
Sur les fleurs qui sont autour d'elle:
Sans se montrer, sans se cacher,
Elle se plait dans la prairie;

Elle y pourroit finir sa vie,
Si l'oeil ne venoit l'y chercher.

MIREPOIX reçut en partage
La candeur, la douceur, la paix;
Et ces sont, entre mille attraits,
Ceux dont elle veut faire usage.

Pour altérer la douceur de ses traits,
Le fier dédain n'osa jamais
Se faire voir sur son visage.
Son esprit a cette chaleur
Du soleil qui commence à naître:
L'Hymen peut parler de son coeur;
L'Amour pourroit le méconnoitre.

Abschieds-Compliment an Genua *).

Im Jahre 1728.

Adieu, Gênes détestable,
Adieu, séjour de Plutus!

*) Dies Gedicht hatte Montesquieu einem seiner Freunde unter der Bedingung zu lesen gege-

Si le ciel m'est favorable,
Je ne vous reverrai plus.

Adieu, bourgeois, et noblesse
Qui n'a pour toutes vertus
Qu' une inutile richesse!
Je ne vous reverrai plus.

ben, daß er es Niemanden zeigen sollte, und er sagte dabey, daß es ein bloßer Spaß, und in einem lustigen Augenblicke gemacht wäre, um so viel mehr, da er sich nie für einen Dichter ausgegeben, noch auch selbst sich dafür gehalten hätte. Er machte es, nachdem er auf das Schiff gestiegen war, um von Genua abzusegeln, in welcher Stadt er, wie er sagte, viele Langeweile gehabt, und weder Gelegenheit, in irgend eine gesellige Verbindung zu treten, noch auch den freundschaftlichen Diensteifer, den man ihm, fast überall in Italien erwiesen habe, gefunden hätte. Es müssen also entweder die Genueser seit dieser Zeit sich weit mehr umgebildet und verfeinert, und sich in Ansehung der Art und Weise, Ausländern zu begegnen, sehr verändert haben; oder es kann auch seyn, daß der Verfasser sich vor langer Weile nur mit dieser kleinen Satyre die Zeit vertreiben wollte, da denn dieselbe weder als im Ernste geschrieben, noch als ein Urtheil eines aufgeklärten Reisenden angesehen werden könnte.

Adieu, superbes palais,
Où l'ennui, par préférence,
A choisi sa residence;
Je vous quitte pour jamais.

Là le magistrat querelle
Et veut chasser les amans,
Et se plaint que sa chandelle
Brûle depuis trop long-temps.

Le vieux noble, quel délice!
Voit son page à demi nu,
Et jouit d'une avarice
Qui lui fait montrer le cu.

Vous entendez d'un jocrisse
Qui ne dort ni nuit ni jour,
Qu'il a gagné la jaunisse
Par l'excès de son amour.

Mais un vent plus favorable
A mes voeux vient se prêter.
Il n'est rien de comparable
Au plaisir de vous quitter.

Rundgesang.

Nous n'avons pour philosophie
Que l'amour de la liberté.
Plaisir, douceurs sans flatterie,
Volupté,
Portez dans cette compagnie
La gaîté.

Le nocher qui prévoit l'orage
Craint encor, quand le port est bon.
Eternisons du badinage
La saison.
On manque, à force d'être sage,
De raison.

Le fier Caton, quand il se perce,
Se livre à ses noires fureurs;
Anacreon, qui fait commerce
De douceurs,
Attend le trépas, et se berce
Sur des fleurs.

Que chacun boive à sa conquête,
Ne vous en fachez pas, époux;

Le sort, que la nuit vous apprête
Est plus doux:
Mais vos femmes, dans cette fête,
Sont à nous.

Rundgesang.

Amour, après mainte victoire,
Croyant régner seul dans les cieux,
Alloit bravant les autres dieux,
Vantant son triomphe et sa gloire.

Eux, à la fin, qui se lassèrent
De voir l'insolente façon
De ce tant superbe garçon,
Du ciel, par dépit, le chassèrent.

Banni du ciel, il vole en terre,
Bien résolu de se venger.
Dans vos yeux il vint se loger,
Pour de là faire aux dieux la guerre.

Mais ces yeux d'étrange nature
L'ont si doucement retenu,
Qu'il ne s'est depuis souvenu
Du ciel, des dieux, ni de l'injure.

Madrigale.

An zwei Schwestern, die ihn um ein Lied gebeten hatten.

Vous étes belle, et votre soeur est belle;
Si j'eusse été Paris, mon choix eût été doux:
La pomme auroit été pour vous,
Mais mon coeur eût été pour elle.

Grabschrift auf Montesquieu.

L'aigle est disparu — Montesquieu,
Du haut de la double colline,
Revole pour jamais au lieu
De son immortel origine.
Qui de la région divine
Reconnoitra mieux le chemin
Que le merveilleux écrivain
Qui, sur les ailes du genie,
Une plume d'or à la main,
Le parcourut toute sa vie?

Piron.

Sonnet
auf
Montesquieu's Tod,
von dem
Ritter Adami,
Senator zu Florenz.

Illustre genio, che si largo fiume
Di scienza socratica spargesti,
E or splendi cinto dell' eterno lume
Che dell' util sudore in premio avesti.

Tu della dotta mente i vanni ergesti
Ai fonti del volubile costume.
Del dritto ai sacri arcani, e dietti a questi
Eccelsi voli il tuo saper le piume.

Tu la norma segnasti onde in più
forte,
La civile amistà nodo si stringa,
Il più gran bene dell' umana sorte.

Tu — Ma qual di ritrarti ebbi lusinga!
Stan' l'opre tue fuor del poter di
morte,
Ne vi è chi meglio ti colori e pinga.

Anrufung der Musen. *)

Ihr Jungfrauen vom Berge Pierus, **) (höret ihr wohl den Namen, den ich euch beilege?) begeistert mich. Ich habe eine lange Laufbahn

*) Dieser Aufsatz findet sich in dem Mémoire hustorique sur la vie et les ouvrages de Jacob Vernet, das zu Genev 1790 gedruckt ist. Montesquieu war anfänglich Willens, dem zweyten Bande des Eeprit des loix (der in der Genfer, 1748 bey Barillot herausgekommenen Ausgabe mit dem 20sten Buche anhebt) eine Anrufung der Musen voranzusetzen. Er hatte sie sogar schon dem Prediger Jacob Vernet zu Genev, der die Druck-Correctur des Werks übernommen hatte, überschickt. Vernet fand den Aufsatz allerliebst, aber in dem Geiste der Gesetze am unrechten Orte angebracht; er bat also Montesquieu, ihn daselbst wegzulassen. Der Verfaßer stimmete Anfangs dazu nicht. Er antwortete: „Was die Anrufung der Musen anbetrift, so hat sie freilich dies wider „sich, daß sie in einem Buche dieser Art etwas „Besonderes und bisher ganz Ungewöhnliches „ist; wenn aber eine sonderbare Sache an und „für sich selbst gut ist, so muß man sie deswe„gen, weil sie sonderbar und in ihrer Art ein-

zu durchstreifen; aber ich bin von Kummer und Mißmuth ganz zu Boden gedrückt. Flößet meiner Seele jene reizende Ruhe, jene sanfte Zufriedenheit ein, die ich ehedem empfand, und die jetzt weit von mir entflohen ist. Nie seid ihr so wahrhaftig göttlich, als wenn ihr durch

„zig ist, nicht verwerfen. Vielmehr kann gerade ihre Sonderbarkeit zur guten Aufnahme beytragen; und es giebt nicht leicht ein „Buch, wobey man mehr darauf denken müßte, dem Leser einen Ruhepunkt zu seiner Erholung zu verschaffen, als eben dieses, da „theils die Länge desselben, theils die darin „vorkommenden schweren Sachen, ihn allerdings leicht ermüden können."

Vierzehn Tage nachher änderte jedoch Montesquieu seine Meinung, und nun schrieb er an seinen Herausgeber! „Ich bin in Ansehung der „Musen-Anrufung lange zweifelhaft gewesen, ob ich dem Gutachten eines meiner „hiesigen Freunde, der sie eingerückt wissen „will, oder dem Ihrigen, nach welchem sie wegbleiben soll, beitreten sollte. Ich folge aber „nunmehr Ihrem Rathe mit fester Entschlossenheit, und bitte Sie, sie wegzulassen." Anmerkung der Herausgeber.

**) — — — — Narrate, puellae
Pierides; prosit mihi vos dixisse puellas.
Iuven. sat. 4, v. 35. 36.

Vergnügen zur Weisheit und zur Wahrheit führt.

Solltet ihr jedoch nicht gut finden, mir die Bürde meiner Arbeiten zu erleichtern, so überhebt mich doch der Arbeit selbst; verhehlt, entzieht sie dem Anblicke der Welt. Machet, daß man zwar unterrichtet werde, aber nur ich nicht lehre, sondern nur bloß denke und zu empfinden scheine; und wenn ich etwas Neues verkündigen werde, so machet, daß man glaube, ich für meine Person wüßte nichts, sondern ihr hättet mir Alles eingegeben.

Wenn das Wasser eurer Quelle dem Felsen entspringt, den ihr liebt, so steigt es nicht in die Lüfte, um wieder herabzufallen; es fließt in die Fluren, es schafft euch Wonnegefühle weil es den Schäfern Wonne verschaft.

Reizende Musen, wenn ihr nur einen einzigen von euren holden Blicken auf mich werfet, so wird ein Jeder mein Buch lesen, und was vorhin kaum ein Zeitvertreib, kaum eine Zerstreuung der langen Weile seyn konnte, das wird dann ein Vergnügen seyn.

Göttliche Musen, ich fühle, daß ihr mich begeistert, mir nicht eingebt, was man im Tempe auf dem Schäferrohre singt, noch was man in Delos auf der Leier wiederholt; nein; ihr wollet, daß ich zu der Vernunft rede; sie ist das Vollkommenste, das Edelste, das Schönste unter allen unsern Gefühlen.

Gründliche Zergliederung

des

Geistes der Gesetze.

Gründliche Zergliederung des Geistes der Gesetze, von Bertolini.

Der Verfasser der Betrachtungen über die Ursachen der Größe der Römer und ihres Falles hat ein Werk über die Gesetzgebung geliefert. Eine vollkommene Uebereinstimmung, die glücklichste Aneinanderkettung, eine genaue Aehnlichkeit, und gleichsam ein und dasselbige majestätische Familiengesicht dieser beiderseitigen Originale, geben uns sogleich auf den ersten Blick zu erkennen, daß sie von Einer und derselbigen Vaterhand herrühren. Auf gleiche Weise bestrebten sich Plato, Cicero

und andere große Männer, nachdem sie die Hülfsquellen der Regierung aufgesucht und entwickelt hatten, Regeln für die Gesetzgebung an die Hand zu geben. So ungezweifelt wahr ist es, daß die Dauer und das Glück der Staaten von der Güte der Gesetze unzertrennlich, Unternehmungen dieser Art aber nur seltener und mit vorzüglicher Geistesstärke ausgerüsteten Männern anfbehalten sind, weil diese allein fähig sind, Plane zu großen Reichen zu entwerfen und den Grund dazu zu legen.

Der Gegenstand des Werks könnte nicht wichtiger und anziehender seyn. Man sucht darin nichts Geringeres, als die Kenntnisse dererjenigen, welche befehlen, in Ansehung der Dinge, die sie vorzuschreiben haben, zu vermehren, und zugleich denenjenigen, welche gehorchen, neue Lust zu gehorchen einzuflößen.

Es ist nicht schwer, einen so reichhaltigen und wohlthätigen Gegenstand zu erschöpfen, wenn man dabei Grundsätze annimmt und festsetzt, die eben so ergiebig und wohlthätig sind. Der Friede und der Wunsch in einer geselligen Verbindung zu leben, aus den Gesetzen der Natur geschöpft; das eben so gefährliche als widersinnige System von dem natürlichen Zustande eines Krieges Aller gegen Alle vernichtet; das Völkerrecht auf dies große Princip gebauet,

LB Coburg

daß die Nationen sich in Friedenszeiten so viel Gutes, als sie nur immer können, erweisen, und sich im Kriege so wenig Böses, als es nur möglich ist, zufügen müssen; der Eroberungs- und Vergrößerungsgeist verschrieen; dem Despotismus ewige Brandmale, den tyrannischen Machtsprüchen und willkürlichen Verfügungen Schmach und Verabscheuung aufgeheftet; die öffentliche Glückseligkeit auf gegenseitige Liebe zwischen Regenten und Unterthanen gegründet; und endlich schickliche Anweisungen, geläuterte Sitten und Liebe zu den Gesetzen zu erwecken und zu befördern; dies sind die Hauptzüge dieses Werks, die den allgemeinen Geist desselben, oder vielmehr den Triumpf der Mäßigung und der Sicherheit, ausmachen.

Unser Verfasser betrachtet zuförderst die Gesetze aus einem allgemeinen Gesichtspunkte, das ist, er zieht zuerst die allgemeinen und unveränderlichen Gesetze in Erwägung, die in dem Verhältnissen worin die verschiedenen physischen Wesen gegen einander stehen, ohne alle Ausnahme und mit ununterbrochener Ordnung, Regelmäßigkeit und Willfährigkeit beobachtet werden müssen.

Er läßt die ersten und ursprünglichen Gesetze, die eine Beziehung auf die vernünftigen Wesen haben, vom Himmel herab kommen.

Da diese Gesetze ihren Ursprung keinen menschlichen Anstalten, sondern dem Urheber der Natur verdanken; so wird man entzückt, überall in denselben die Wahrheit zu finden, ohne daß ihre Gestalt je veraltet.

Er untersucht darauf die Gesetze in Rücksicht auf den Menschen, vor der Errichtung geselliger Verbindungen und folglich im Stande der Natur betrachtet. Er geht darauf zu denenjenigen fort, die man gemacht oder nach und nach festgesetzet hat, nachdem die Menschen sich in einer Gesellschaft mit einander verbunden haben, nach den Verhältnissen, worin entweder eine Nation gegen die andere steht, welches das Völkerrecht ausmacht; oder worin der Regent und die Unterthanen gegen einander stehen, welches das Staatsrecht ausmacht; oder worin ein Bürger gegen den andern steht, welches das bürgerliche Recht ist. Der Verfasser besitzt zu vielen Scharfsinn, als daß ihm der mächtige Einfluß entwischen sollte, den diese verschiedenen Begriffe auf sein ganzes Werk haben, die denn auch überall darin sichtbar sind. Auch gelingt es ihm, ein ganz neues Licht über diese Sache zu verbreiten, die, wenn sie gleich von so vielen geschickten Köpfen ist aufgeklärt worden, gleichwohl noch in unsern

Zeiten durch mancherlei Ungereimtheiten verunstaltet ist.

Nach diesen vorangeschickten vorläufigen Begriffen machen nun die Verfassung der verschiedenen Regierungsarten, ihre Macht zum Angriffe und zur Vertheidigung, die Freiheit, die natürliche Beschaffenheit des Klima und des Erdbodens, der Gemeingeist der Nation, der Handel, die Bevölkerung — die vornehmsten Hauptstücke aus, auf welche der Verfasser die Gesetzgebung sich erstrecken läßt *). Aus die-

*) Ich habe es für das diensamste gehalten, in diesem Aufsatze sowohl als in meinen über Montesquieu's Werk gemachten Anmerkungen, der bürgerlichen Gesetze der französischen Monarchie und so auch ihrer Feudalgesetze, nicht zu erwähnen, sondern den Leser desfalls euf das Original selbst zu verweisen. Es sind dies schwere und verwickelte Materien, die sich ohne eine unzählige Menge von Local-Kenntnissen nicht verstehen lassen. Eben so habe ich in Ansehung des Verhältnisses, Gesetze gegen die Religion verfahren. Denn wie dürfte doch ein Subaltern-Schriftsteller seine zitternde Hand auszustrecken wagen, um Früchte von einem Baume zu pflücken, dessen Wurzel sich an dem Himmel anschließt! Auch habe ich nichts von einigen Beyspielen sagen mögen, die der Verfasser anführt. Alle diese große Massen mag man bey ihm selbst in Augenschein nehmen.

sen ersten und ursprünglichen Verhältnissen fliessen denn viele andere, wie aus ihrer natürlichen Quelle.

Was die Regimentsverfassung betrift, so nimmt er drey Regierungsarten an, die republikanische, die monarchische, und die despotische. Er entwickelt die Natur derselben, und zeigt die Grundgesetze, die daraus herfließen. Diese Gesetze sind ihrer Natur nach von einem so großen und allgemeinen Umfange, daß man sie als die Grundlage der Staatsverfassung ansehen kann. Da nun gerade nach diesen Grundgesetzen die höchste Gewalt der Regenten, die Rechte der Unterthanen und die Pflichten der obrigkeitlichen Personen bestimmt und festgesetzt werden müssen; so hat sich denn auch unser Autor durch die richtige Bestimmung eben dieser Gesetze vorzüglich ausgezeichnet. Fast dürfte ich sagen, daß seine Theorien nicht bloß eine unfruchtbare Bewunderung hervorgebracht haben. Er hält sich nicht bey Vorurtheilen auf; er geht immer unmittelbar auf die Sache selbst, und leitet diese Gesetze aus der Natur einer jeden Constitution her. So setzt ein scharfsinniger Schriftsteller immer erst die Principia fest.

Da jede Art der Regierungsform, außer ihren ihr eigenthümlichen Grundgesetzen, auch

noch besonderer Stützen und Triebräder bedarf, die ihrer Verfassung Haltbarkeit und Festigkeit geben, und sie in Thätigkeit setzen; so sucht, erforscht und entdeckt denn auch unser Autor mit einer Richtigkeit des Verstandes und einer Genauigkeit, die ihres Gleichen nicht haben, diese Triebräder in der Natur einer jeden Regierungsform selbst; Triebräder, die er Principe, Grundsätze nennt. Die politische Tugend, das ist die Liebe des Vaterlands und der Freiheit und Gleichheit setzt und erhält die republikanische Regierungsform in Thätigkeit. Ehre ist das Alles in Bewegung setzende Triebrad unter der monarchischen Regierung. Und unter einer despotischen Regierung reißet die Furcht Alles mit sich fort. Diese Grundsätze haben so viele Hinsichten, und einen so unmittelbaren Einfluß auf die Verfassung des Staats, daß man sie als den Schlüssel zu einer zahllosen Menge von Gesetzen ansehen kann. Unser Autor entdeckt aus einem so schönen Gesichtspuncte die unabsehbaren Canäle und unermeßlichen Zweige, in welche sich die Gesetze verbreiten.

Auf dieses Princip bringt er denn auch die Gesetze zurück, die die Erziehung betreffen. In der That haben auf eben diesem Wege die grössesten Staatsmänner und weisesten Gesetzgeber

den Plan zu ihrer Gesetzgebung entworfen, indem sie immer die Erziehung als die Seele, die Ordnung, den Rathgeber, die Stärke der Regierung betrachtet haben. Hier nun, insonderheit wenn er von der der monarchischen Regierung angemessenen Erziehung redet, ist der Ort, wo er in die geheimsten Falten des menschlichen Herzens eindringt, um die Triebfedern der Ehre zu entdecken, und die Anlagen zu den seltsamen Verirrungen derselben zu entwickeln. Er geht in das entfernteste Alterthum zurück, um auffallende und rührende Beyspiele, die zur Bildung eines ächten Republikaners so nothwendig sind, aufzusuchen, und er läßt uns feste Gesichtspuncte in jenen sonderbaren Anstalten finden, die man ohne seine Erläuterungen für nichts weiter als ein Werk einer müssigen Speculation oder eines unruhigen Kopfes würde gehalten haben.

Der Verfasser, des Besitzes seines unerschöpflichen Reichthums versichert, hat seine Lust daran, immer Keime versteckter Gedanken hervorblicken zu lassen, welche der Leser erst durch Nachdenken an's Tageslicht ziehen und völlig sichtbar machen muß. Die herrliche Kette von Gedanken, die immer auf einander folgen, ohne einmal in's Auge zu fallen, scheint in diesem Buche über die Erziehung darauf hin zu

weisen, daß dies gerade der schickliche Ort sey, Ehrfurcht gegen diejenige Philosophie einzuflößen die, aller nichtswürdigen oder doch mehr vorwitzigen als nützlichen Streitfragen entlediget, bloß das Forschen nach dem wahren Guten und die Grundsätze der gesunden Moral zur Absicht hat: folglich auch gegen diejenige weise und wohlthätige Philosophie, die mit Mutteraugen bloß darauf siehet, bloß darauf ihre Sorgfalt richtet, einen Verstand und ein Herz, die wachsam, die weise, die gerecht für die Gesellschaft werden sollen, gehörig auszubilden; diese Philosophie, die die Kraft und Wirksamkeit eines lebendigen Gesetzes hat, weil sie gute Fürsten, gute Obrigkeiten, gute Unterthanen, gute Patrioten, gute Eltern, und mit einem Worte, den guten Staatsbürger bildet. Begeistert von dieser Philosophie, machten es die Kinder jener barbarischen Länder zu ihren Zeitvertreiben, Homer's Gedichte zu lesen, und die Trauerspiele eines Sophokles und Euripides ab zu singen. Ohne diese Philosophie würde Epaminondas nie die Bewunderung der Welt geworden seyn.

Nachdem der Verfasser so feste und sichere Grundlagen in Ansehung der Erziehung hingeworfen hat, wobey er immer den Grundsätzen einer jeden Regierungsform in der Nähe folgt;

so wendet er nun auch auf eine so fruchtbare und so allgemeine Theorie eben dieser Grundsätze diejenigen Gesetze an, die der Gesetzgeber der ganzen Gesellschaft geben will.

Eine sonderbare Erscheinung! So sehr in der Nähe oder so weit entfernt auch die Aussichten des Verfassers immer seyn mögen, so können sie doch seiner mühsamen Aufmerksamkeit nirgends Gränzen setzen. So wie er eine außerordentliche Geschicklichkeit besitzt, genau zu unterscheiden, wo er nur bloß einen Fingerzeig geben, nur bloß belehren, bloß anweisen und leiten sollte; so weiß er auch hier, wenn gleich erst nach unzähligen und äußerst verwikkelten Untersuchungen, die immer mit der mühsamsten Arbeit und einer anhaltenden Anstrengung unzertrennlich verbunden sind, alle und jede Seiten dieser Gegenstände der Gesetzgebung und die feinsten, kitzlichsten Verschiedenheiten derselben, sehr richtig aus einander zu setzen. So wie bey einer vollkommenen Schönheit des menschlichen Körpers, die in einen richtigen Ebenmaaße der verschiedenen Theile desselben besteht, diejenigen Glieder, die mehr Stärke haben müssen, auch mehr Dicke und Größe haben, diejenigen hingegen, die schwächer und schlaffer seyn müssen, schmahler und feiner sind; eben so und auf gleiche Weise hat der Verfasser

bey

bey seiner Darstellung der Gesetze verfahren. In Gemäsheit der Grundsätze der republikanischen Regierungsform, unter welcher es von der äussersten Wichtigkeit ist, daß der Wille des einzelnen Individui die Verfügung des allgemeinen Grundgesetzes nicht störe, zeigt er mit der äussersten Pünktlichkeit und Genauigkeit, daß die Gesetze fähig sind, die Subordination gegen die obrigkeitlichen Personen, die Ehrerbietung gegen Alte und Greise, die väterliche Gewalt, die Anhänglichkeit an uralte Gewohnheiten und Einrichtungen, die Reinheit und Güte der Sitten, zu begünstigen und zu bewirken. Er bestimmt auch die Theilung der liegenden Gründe, die Aussteuer der Töchter, die Art und weise Contrakte zuschließen, die Schenkungen, Testamente und Erbfolgen, alles so, daß die Gleichheit, die die Seele dieser Regierungsform ist, dabei bestehen und erhalten werden kann.

Und da die römischen Gesetze, ohnerachtet aller Staatsveränderungen, immerfort das Muster einer jeden vernünftigen Gesetzgebung seyn und bleiben werden; so ist der Verfasser, um die genaue Verbindung zwischen den Gesetzen der Erbfolge und der Natur der Regierung desto besser in die Augen fallen zu lassen, bis auf den Ursprung Roms zurückgegangen, und

hat die in diesem Betracht vorhandenen bürgerlichen Gesetze, deren Veränderung jedesmal von der Beschaffenheit der Regierung abhing, selbst unter den Strohdächern und bei der Theilung des kleinen Gebiets eines erst werdenden, bloß aus Landstreichern und Viehhirten bestehenden Volks aufzusuchen *). Sowohl hier als an allen übrigen Orten wird man überzeugt, daß die Staatskunst, die Philosophie, die Rechtswissenschaft überall dahin Licht verbreitet, wo man vorhin nur eine schwache Dämmerung hervorbrechen sah.

Die bürgerlichen Vorzüge, der Rang, der Unterschied der Stände, der Adel, gehören zu dem Wesentlichen der Monarchie. Aus den Grundsätzen dieser Regierungsform also leitet er die Gesetze her, die die Gerechtsame und Privilegien der adlichen Güter, die Lehngüter, die Wiedereinlösung und Rückforderung versetzter oder veräußerter Lehne, die Erbfolge bei eröfneten Lehnen und Fideicommissen, und andere

*) Der Artikel von den die Erbfolge betreffenden römischen Gesetzen, der allein in dem Originale, wiewohl nicht ohne Unterbrechung, das 17te Buch ausmacht, findet eigentlich hier seine natürliche Stelle nach dem 5ten Kapitel des 5ten Buchs, wohin ich ihn verlegt habe.

Vorrechte her, die man folglich dem Volke nicht mittheilen konnte, ohne die Macht des Adels und die Macht des Volks selbst zu schwächen, und unnützer Weise alle Grundsätze zu entkräften.

Mit Entzücken erkennet hier der Verfasser die Vortreflichkeit der Grundsätze der monarchischen Regierungsform, und die Vorzüge, die die letztere vor allen übrigen Regierungsarten hat. Die verschiedenen Stände, die bei dieser Staatsverfassung Statt finden und auf dieselbe sich gründen, machen die Stützen derselben dadurch unerschütterlich, daß sie sich immer, und selbst noch in dem Augenblicke, wo sie zu wanken drohen, einander das Gleichgewicht halten.

Er entwickelt darauf die Gesetze, die auf die Alles mit Heftigkeit in Bewegung setzende Strenge, die auf die Gewaltthätigkeiten, die scheußliche Trägheit und Gleichgültigkeit, die Schlafsucht, die Sklaverei der despotischen Regierungsform Beziehung haben, oder daraus herfließen. Er eifert mit der stärksten Freimüthigkeit wider den Eigensinn, die Härte, die Wuth, die Rachsucht, den Geiz, die willkürlichen, augenblicklich und plötzlich zur Ausführung zu bringenden Verfügungen eines Visirs, der Alles ist, und wobei alle übrigen Mitbürger

des Staats nichts sind. Er zeichnet mit den schwärzesten Farben ein so lebhaftes Gemälde von den eigenwilligen Launen, den Grillen, dem unbeständigen und inconsequenten Verfahren, den Schwachheiten und Wollüsten, der Weichlichkeit, Trägheit und gänzlichen Geschäftslosigkeit eines Despoten oder vielmehr des ersten in seinem Pallaste eingesperreten Gefangenen, daß er uns, indem er uns einen Abscheu gegen diese Art der Regierungsform einflößt, stillschweigend belehren zu wollen scheint, wie sehr wir Ursache haben dem Himmel zu danken, daß er uns in unsern glücklichern Ländern hat lassen geboren werden, in welchen die Regenten immer thätig, immer arbeitsam, immer ihr Leben wohl anzuwenden beflissen, nur für das Wohl ihrer Unterthanen geschäftig sind, so wie ein guter Vater auf das Beste seiner Familie und seiner Kinder aufmerksam ist.

Indem er aus eben diesen Prinzipien Folgerungen ziehet, die er auf die Art und Weise, gerichtliche Urthel zu fällen anwendet: so weiß er auf eine schickliche Art dem Despotismus Fesseln anzulegen, den jedoch die weisen Regierungen unsrer Zeiten nicht mehr kennen, als unter welchen ein immerwährendes Collegium von mehreren Richtern der einzige Depositor des Lebens, der Ehre und des Vermögens eines

jeden Staatsbürgers ist; unter welchen die Regenten eben diesen Richtern die Macht zu strafen überlassen, und sich bloß die Macht zu begnadigen, das schönste Attribut der Souverainität, vorbehalten; und unter welchen die Minister, ohne sich in streitige Angelegenheiten zu mischen, Tag und Nacht über die großen Vortheile des Staats wachen, und für ihre Arbeiten keine weitere Belohnung fordern, als die Macht, Menschen glücklich zu machen. Um uns durch den Contrast desto mehr Ehrfurcht für diese preiswürdigen Collegia, oder, um es besser auszudrücken, für diese geheiligten Sitze der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der Weisheit einzuflößen, erinnert uns der Verfasser an das Urtheil des Appius, dieses ungerechten Richters, der seine Macht so sehr mißbrauchte, daß er sogar das von ihm selbst gemachte Gesetz übertrat.

In Ansehung der Bestimmung der Strafen überliefert er unsern Händen unschätzbare Schätze. Er zeigt uns, daß Gelindigkeit und Mäßigung eigenthümliche Tugenden großer, zur Beglückung der Völker geborner Seelen sind. Man muß ihm darin völlig beistimmen, daß Kenntnisse die Menschen sanft machen, daß die aufgeklärte Vernunft zur Menschlichkeit führt, und daß nur Vorurtheile Schuld daran

sind, wenn man der Menschlichkeit entsagt.

Hier ist also kein solcher Gesetzgeber, der mit einem zornigen und fürchterlichen Gesichte, mit finstern, feuersprühenden Augen wilde Blikke schießt, drohet, donnert, und rings um sich her Schrecken verbreitet; der, weil er nicht weiß gerecht zu seyn, ohne die Gerechtigkeit zu übertreiben, noch wohlthätig zu seyn, ohne erst Andere gedrückt zu haben, immer die äußersten Mittel ergreift, um, anstatt als Richter unpartheiisch zu urtheilen, nur mit Heftigkeit zu zufahren, anstatt zu strafen, nur Gewaltthätigkeiten auszuüben, anstatt über gute Ordnung zu halten, nur Alles mit dem Schwerdte zu vertilgen und aus der Welt zu schaffen.

Nur der ist ein guter Gesetzgeber, der mehr sucht zu bessern, als wehe zu thun, mehr sucht Schamgefühl zu erregen, als zu beschimpfen, mehr sucht Vergehungen zu verhüten, als sie zu ahnden, mehr sucht Sittlichkeit einzuflößen, als Leibes- und Lebensstrafen vollziehen zu lassen, mehr sucht zu verpflichten, den Vorschriften der Gesellschaft gemäß zu leben, als von der Gesellschaft auszuschließen. Nur das ist eine weise Obrigkeit, die die Fälle zu unterscheiden weiß, wo sie neutral seyn, und wo sie Schutz angedeihen lassen muß, weil sie Verstand und

Herz genug besitzt, den kritischen und kitzlichen Punkt zu bemerken, wo die Gerechtigkeit aufhört und wo Ungerechtigkeit und Druck ihren Anfang nehmen, die, weil sie unter dem Scheine der Gerechtigkeit begangen werden, die vergifteste Quelle einer tauben und unerbittlichen Tyrannei werden müssen. Das ist ein zärtlicher und theilnehmender Vater, der die weise Mittelstraße zwischen Gleichgültigkeit und Härte, das ist, Ernst mit Nachsicht begleitet, zu finden weiß.

Ich muß hierbei eine Anmerkung einschieben, die nichts weniger als unerheblich angesehen werden darf. Wenn der Verfasser von den Strafen redet, so muß man von ihm keine Auslegungen, keine Erklärungen, keine apodictische Aussprüche und Entscheidungen erwarten, wie man sie in den Schriften der Rechtsgelehrten findet. Man würde sich einen sehr unrichtigen Begriff von seinem Werke machen, wenn man ihn, aus einem so beschränkten Gesichtspunkte, ansehen wollte. Der Verfasser hat einen weit erhabenern, weit edelern, weit mehr umfassenden Zweck, den er zu erreichen sucht. Er belehret nicht, wie ein bloßer Jurist, der nur dabei stehen bleibt, daß er das, was bei Streitsachen gerecht oder ungerecht ist, untersucht. Seine Absicht ist vielmehr, alle die verschiede-

nen Gegenstände der Gesetzgebung, die er mit einem allgemeinen Blicke übersehen lassen wollte und die er daher zusammen fassen mußte, in's Auge zu stellen. Mithin ist der große Umriß seines Werks die Regierungswissenschaft, die alle und jede Wissenschaften, alle Künste, alle Kenntnisse jeder Art, alle und jede Gesetze, mit einem Worte Alles, was der menschlichen Gesellschaft nützlich seyn kann, in sich begreift und unter sich vereinigt.

Wenn er sonach von dem Luxus handelt, der der republikanischen Regierung zuträglich ist; wenn er von der Lage und dem Zustande redet, worin sich das weibliche Geschlecht befindet; so weiß er die Staatsklugheit mit der Reinigkeit der Sitten auf eine bewundernswürdige Weise in Uebereinstimmung zu setzen. Um eine Probe von dieser glücklichen Vereinigung zu haben, darf man sich nur an die schöne Lobrede erinnern, die der Verfasser auf die Gewohnheit dererjenigen Völker schreibt, bey welchen die Liebe, die Schönheit, die Keuschheit, die Tugend, die Geburt, sogar der Reichthum, kurz Alles gleichsam ein Geschenk der Tugend war.

Mit Entzückung lieset man die gerechte und gründliche Schutzrede, die der Verfasser dem Weiberregimente hält, und wobey er so

weit geht, daß er das weibliche Geschlecht selbst auf den Thron setzt; nicht wegen seiner persönlichen Annehmlichkeiten, oder seiner Talente, sondern wegen seiner Menschlichkeit, wegen seines sanften Charakters, wegen seiner zärtlichen und theilnehmenden Denkungsart, welches Alles ein sicheres Pfand, für eine gelinde und gemäßigte Regierung ist. Welch' ein schönes Beyspiel hat nicht die große Regentin Maria Theresia von einer guten weiblichen Regierung gegeben! Nie hat der Himmel die Curatel über Völker einer tugendhaftern und sie zu leiten, würdigern Fürstin anvertrauet.

Der Einfluß, den die Grundsätze einer jeden Regierung auf dieselbe haben, ist so groß und die Stärke, die sie der Staatsverfassung geben, so sichtbar, daß durch ihre Hintansetzung und Verschlimmerung die ganze Regierung zu Grunde gehen muß. Sparta, dessen Einrichtungen mit Recht als ein Werk der Götter angesehen wurde, sank durch die Verfälschung seiner Grundsätze in sein Verderben. Nun fanden daselbst nicht mehr dieselbigen Absichten, dieselbigen Wünsche, dieselbige Furcht, dieselbige Vorsicht und Sorgfalt, nicht mehr dieselbigen Anstrengungen und Arbeiten Statt. Nichts hatte mehr eine Beziehung auf das öffentliche und allgemeine Wohl, Niemand ath-

mete mehr den Geist des Ruhms und der Freiheit. Durch das Verderbniß seiner Grundsätze wurden dem athenienſiſchen Staate, ohngeachtet seiner Policei, seiner feinern Sitten, und der vortreflichen Anweisungen Solons, so tiefe Wunden geschlagen, daß er nie die Fußstapfen der alten männlichen und kraftvollen Staatskunst wiederfinden konnte, die die glücklichen Erfolge so gut einzuleiten, und die unglücklichen so weise wieder gut zu machen wußte. Von dieser Zeit an sah sich Athen, das vorhin gleichsam von Gesandten bevölkert war, die schaarenweise zu ihm hinströmten, um sich seinem Schutze zu empfehlen; eben das Athen, das vermöge der Herrschaft über das Meer, so stolz auf die zahlreiche Menge seiner Schiffe, seiner Truppen, seiner Rüstkammern und Waffenplätze war, dies Athen sah sich dahin gebracht, nicht mehr um Vorzug und Rang vor den übrigen Griechen, sondern für die Erhaltung seines eigenen Herdes zu fechten. Welch ein Anblick, wenn man siehet, daß Bösewichter, die sich zum Verderben des Vaterlandes mit einander verschwuren, auf die Ehrenbezeugungen Anspruch machten, die man einen Themistokles und den in den Schlachten bey Marathon und Plateäa gebliebenen Helden erwiesen hatte! Eben dies war die Ursache, daß schlechtdenkende und

pflichtvergessene Bürger, die sich an feindliche Mächte verkauft hatten, wenn diese glücklich waren, auf den öffentlichen Plätzen mit einer vergnügten und heitern Miene spatziren gingen, und hingegen auf die eingegangene Nachricht von glücklichen und für das Vaterland erspriß-lichen Begebenheiten sich nicht schämten zu zit-tern, zu seufzen, die Augen niederzuschlagen, die Köpfe bis an die Erde hängen zu lassen. Eben daher kam es, daß man Schmeichler, treu-lose Verräther, gedungene Lohnknechte auf die Rednerbühne treten sah, um eben so stolze als leichtsinnige und anstößige Verordnungen vor-zuschlagen, die die Stadt überall außer Achtung setzten und sie mit Schande brandmarkten. Durch das Verderbniß ihrer Grundsätze und die Abweichung von denselben geschah es endlich auch, daß zu Rom Alles zu Grunde ging. Rom diese Stadt, die man ewig zu seyn glaubte, die man als einen Göttertempel betrachtete; Rom, dessen Senat wie eine Versammlung von Königen verehrt wurde, vor welcher man die auswärtigen Könige sich zur Erde werfen und die Thürschwelle küssen sah, sie, die Senatoren ih-re Gönner, ihre Herren ihre Götter, nennen hörte; Rom endlich, dessen Regierungsform als das grös-seste und schönste Meisterstück angesehen wurde, das je von Menschenhänden gemacht war, dieses

Rom verlor durch das Verderbniß seiner Grundsätze die Stärke seiner Verfassung. Ueberall kein Vaterland mehr, keine Gesetze, keine guten Sitten, keine Folgsamkeit, kein Gemeingeist für das öffentliche Wohl, keine Pflichten mehr. Die Bürger — wer sollte es sich denken! — selbst im Angesichte des Capitols und ihrer Götter, Verräther der Rechtschaffenheit und Treue ihrer Väter, ohne alles weitere Gefühl eines Abscheues vor der Sklaverei, befreundeten sich mit der Tyranney wie ein zahm gemachtes Thier, zufrieden, nur eine des römischen Namens, der Republik und ihrer Vorfahren unwürdige Ruhe zu genießen. Aus der Verbreitung dieses allgemeinen Verderbens einer in den letzten Zügen liegenden Republik sah man von Zeit zu Zeit die traurigsten Folgen, und zwar zuerst eine allgemeine Anarchie entstehen, unter welcher man weise Grundsätze, unbillige Strenge, die Subordination zwang, gesunde Vernunft, aufgeklärten Verstand und Untersuchungsgeist, Hartnäckigkeit, die Wachsamkeit wider ordnungswidrige Eingriffe in eines Andern Rechte und eine unerschrockene Gerechtigkeitsliebe, Haß und Feindschaft nannte, wobey denn Unthätigkeit und Unwirksamkeit die Stelle der Klugheit vertrat. Nun folgte eine harte und militärische Regierung, die allen obrigkeitlichen Collegiis

ihre bisherigen Vorzüge, und dem unterjochten Volke seine Gerechtsame nahm, die Alles unmittelbar durch sich selbst that, die ganze Ordnung der Dinge veränderte, Schande und Würden in einen Topf warf, alle Ehrenstellen ihres Ansehens und ihrer Achtung beraubte, und sie so tief erniedrigte, daß sie sogar Sklaven und Gladiatoren zu Theile wurden. Darauf erfolgte eine durchdachte Tyranney, die nur grausame Befehle, hinterlistige Angeber und Verräther, treulose Freundschaften und Druck der Unschuldigen athmete; und endlich ein unwissender, stockdummer Despotismus, dem man weiß machte, daß diese scheusliche Unterjochung, diese allgemeine Muthlosigkeit Roms, Italiens, der Provinzen und der Nationen, Friede und Ruhe der römischen Welt wäre.

Da das Verderbniß einer jeden Regierungsform mit dem Verderbniß ihrer Grundsätze gleichen Schritt hält; so beschreibt nun auch der Verfasser, mit der ihm eigenthümlichen Meisterhand, die schicklichen Mittel, die Kraft und Wirksamkeit dieser Grundsätze aufrecht zu erhalten; zeigt, wie nothwendig es sey, sie in Wiedererinnerung zu bringen und auf's neue in Gang zu setzen, wenn man sich davon entfernt hat, und sucht diese Mittel selbst in der gehörigen Anstrengung des Staats, in der Größe,

die jeder Art der Regierung natürlich und proportionirt ist.

Wie viele Ursache haben wir hier nicht, uns wegen unserer neuern Zeiten, wegen der gegenwärtigen Aufklärung der Vernunft, wegen unserer Religion, unserer Philosophie, und, um Alles zu sagen, auch wegen unsrer Sitten, Glück zu wünschen, als welche sämmtlich die große Stütze und Schutzwehre unserer Regierungen ausmachen, und es hindern, daß ihre Grundsätze nicht verfälscht werden können! Welch ein Glück für uns, daß die guten Sitten die Seele der Staatsverfassung sind, welche, unabhängig von jedem andern Prinzip, Alles ordnet und leitet, und daß vermöge dieser sanften Sitten ein Jeder gern zu dem allgemeinen Besten beiträgt, eben dadurch aber seine besondere Glückseligkeit in Sicherheit setzt!

Man muß es gestehen, es waren nicht die menschlichen Tugenden, nicht die falsche Ehre, nicht die knechtische Furcht, die unter einem Titus, einem Nerva, Mark-Aurel, Trajan oder Antonin, alle Theile des politischen Staatskörpers aufrecht und in Thätigkeit erhielten; es waren vielmehr die Sitten, die jederzeit eben so viel zur Freiheit beygetragen haben, als die Gesetze. Es würde eine schöne Uebung für einen aufmerksamen Leser seyn, wenn er dies

fruchtbare und anziehende Princip zu entwickeln suchte, welches unser Autor nur deswegen in seinem Keime stehen gelassen zu haben scheint, um das Vergnügen zugenießen, das allein große Seelen schmecken können, Gehülfen und Theilnehmer bey ihren Arbeiten zu haben. Man kann von dem Verfasser sagen, daß Alles, was von ihm kommt, selbst bis auf seine Nachlässigkeiten, seinen Charakter bemerklich macht.

Zunächst der Staatsverfassung, macht die Schutz- und Trotzmacht der Regierung einen der vornehmsten Zweige der Gesetzgebung aus. So wie die Vernunft und Erfahrung jederzeit einstimmig gezeigt haben, daß die Erweiterung des Gebiets über die rechtmäsigen Gränzen keine Vergrößerung der wirklichen Macht des Staats, sondern vielmehr eine Verringerung seiner Stärke und eine wahre Entkräftung sei; so läßt auch der Verfasser, nachdem er die gehörigen Mittel, für die Sicherheit der Monarchie, das ist, für die Schutzmacht zu sorgen, angegeben hat, diejenigen, welchen die Monarchie ihre Macht, ihre Truppen, und das Schicksal ihrer Länder anvertrauet hat, auf die überzeugendste Weise einsehen, wie sehr sie Ursache haben auf ihrer Hut zu seyn, daß sie nicht ihren Diensteifer für den Ruhm ihres Herrn zu weit treiben, indem es seinem Vortheile gemäßer

sey, daß er, anstatt die Eifersucht zu vermehren, vielmehr seinen Einfluß verstärke, und mehr der Gegenstand der Ehrfurcht, als der Besorgnisse seiner Nachbaren werde.

Was die Schutzmacht der Republiken betrift, so siehet auch der Verfasser sie da, wo man sie jederzeit gefunden hat, nämlich in den verbrüderten Bündnissen mehrerer Republiken, die dieser Regierungsform in allen Zeiten die Glückseligkeit von Innen und die Achtung von Außen gesichert haben.

Ich kann dies Kapitel nicht verlassen, ohne eine Anmerkung dazu zu machen. Der Verfasser, der sein Werk nur in der Absicht geschrieben zu haben scheint, um die Meinungen des Abbé von Saint-Pierre zu widerlegen, *) so wie Aristoteles gleichfalls seine Politik nur zu dem Ende schrieb, damit er die Politik des Plato bestreiten möchte, behauptet, daß diese verbündete Verfassung nicht bestehen könne, wofern sie nicht aus Staaten von einer und derselbigen Art, insonderheit aus republikanischen Staaten, bestände; ein Grundsatz, der dem

*) Sonderbar! Diese beiden Schriftsteller suchen auf ganz verschiedenen Wegen ein und dasselbige Ziel zu erreichen, wollen beide eine sanfte und gelinde Regierung befördern.

dem Plane des Abbé von Saint-Pierre von einem europäischen Reichstage völlig entgegengesetzt ist. Ich nehme mir nicht heraus über diese Frage abzusprechen. Ich berufe mich bloß auf Grotius, auf Leibnitzens, und was noch mehr, auf Heinrichs IV Stimmen, die sämmtlich dahin ausfallen, daß das Project des Abbé von Saint-Pierre nicht als ein blosser Traum angesehen werden dürfe. Vielleicht ist die Welt in diesem Betracht noch zu jung, als daß sie in der Politik gewisse Grundsätze aufstellen könnte, deren fälschlich angenommene Unmöglichkeit erst den Augen der Nachwelt sichtbar werden wird. Indessen sei es mir doch wenigstens erlaubt, uns wegen der gegenwärtigen Lage von Europa Glück zu wünschen, als welches nie geneigter, und fähiger seyn dürfte, einen so schönen Plan anzunehmen, als eben in unsern Zeiten. Ein besseres Völkerrecht, und die in ein ordentliches System gebrachte Wissenschaft dieses Rechts und des Interesse der Regenten; eine gesunde Philosophie, das Studium der lebendigen Sprachen, die französische Sprache, die die Sprache Europa's geworden ist; ein allgemeiner Handelsgeist, welcher gemacht hat, daß die Kenntniß der Sitten aller Nationen allenthalben hindurch gedrungen ist, der den Geist des Krieges erstickt hat und

den Geist des Friedens unterhält, den jetzt die ganze Welt genießet; *) die Handelsstädte, die Börsen, der mit den Producten auswärtiger Länder getriebene Luxus, die öffentlichen Banken, die Handlungs-Compagnien, die in guten Stand gesetzten und wohl unterhaltenen Landstraßen; die so sehr erleichterte und so weit ausgebreitete Schiffarth, die Posten, die politischen Schriften und Zeitungen, der Geschmack, den man an Reisen findet, die Gastfreundschaft, die guten Gesundheitsanstalten, das in ein System gebrachte Gleichgewicht von Europa, die Bündnisse, die Handelstraktaten, eine völlige Harmonie der Regenten; die an den Höfen sich aufhaltenden fremden Gesandten, die Consuls, die Universitäten, die Academien, der gelehrte Briefwechsel, auswärtige Gelehrte, die von den Regenten in ihre Länder berufen, und unterhalten werden, die Buchdruckerkunst, das französische Theater, und die italienische Musik, welche über alle Länder verbreitet sind; und was noch mehr als dies Alles ist, die Mäßigung, die feinern Sitten und aufgeklärtern Einsichten, die in unsern Zeiten den allgemeinen Charakter aller Regenten ausmachen, und so auch das vorzügliche Glück, daß das sicht-

*) Diese Schrift ward 1754 geschrieben, zu einer Zeit, da in ganz Europa Frieden war.

bare Haupt unserer Kirche *) ein großer Fürst, oder um mich der eigenen Ausdrücke des Verfassers **) zu bedienen, der schiklichste Mann ist, die menschliche Natur zu ehren, und die göttliche vorzustellen; alle diese Dinge zusammen genommen setzen das ganze Europa in eine so genaue und enge Verbindung, daß man in Betracht dieser mannichfaltigen Rücksichten sagen kann, daß dasselbe nur einen einzigen Staat und gleichsam nur Eine große Familie ausmache, deren Glieder durch eine völlige Uebereinstimmung mit einander vereiniget sind. Dies Band kann als eine glückliche Vorherverkündigung, und beinahe als ein Prälimininair-Traktat von dem großen Definitiv-Traktate wegen des europäischen Reichstages angesehen werden. Glücklich kann man die Minister nennen, die die Ehre haben werden, denselben zu unterzeichnen, und noch glücklicher die Regenten, die ihn genehmigen und bestätigen, und durch diesen Traktat das Glück der Menschheit auf ewig sichern werden. Und da wird man dann nach dieser Unterzeichnung dem Abbé von Saint Pierre, um

*) Der Papst Benedict XIV. Prosper Lambertini.

**) Größe und Fall der Römer, Kap. 15.

sein Andenken zu verewigen, eine Ehrensäule errichten, und folgende Verse aus dem Euripides darauf setzen müssen:

„O Friede, Mutter der Reichthümer, lie„benswürdigste unter allen Gottheiten, wie „schmachtend sehne ich mich nach dir! Was zö„gerst du zu kommen! Wie sehr fürchte ich, „daß das Alter mich überrasche, ehe ich die „glücklichen Zeiten sehen kann, da Alles von „unsern Liedern erschallen wird, und wir, mit „Blumen umgränzt, Dankfeste feiern werden!"

Mit der Schutzmacht ist die Trutzmacht, die Macht zum Angriffe, verbunden. Diese wird nach dem Völkerrechte, das ist, nach demjenigen Theile des Staatsrechts regulirt, welcher die Verhältnisse, in welchen die verschiedenen Nationen gegen einander stehen, festsetzt. Das Recht des Krieges und das Recht der Eroberungen machen den Hauptgegenstand des Völkerrechts aus. Immer, und so auch hier, wie ich zum Lobe des Verfassers sagen muß, charakterisiret die Arbeit seines Herzens die Arbeit seines Verstandes. Als ein Beweis davon will ich nur die schöne, erhabene, weise und edele Erklärung anführen, die er von dem Eroberungsrechte giebt. Es ist dasselbe, sagt er, „ein nothwendiges, rechtmäsiges und unglück„liches Recht, das immer eine unermeßliche

„Schuld zu bezahlen zurückläßt, um sich mit „der menschlichen Natur abzufinden.“ Daher die schöne Folge, daß das Eroberungsrecht auch das Recht der Erhaltung oder Conservation mit sich führt, nicht aber das Recht der Zerstörung. Daher sind die barbarischen Rechte, den Feind, nachdem man ihn besiegt hat, zu tödten und in die Sklaverei zu schleppen, so sehr verschrien; daher die Nothwendigkeit, überwundenen Völkern ihre Gesetze, und was noch wichtiger ist, ihre Sitten und Gewohnheiten zu lassen, weil man diese nicht ohne große Erschütterungen würde umändern können: daher endlich die bewundernswürdigen Kunstgriffe, beide Völker durch unauflösliche Bande einer wechselseitigen Freundschaft mit einander zu vereinigen. Eine Kette von eben so richtigen als wohlthätigen Folgen nöthiget uns, es mit dem Danke zu erkennen, daß wir ein Völkerrecht oder vielmehr das Recht der Vernunft haben, das, überall von zerstörenden Vorurtheilen entfernt, die ewigen und unveränderlichen Begriffe des Wahren und Falschen, des Gerechten und Ungerechten zu entwickeln weiß, unschickliche Mittel zu zeigen, die Uebel der menschlichen Gesellschaften zu vermindern, und ihr Wohl zu vermehren; ein Gegenstand, der den höchsten Gipfel der menschlichen Vernunft ausmacht.

Es würde eine große Unvollkommenheit bey diesem Werke sein, wenn man in demselben nicht auch die Gesetze in ihrem Verhältnisse gegen das vorzüglichste Recht, das wir von der Natur haben, gegen die Freiheit betrachtet hätte. Es bedarf aber auch keines weitern Beweises von der Größe des Genies ausers Autors, sobald man seine Alles umfassenden und lichtvollen Theorien über diesen Theil der Gesetzgebung gelesen hat; Theorien, die er theils aus der Majestät der Sache, theils aus seinen ausnehmenden Kenntnissen schöpft.

Er sieht zuerst die Gesetze, die die politische Freiheit ausmachen, aus den wichtigsten Gesichtspuncte, nämlich in Rücksicht auf die Staatsverfassung, an. Damit der Leser die Ausdrücke nicht mißverstehen möge, so giebt er zuförderst eine richtige Erklärung von dem Worte Freyheit. Er weckt dabey wiederum die Idee, die der Natur der Sache am angemessensten ist. Und wie diese Freiheit von der bürgerlichen Ordnung von der bei jeder Gesellschaft, so nöthigen Eintracht und Harmonie, und gleichsam von der Subordination unter die Gesetze unzertrennlich ist; so sucht sie denn auch der Verfasser nicht bei denenjenigen Regierungsforme, die man aus Vorurtheilen frei nennt, weil das Volk unter denselben Alles, was er

nur will, zu thun scheint, mithin die Begriffe von Frechheit oder Ausgelassenheit und von Freiheit mit einander vermischt, sondern er sieht den Triumph der Freiheit unter denjenigen Regierungsarten, unter welchen die verschiedenen Mächte so vertheilt sind, daß die Stärke der einen die Stärke der andern in einem solchen Gleichgewichte hält, daß keine derselben das Uebergewicht über die andern haben kann.

Die richtigen Anmerkungen, die der Verfasser über diese Vertheilung der verschiedenen Mächte mit einstreuet, zeigen mehr als hinlänglich, daß es bey politischen Angelegenheiten, wenn man sie genau und gründlich erschöpfen will, eben so sehr, als bey andern Wissenschaften, auf die gehörige Bestimmung der Begriffe, und so zu sagen auf sehr genaue Berechnungen ankommt. So sehr wir also Ursache haben, oder wegen der Fortschritte der menschlichen Vernunft in unsern Zeiten Glück zu wünschen, als welche es dahin gebracht hat, daß selbst die höchste Autorität die Talente nicht mehr fürchten zu dürfen glaubt, eben so sehr haben wir Ursache, uns über die ungeheure Unwissenheit mancher unter unsern Vorfahren, oder vielmehr über den gränzenlosen Stolz ihrer kleinen Seelen zu beklagen, die sich herabgewürdi-

get zu sein glaubten, wenn sie sich an gewisse Regeln binden sollten, und die, weil sie es für schimpflich und ihrer Ehre nachtheilich hielten, sich Kenntniße zu erwerben, mit dreister Stirn zu behaupten sich nicht entsahen, daß sie im Stande wären, Alles bloß durch ihren gesunden Menschenverstand auszurichten, der ihnen denn aber, da es ihm gänzlich an Grundsätzen fehlte, nichts weiter als die Versicherung darbot, daß ihnen Niemand widersprechen dürfte, welches eine Folge von dem Mißbrauche der Autorität war. Daher kamen denn die Fluthen von Irrthümern, die die Gesetze überschwemmten; daher die linkischen, albernen, sich selbst widersprechenden Verordnungen, die aus so mancherlei Gegenständen zusammen geflickt, so einfältig abgefaßt, und, wenn ich den Ausdruck hier gebrauchen darf, noch steifständiger und dummer waren, als die Pfeiler und Pfosten, an welche sie angeschlagen wurden; daher denn auch die Anstalten und Einrichtungen, die in einem und demselben Augenblicke geboren wurden, alt wurden, und wiederum starben. Man wird dies noch deutlicher einsehen, wenn man einige in dem Werke unseres Schriftstellers zerstreuete Züge von dem stockblinden Verfahren des morgenländischen Despotismus zusammen stellet.

„Der Despot, sagt er, braucht weder zu „berathschlagen, noch selbst zu überlegen *) „Unter dem Despotismus ist es eben so ver„derblich und schädlich, wenn man richtig oder „wenn man unrichtig schließt; ja es würde „nicht darauf ankommen, wenn man auch so „raisonnirte, daß das Principium dieser Re„gierungsform ganz über den Haufen fiele. **) „Wissenschaften und Kenntnisse zu besitzen, ist „da gefährlicher. ***) Da zur Führung einer „despotischen Regierung nichts weiter als Lei„denschaften erforderlich sind, so ist ein Jeder „dazu tüchtig, und der Despot hat, wenn „er auch von Natur noch so dumm ist, nichts „weiter als einem Nahmen nöthig, um Men„schen zu regieren. ****)"

Nach dieser weisen Vertheilung der Mächte berechneten die standesklugen Griechen und Römer die Stufen der Freiheit der alten Staatsverfassungen. Sie sahen dies Gleichgewicht gleichsam als das Meisterstück der Gesetzgebung an; ja, sie hegten eine so große Ehrfurcht dagegen, daß ich fast sagen möchte, sie hätte den

*) Buch 4. Kap. 3.

**) Buch 19. Kap. 17.

***) Eben daselbst.

****) Buch 5. Kap. 14.

Umgang der Götter mit den Menschen bey der Gründung ihrer Städte nur in der Absicht erdichtet, um dieser Art der Regierungsform ein Compliment zu machen. Aus eben diesen Gesichtspunkte hat man Polybius Geschichte allezeit als das Hauptbuch der Philosophen, der großen Feldherren und der Herren der Welt angesehen. Sonach durchläuft denn auch der Verfasser gleich dem Michael Angelo, der die schöne Natur unter den Trümmern des Alterthums aufsuchte, die Jahrbücher und Denkmähler theils des erst entstehenden Roms *) theils des schon blühenden Roms, und findet dann in demselben so manche bis her noch unbekannte Verbindungen auf, die ihnen diese Harmonie der Mächte, welche eine so bewundrungswürdige Vereinigung der verschiedenen Theile des Staatskörpers ausmachten, in dem schönsten Lichte zeigen; eine Harmonie, die als die vornehmste Quelle der politischen Freiheit dieser Hauptstadt der ganzen Welt angesehen zu werden verdiente.

Das Vergnügen, das man empfindet, wenn man das Alterthnm mit unsern neuern Zeiten in Vergleichung setzt, vermag denn auch den Autor, dies Gleichgewicht der Mächte in

*) Et veteris Romae sublimem interrogat umbram.

der englischen Verfassung aufzusuchen, die eben deswegen entworfen und eingeführt ist, um zwischen den Vorrechten der Krone und zwischen der Freiheit der Unterthanen das Gleichgewicht und so das Ganze aufrecht zu erhalten. Und wo sollte man auch diese Freiheit wohl suchen, wofern man sie nicht in einem Staate findet, in welchem die gesetzgebende Macht aus zwey Partheien, nämlich aus dem großen Rathe der Nation und aus dem das Volk repräsentirenden Collegio, besteht, deren eine immer die andere durch das Vermögen zu hindern fesselt, beide aber durch die executive Macht gebunden sind, so wie diese durch die gesetzgebende Macht gebunden ist.

So wie der Verfasser die schöne Uebereinstimmung der untergeordneten und von dem Regenten in dem uns unbekannten Monarchien abhängenden Mittelmächte unter den Trümmern eines gothischen Gebäudes hervorzieht; so läßt er auch eben dies schöne System, oder besser zu sagen, dies richtige Gleichgewicht der englischen Verfassung, aus den Wäldern der alten Germanier hervortreten; ein System, das der Verfasser mit einer unermeßlichen Umständlichkeit in seinen Berichten durch seine, eines ächten Staatsmannes würdige Anmerkungen entwickelt hat.

Nachdem er die politische Freiheit in Rücksicht auf die Verfassung des Staats, das ist, in der glücklichen Mitte zwischen Zügellosigkeit und Knechtschaft, die das unterscheidende Kennzeichen einer gemäßigten und sanften Regierung ist, in Untersuchung gezogen hat; so zeigt er nun auch, worin eben diese Freiheit in Rücksicht auf den Bürger bestehe. Das erste Verhältniß hat er mit glücklichem Erfolge in der weisen Vertheilung der Macht, und das zweite, in der Sicherheit der Bürger gefunden.

Das Leben und das Eigenthum des Bürgers müssen eben sowohl, als die Verfassung des Staats, gesichert sein. Diese Sicherheit kann in Ansehung des Lebens durch öffentliche und Privat-Anklagen, und in Ansehung des Eigenthums durch die Auflegung von Abgaben, ungemein angegriffen und beeinträchtiget werden. Der Verfasser zeigt demnach mit der äusersten Sorgfalt, wie theils die Untersuchung von Criminal-Gerichten mit Vorsicht anzustellen, theils die Auflegung und Einhebung der öffentlichen Abgaben mit Weisheit einzurichten sind; zwey Gegenstände, die die Hauptzweige der Gesellschaft ausmachen.

Die Verbrechen, die begangen werden, streiten entweder wider die Religion, oder wider die guten Sitten, oder wider die öffentliche

Ruhe, oder wider die Sicherheit der Bürger eines Staats. Ein so weitläuftiges und wichtiges Fach der Criminal-Gesetze, als die richtige Bestimmung der verschiedenen Classen der Verbrechen ist, konnte unter den Händen unsers Verfassers nicht unfruchtbar bleiben. Er wußte nur mehr als zu wohl, daß ohne diese unveränderlichen Gränzen die Irrthümer sich wechselsweise mit den Büchern vervielfältigen, mithin bey einer solchen Verwirrung der Meinungen so große und wichtige Angelegenheiten oft bloß von der Willkühr der Richter, und noch öfter von dem Widerspruche der Vornehmen würde abhangen müssen.

Vermittelst dieser Theorie hat er demnach die abergläubigen Meinungen aus dem Wege geräumt, die in den Criminalgerichten sowohl der Religion als der Freiheit mit einem und demselbigen Schlage einen tödtlichen Streich versetzten. Er verfährt aber dabei mit so vieler Vorsicht und Klugheit, daß er gleichsam den Vorhang nur sehr sanft und schonend aufzieht, den Andern mit rascher Hand würde in Stücke zerissen, mithin das Uebel, dem sie ababhelfen wollten, nur ärger gemacht haben. Entrüstungen und Uebereilungen dieser Art, der Ungerechtigkeit und Unvorsichtigkeit derselben nicht einmal zu gedenken, würden in unsern

Tagen, da die menschliche Vernunft so große Fortschritte gemacht hat, nur Spott und Hohngelächter verursachen.

Indem er also von diesen Grundsätzen ausgeht, so zeigt er uns, wie sehr es nöthig sey, bey der Bestrafung gewisser Verbrechen mit der größten Mäßigung, der größten Vorsicht, der größten Weisheit zu verfahren, dabei aber doch denselben alle verdiente Beschimpfung und Schande zu lassen.

Der bewundrungswürdige Einklang der Politik mit der Güte der Sitten, der überall in diesem Werke herschet, durchdringt hier unser Gefühl noch stärker, wenn der Verfasser es uns mit Vergnügen bemerken läßt, daß die guten Sitten des Regenten sowohl die Freiheit als die Gesetze begünstigen.

Und wenn er endlich jede Strafe aus der Natur der Verbrechen herleitet, so erinnert er uns mit Schauder an den gewaltthätigen Misbrauch, den man ehedem dadurch beging, daß man gewissen Handlungen den Nahmen der Majestätsverbrechen beilegte, die es doch auf keine Weise sind; ein Misbrauch, der die Freiheit der Bürger Roms unter jenen Kaisern völlig über den Haufen warf, die theils so arglistig, theils so grausam waren, daß sie die verhaßesten Vorwände erdachten, reichen Per-

sonen an's Leben, oder doch an ihr Vermögen zu kommen, und den heilsamsten Gesetzen auszuweichen.

Bey diesem Buche, daß das anziehende Bild entwirft, welches man je der Menschheit darstellen kann, giebt uns der Verfasser stillschweigend eine besondere Anmerkung an die Hand. Wenn gleich daraus unzählige Vortheile entsprungen sind, daß man die römische Gesetzgebung zum Muster angenommen hat; so giebt es doch auch Fälle, wo man unsere weisen Gesetzgeber dafür segnen wird, daß sie sich von derselben entfernt haben. Denn wie viel hat man nicht dadurch gewonnen, daß man uns vor den Vorurtheilen der meisten unter unsern Vorfahren befreiet hat, die, voll von der stolzen Meinung einer über dem ganzen Erdboden sich erstreckenden Gesetzgebung, die Verordnungen eben derjenigen Kaiser blindlings annahmen, welche, indem sie durch diese Majestäts-Edikte ihren Willen bekannt machten, sich zugleich das Ansehen gaben, als wenn sie sich für Feinde der ganzen Menschheit erklären wollten!

Nachdem der Verfasser das Gebiet der Gesetzgebung in Ansehung der Sicherheit des Lebens gurchgegangen ist; so bemüht er sich denn auch die Gesetze in Erwägung zu ziehen, die

zur Sicherung des Eigenthums gereichen. Und da ist denn die Auflage der öffentlichen Abgaben vornämlich diejenige Seite, auf welcher dies Eigenthum gesichert werden muß. Dies ist der Triumph der politischen Freiheit in Rücksicht auf den Bürger. Selbst der Regent nimmt daran den größten Antheil, weil er der erste und größte Bürger im Staat ist, und sein eigner Vortheil fordert es am meisten, die Sicherheit in diesem Betracht zu befördern.

Die Fehler der Administration bey der Auflegung der Abgaben entstehen entweder aus der Uebertreibung derselben, oder aus ihrer unverhältnißmäßigen Vertheilung, oder auch aus den Plakereien, die bey der Einhebung vorgehen. Fehler, die eines Theils die Sicherheit des Vermögens untergraben, und die andern Theils jene Krankheit der Erschlaffung nach sich ziehen, an welcher so viele Völker darnieder liegen.

Nachdem also der Verfasser das falsche Raisonnement derjenigen in seiner Blöße dargestellet hat, welche sagen, daß die Größe der Abgabe schon an und für sich selbst, und zwar aus der Ursache gut sei, weil sie jede Ausschweifung hindern; so zeigt er dann, wie sehr einem weisen Gesetzgeber daran gelegen sey, auf die Bedürfnisse seiner Mitbürger Rücksicht zu nehmen,

damit

damit er den Theil ihres Vermögens, den er ihnen für die öffentliche Sicherheit nimmt, mit demjenigen Theile, den er ihnen läßt, in ein gehoriges Verhältniß setze. Er will, daß diese Bedürfnisse wirkliche, nicht eingebildete Bedürfnisse seyen. Daher flucht er jenen Projecten, welche denen, die sie machen, so sehr schmeicheln, weil sie bloß auf einen Vortheil sehen, der nur augenblicklich ist, ohne wahrzunehmen, daß sie eben dadurch den Staat auf immer in Schulden stürzen.

Der Verfasser bestimmt das Verhältniß der Auflage und Abgaben nach dem Maasstabe der Freiheit der Unterthanen. Alles, was er sagt, stützt sich auf seine Prinzipien. So wie er voraussetzt, daß die Einkünfte des Staats nichts weiter als derjenige Theil sind, den jeder Bürger von seinem Vermögen zu dem Ende hergiebt, damit er für denjenigen Theil, den er behält und wovon er leben muß, Sicherheit habe; so fließt es nun aus der Natur der Sache, daß die Abgaben nach dem Verhältnisse der Freiheit auferlegt, und hingegen in der Maaße, wie die Knechtschaft zunimmt, abgenommen und vermindert werden mussen. Es findet hier, sagt er, eine Art von Ersatz statt. Unter den gemäßigten Regierungen ist die Freiheit eine Schadloshaltung fur die Last der Abgaben, wo-

fern man nur nicht durch die Uebertreibung der Auflagen die Freiheit selbst misbraucht. Unter despotischen Regierungen hingegen siehet man einen kleinen oder mittelmäßigen Tribut als ein Aequivalent für die Freiheit an.

Hieraus folgt, daß man in den Ländern, in welchen die Leibeigenschaft eingeführt ist, nicht vorsichtig genug seyn kann, die Auflagen und Abgaben nicht zu vermehren, um nicht auch die Knechtschaft zu vermehren.

Damit man also diese Proportion nicht überschreiten möge, so zeigt der Verfasser, wie so sehr viel darauf ankomme, daß die Beschaffenheit der Abgaben einer jeden Art der Regierungsform angemessen seye, indem für freie Völker, diese oder jene, für sklavische Völker, hingegen andere Arten von Auflagen schicklicher sind.

Endlich sucht der Verfasser, nach dem Fingerzeige eben dieser Grundsätze, jede Art des Drucks und der Erpressung mit der Wurzel wegzuschneiden, indem er schickliche Mittel vorschlägt, tausenderlei in diesem Stücke vorwaltende Krankheiten des Staatskörpers aus dem Grunde zu heben. Diese Principia sind so fruchtbar, daß ein aufmerksamer Leser unzähliche und unübersehbare Folgen daraus ziehen kann.

Bis hieher hat der Verfasser den Geist der Gesetzgebung nach den innern Verhältnissen derselben, das ist, mit Hinsicht auf die Staatsverfassung, auf die Schutz- und Trutzmacht der Regierung, und auf die Freiheit, untersucht. Nunmehr zieht er auch die äußeren Verhältnisse in Erwägung, und betrachtet sie mit Hinsicht auf die physische Beschaffenheit des Klima und des Erdbodens, auf den Gemeingeist der Nation, den Handel und die Bevölkerung.

Die Vernunft, die Erfahrung, die Schriften und mündlichen Nachrichten aller Zeiten und aller Länder haben einstimmig den Einfluß der Natur, und besonders des Clima, auf die Sitten und den Charakter der Menschen anerkannt, so, daß derjenige, der diesen Einfluß in Zweifel zu ziehen wagen würde, für einen schwachen Kopf würde gehalten werden.

Sonach beleuchtet denn auch unser Autor die Gesetze von der Seite, wo sie eine besondere Beziehung auf die Natur des Clima haben; und so wie es überhaupt eine der vorzüglichen Schönheiten dieses Werks ist, daß eine bewundernswürdige, wenn gleich nicht ausdrücklich angegebene Ordnung jeder Sache einen Platz anweiset, den man ihr nicht nehmen darf, so handelt er denn auch bei der Untersuchung, die er über dies Verhältniß der Gesetze gegen die

Natur des Klima anstellt, von der bürgerlichen, der häuslichen und der politischen Sklaverei.

Die bürgerliche Sklaverei, sagt der Verfasser, ist ein durch die Gesetze eingeführtes Recht, vermöge dessen ein Mensch auf eine solche Weise das Eigenthum eines andern Menschen wird, daß derselbe unumschränkter Herr über sein Leben und seine Güter ist. Die häusliche Sklaverei ist die, nicht zum Wohl der Familie, sondern in der Familie eingeführte Knechtschaft der Weiber. Die politische Sklaverei ist diejenige Knechtschaft, da ganze Nationen von einer despotischen Regierung beherrscht oder tyrannisirt werden. Bei der Untersuchung dieser letztern, der politischen Sklaverei, zeichnet sich der Verfasser insonderheit durch neue und lichtvolle Bemerkungen aus.

Fast möchte man sagen, daß Alles, was der Verfasser von den Gesetzen in Rücksicht auf die natürliche Beschaffenheit des Clima, und insonderheit in Betracht der Sklaverei sagt, mehr aus seinem Herzen als aus seinem Verstande geflossen, ihm mehr durch ein Gefühl der Religion als durch politische Hinsichten eingegeben worden sey. Denn theils sucht er hier die Menschen zur Arbeit zu wecken, um den Kunstfleiß zu ermuntern: bald empfielet er da-

bei die Menschenliebe, die Sanftmuth, die Vorsichtigkeit, die Liebe für das Vaterland selbst der verächtlichsten Nation; und eben so sehr läßt er es sich angelegen seyn, gute Sitten einzuflößen.

Um desto auffallender ist es, daß man gerade dieses Kapitels wegen, anfänglich mit allgemeinen Ungestüme auf den Verfasser losgestürmet hat. Aber, man muß entweder dies vortrefliche Buch nur flüchtig und gleichsam nur im Laufe gelesen haben, oder man muß sehr wenig Gerechtigkeit besitzen, wenn man ihn hier anklagen will.

Ich nehme es mir nicht heraus, mir den Titel eines Vertheidigers des Verfassers anzumasen. Er hat sich bereits selbst hinlänglich gerechtfertiget, und er hat dies mit einer Mäßigung gethan, die einem Geiste, den die Natur über Andere zu herrschen bestimmt hat, eigen und angemessen ist. Er ist einer von den geschickten Kämpfern, die zwar nicht ihre Gegner zu Boden werfen, aber ihnen doch die Hände so heftig drücken, daß sie gezwungen sind, um Gnade zu bitten, und den Kampf aufzugeben.

Und so wie überdem in einem Werke, wobei es auf Raisonnement ankommt, einzelne Worte und Redensarten, und öfters ganze

Seiten, aus dem Zusammenhange gerissen, für sich allein gar keinen Sinn haben, sondern der Verstand derselben von der Verbindung abhängt, worin sie mit den übrigen Sachen stehen, mithin auch hier die Begriffe, die befremdlich zu seyn scheinen, sich immer auf das Vorhergehende beziehen, und aus demselben erkläret werden müssen; so wird auch das Buch durch das Buch selbst gerechtfertiget.

An Statt, daß unser Schriftsteller irgendwo und auf irgend eine Weise die physischen Wirkungen des Klima's hätte in Schutz nehmen wollen, so hat er vielmehr ausdrücklich erklärt, „daß er nicht die Gewohnheiten rechtfertige, „sondern nur die Ursachen davon angebe *).“

Er läßt unserer Religion die Gerechtigkeit wiederfahren, daß sie über das Klima sowohl als über die Gesetze die daraus entspringen, zu siegen wisse. „Das Christenthum ist es, sagt „er, das die glücklichen Zeiten, in welchen we- „der Herr noch Sklave war, in unsere Klima- „ta zurückgebracht hat.“ **) Und an einem andern Orte bemerkt er, daß „wir in Dingen, die „auf die Religion eine Beziehung haben, Al- „les dasjenige uns gern gefallen lassen, was

*) Buch 16, Kap. 4. des Originals.

**) Buch 15, Kap. 7.

„eine gewisse Anstrengung und Selbstüberwin„dung erfordert.“ *) Er beweiset dies mit dem Beispiele des ehelosen Standes, der denjenigen Völkern, welchen er am wenigsten gemäß zu seyn geschienen, am angenehmsten gewesen sey.

Er verdankt es unserer Religion, daß sie den Despotismus in Aethiopien, ohngeachtet der Größe dieses Kaiserthums und der Lasterhaftigkeit des Klima, sich festzusetzen gehindert, und die europäischen Sitten mitten nach Africa verpflanzt habe **).

Und wie er überzeugt ist, daß die guten Grundsätze, die guten Gesetze, die wahre Religion an und für sich selbst von allen und jeden physischen Wirkungen unabhängig seyn, daß das, was in einem Lande gut ist, es auch in dem andern sey, und daß eine Sache nicht in einem Lande böse seyn könne, ohne es auch in einem andern zu seyn; so bemühet er sich, hieraus die Nothwendigkeit der guten Gesetze Jedermann fühlbar zu machen, um die widrigen Wirkungen des Klima zu besiegen.

Wenn er demnach von dem Charakter der Indier redet, so sagt er: „So wie eine gute

*) Buch 25, Kap. 4.

**) Buch 24, Kap. 3.

„Erziehung den Kindern nöthiger ist, als sol-
„chen Menschen, deren Seele bereits zu reiferm
„Verstande gelangt ist; so sind auch die Völ-
„ker dieses Klima's eines weisen Gesetzgebers
„mehr benöthiget, als die in unserm Klima
„wohnenden Völker; u. s. w." *)

Hieraus leitet er eine wichtige Wahrheit her, daß nehmlich diejenigen, die die Laster des Klima begünstiget haben, schlechte Gesetzgeber sind, diejenigen hingegen, die sich denselben widersetzten, gute Gesetzgeber sind. **)

Auch sagt er, daß, je mehr das Klima die Menschen antreibe, den Anbau der Erde zu vernachlässigen desto mehr die Religion und die Gesetze sie dazu aufmuntern müßten ***). Er lobt deswegen die chinesischen Landesverordnungen, die darauf besonders Rücksicht nehmen, das Volk zum Ackerbaue aufzumuntern ****); und er bemerkt, daß es selbst mitten in Europa gut seyn würde, den Landleuten, die ihre Aecker am besten pflügen und bestellen würden, in eben dieser Absicht Prämien auszusetzen. *****)

*) Buch 14, Kap. 3.

**) Das. Kap. 5.

***) Das. Kap. 6.

****) Das. Kap. 8.

*****) Buch 14, Kap. 9.

Er will, daß in denen Ländern, in welchen das Klima dem Weine zuwider ist, der übertriebene Genuß desselben auf's schärfste bestraft werde. *)

Wenn er von der Sklaverei in Hinsicht auf das Klima redet, so sagt er, daß es kein Klima auf dem Erdboden gebe, in welchem man nicht freie Menschen zur Arbeit vermögen und gewöhnen könne, und er stimmet darüber laute Klagen an, daß, weil die Gesetze von schlechter Beschaffenheit gewesen, man auch eben deswegen träge Menschen gefunden; und weil die Menschen träge und faul gewesen wären, man sie dann zu Sklaven gemacht habe. **) Seiner Ueberzeugung nach müssen die bürgerlichen Gesetze auf der einen Seite den Misbrauch der Sklaverei, und auf der andern Seiten die Veranlassung zu derselben und die damit verbundenen Gefahren, aufzuheben suchen. ***)

Er beklagt das Unglück der muhamedanischen Länder, in welchen der größeste Theil der Nation nur dazu bestimmt ist, Werkzeuge der Wollust des übrigen Theils zu seyn, da doch seiner Meinung nach die Sklaverei, wenn sie ja Statt

*) Das. Kap. 10.

**) Buch 15, Kap. 8.

***) Buch 15, Kap. 11.

finde, nur zum Nutzen gereichen, nicht aber zur Wollust dienen müße. „Denn, sagt er, „da die Gesetze der Keuschheit in dem Rechte „der Natur gegründet sind, so müssen sie sich „auch auf alle und jede Nationen der Welt „erstrecken, und von ihnen befolgt wer„den.“ *).

Wenn er von der Vielweiberei handelt, die man in verschiedenen Erdstrichen findet; so bezeugt er, daß er zwar die Ursachen davon anzugeben, auch wohl die Gründe wisse, die man dafür anzuführen pflege, daß er aber gleichwohl den Gebrauch derselben nie billigen, vielweniger rechtfertigen könne **). Er beweiset es, daß die Polygamie weder dem menschlichen Geschlechte überhaupt, noch einem von beiden Geschlechtern insbesondere nützlich, sondern vielmehr ihrer Natur nach, und schon an und für sich selbst etwas Böses sei, und er stellet davon die traurigsten Folgen auf. ***)

Endlich zeigt er, daß wenn die physische Gewalt gewisser Klimata den natürlichen Rechten beider Geschlechter widerstreite, alsdann es die Pflicht des Gesetzgebers sei, solche bürger-

*) Buch 15, Kap. 12.

**) Buch 16, Kap. 4.

***) Buch 16, Kap. 6.

liche Gesetze zu geben, die der Natur des Klima Zwang auflegen, und die ursprünglichen Gesetze der natürlichen Schamhaftigkeit und Keuschheit wieder herstellen. *)

Wenn die Gesetze auf die verschiedenen Klimata, die kalten, heißen und gemäßigten, Rücksicht nehmen müssen, vornehmlich um den Lastern derselben entgegen zu wirken; so müssen sie auch auf die Natur des Erdbodens eine gehörige Beziehung haben. Indem der Verfasser sie in der letztern Hinsicht in Erwägung zieht, so eröfnet er unsern Augen die schönsten Schauspiele der Natur, die selbst in ihren mannichfaltigen Abwechselungen immer einer Art von regelmäßiger Ordnung folgt. Er zeigt uns, wie diese weise Regentin oft gewußt hat, die Freiheit, die Sitten, das bürgerliche Recht, das Staats- und Völkerrecht, die Anzahl der Einwohner, ihren Kunstfleiß, ihren Muth, von der Beschaffenheit des Bodens, er mag fruchtbar oder unfruchtbar, angebauet oder nicht angebauet, Geest- oder Marschland seyn, imgleichen von der Lage, sie bestehe aus Bergen, Ebenen oder Inseln, und so auch von der Lebensart der Nationen, sie mögen Ackerbau treiben, Jäger oder Hirtenvölker seyn, abhangen zu lassen. Er dringt in die verschiedenen Verhält-

*) Buch 16, Kap. 12.

nisse, in welchen die Gesetze mit der Beschaffenheit des Erdbodens stehen, so tief ein, daß man geneigt wird zu sagen, die Natur habe ein Wohlgefallen daran gefunden, ihm ihre verborgendsten Geheimnisse anzuvertrauen.

Um uns diese Verhältnisse gleichsam zu versinnlichen, gehet der Verfasser in die entferntesten Länder. Bald folgt er den Horden der Tataren, bald siehet man ihn in den unermeßlichen Gefilden der Araber mitten unter ihren Heerden; dann gefällt es ihm, bei den wilden Amerikanern den Weibern zuzuschauen, die neben ihrer Hütte ein Stück Land bestellen, während daß ihre Männer sich mit der Jagd und dem Fischfange beschäftigen; und endlich bleibt er in den Waldungen und Morästen der alten Germanier stehen. Bei der naiven Schilderung, die er uns von diesen einfachen, ohne allen Kunstfleiß lebenden, bloß durch Hütten von Riedgras an ihr Land gebundenen Hirten-Völkern macht, geräth man in Versuchung zu glauben, daß er den Leser nicht sowohl unterrichten, als vielmehr ihn durch den Anblick einer schönen Landschaft von Poussin aufheitern, und ihn für die langwierige Ermüdung eines mühsamen und ernsthaften Nachdenkens habe schadlos halten wollen. So hält es selbst die

Vernunft nicht unter ihrer Würde, Andern Vergnügen zu machen.

In der That siehet man mit einem wahren Vergnügen, wie glücklich der Verfasser das bewundersw ürdige Werk des Tacitus über die Sitten der alten Deutschen den zerstreueten Trümmern der barbarischen deutschen Gesetze anzuschließen, und vermittelst einer glücklichen Vereinigung dieser schätzbaren Denkmähler, die sonst nichts mit einander gemein zu haben schienen, ein neues Licht über das bekannte salische Gesetz zu verbreiten weiß, von welchem er mit Bestande der Wahrheit sagt, daß zwar Viele davon gesprochen, aber Wenige es gelesen haben. Man muß es gestehen, wir haben Ursache, die Nachlässigkeit zu bereuen, in welche wir in Betracht des Studiums der Alten verfallen sind, und es kann uns davon nichts stärker überzeugen, als wenn wir sehen, wie gut der Verfasser diese schönen Ueberbleibsel des Alterthums genutzet hat.

Indem er nämlich diesen Hirtengesetzen der Germanier, die dem Boden, den sie bewohnden, so fest angeknüpft sind, auf dem Fuße nachfolgt; so weiß er einem verworrenen Haufen unverständlicher Begebenheiten der mittlern Zeiten, ein neues Leben zu geben, und gleichsam aus einem edeln Moder die Staatsgesetze

der Stifter der französischen Monarchie hervorgehen zu lassen.

Aus diesem Allen muß man denn den Schluß machen, daß über die Wilden und diejenigen Völker, die keinen Ackerbau treiben, die Natur und das Klima fast ganz allein die Herrschaft führen, wie dies der Verfasser an einem andern Orte bestimmter und deutlicher zu erkennen giebt.*) Er hat also sagen wollen, und er hat es ausdrücklich gesagt, daß die physische Beschaffenheit des Klima und des Erdbodens keinen Einfluß auf diejenigen polizirten Länder haben könne, in welchen man verbunden ist, sich nach der wahren Religion, nach den eingeführten Gesetzen, den Maaßregeln der Regierung, den Beyspielen, den Sitten und der daselbst üblichen Lebensart zu richten.

An einem andern Orte räumt er jedoch ein, daß unter diesen vielen Ursachen bei jeder Nation immer eine und die andere vorhanden sey, die stärker und nachdrücklicher, als die übrigen wirke, so daß die letztern derselben nachstehen müßten.

Diese herrschende Ursache bildet nun den fast unauslöschlichen Charakter einer jeden Nation, und regiert und lenkt sie, ohne daß sie es selbst einmal weiß, durch geheime und verbor-

*) Buch. 19, Kap. 4.

gene Triebfedern. Vermittelst dieser starken Gesichtszüge unterscheidet man eine Nation von der andern. Diesen unterscheidenden Zügen, oder nach der Sprache unsers Autors, diesem Gemeingeiste, mit Gewalt eine andere Richtung geben zu wollen, würde eine Tyrannei seyn, die, nach seiner, wenn gleich einfältigen Meinung, nothwendig eben so traurige Folgen hervorbringen würde, als eine wirkliche Tyrannei, das ist, eine gewaltthätige Regierung immer hervorbringen muß.

Der Verfasser hat die Wichtigkeit dieses großen Verhältnisses sehr stark gefühlt, in welchem die Gesetze mit dem Gemeingeiste, den Sitten, der Lebensart stehen, als welche vermöge ihres großen Einflusses auf die Denkungsart, die Meinungen, und die Handlungsart einer ganzen Nation, weit gebietrischer regieren und herrschen, als die Gesetze. Er hat eingesehen, wie äuserst vorsichtig man seyn müsse, wenn man in diesen Gemeingeist eine Veränderung übertragen oder in demselben hervorbringen will, damit man nicht, indem man die politischen Laster beschränken will, zugleich die politischen Tugenden, die oft daraus herfließen, beschränken möge. Auch bemüht er sich alle diese Verhältnisse in ein völliges Licht zu setzen.

Er will nämlich, daß wenn man die Völker aufklären, sie von ihren durch die Zeit grau gewordenen und gleichsam bei ihnen geheiligten Irrthümern abziehen, sie eines bessern belehren will, man dabei langsam zu Werke gehen, und nur von Stufe zu Stufe fortschreiten soll, weil man den Staat durch eine plötzliche Verbesserung großen Gefahren aussetzen würde. Eben so muß die Veränderung der Sitten und der Lebensart, wofern sie nöthig ist, nur durch andere Sitten und eine andere Art zu leben, nie aber durch Gesetze, bewirkt werden, weil unter den Gesetzen und unter den Sitten sich ein großer Unterschied befindet, indem jene nur besondre und bestimmte Anweisungen des Gesetzgebers enthalten, diese aber auf die Anweisung der ganzen Nation gegründet sind. Hieraus folgt dann, daß so wie man den Lastern nur durch Strafen Einhalt zu thun vermögend ist, man auch die Lebensgewohnheiten nur durch Beispiele ändern kann.

Zugleich belehrt er uns auch, daß man sich wohl hüten müsse, den Lebensgewohnheiten und Sitten des Volks, wofern sie nicht den Grundsätzen der Regierung zuwider sind, durch Gesetze Zwang aufzulegen, um nicht dadurch seinen Tugenden zugleich einen Zwang aufzulegen.

Bey

Bey dieser Gelegenheit stellet er ein eben so unpartheiisches als auffallendes Gemälde von dem Charakter seiner Landesleute auf. Das lustige, oft an Leichtsinn gränzende flüchtige Wesen, die Lebhaftigkeit, die denselben eigen sind, sind, um mich seiner eigenen Ausdrücke zu bedienen, nur kleine unbedeutende Fehler, die dem Auge zugleich entschwinden, wenn man die ihnen gleichfalls eigene Offenheit und Freimüthigkeit, wenn man die Edelmüthigkeit, das Ehrgefühl, den Muth, welche sie besitzen, und woraus so erhabene Vortheile entspringen, dagegen hält. Selbst einige ihrer Laster, insonderheit die Sucht zu gefallen und sich überall zuzudringen, der Hang Gesellschaften und Vergnügen zu genießen, und besonders sich dem Frauenzimmer anzuschmiegen, befördere den Kunstfleiß, die Manufakturen, die feinere Lebensart, den guten Geschmack überhaupt bey dieser Nation. Diese Fehler also verbessern wollen, hieße nichts anders, als dem Gemeingeiste zum großen Nachtheile der Nation Fesseln anlegen. Man muß dabey so verfahren, wie die Baumeister des Alterthums zu verfahren pflegten, wenn sie die dicht an die Tempel ihrer Götter stoffenden Häuser abbrechen wollten; sie ließen die Theile der Gebäude, die dieselben

berührten, unangetastet stehen, weil sie befürchteten, ein Heiligthum anzutasten.

So wie in den gewöhnlichen Verordnungen immer eine oder die andere Ursache vorhanden ist, die eine stärkere Wirkung als die übrigen thut, welches denn auch eben dasjenige ist, was, mit unserem Schriftsteller zu reden, den Gemeingeist der Nation bildet; so hat man hingegen in einigen besondern Verordnungen alle diese Ursachen, ob sie gleich noch sehr von einander unterschieden sind, nämlich Gesetze, Sitten, Gewohnheiten, Lebensarten, u. s. w. unter einander geworfen und sie mit einander vereiniget. Diese Vereinigung findet der Verfasser in den alten Verordnungen des Lykurgs; und da die Entfernung der Oerter in Ansehung unser dieselbige Wirkung thut, als die Entfernung der Zeit, so sucht er mit glücklichem Erfolge die Ursachen einer gleichen Vereinigung in den Verordnungen der chinesischen Gesetzgeber auf. Er dringt tief in die Grundsätze der Verfassung dieses ungeheuern Reichs, und in den besondern Gegenstand der Regierung desselben ein, um die genaue und innige Verbindung desto besser bemerklich zu machen, in welcher die Dinge mit einander stehen, die sonst, zum Beyspiel die Ceremonien und gottesdienstlichen Gebräuche, für die

Grundverfassung des Reichs sehr gleichgültig scheinen könnten.

Er zeigt uns, wie die Gesetze überhaupt mit den Sitten im richtigen Verhältnisse stehen, und welch ein Einfluß folglich die Güte der Sitten auf die Einfachheit der Gesetze habe. In der That eine Entdeckung einer reichhaltigen Goldgrube, vermittelst welcher sich die verschiedenen Theorien sehr gut entwickeln lassen, wovon jedoch der Verfasser hier nur einen Fingerzeig giebt, um uns von dem ächten Geiste der römischen Gesetze, die jedesmal den Sitten so genau angemessen waren, einen richtigen Begriff zu machen.

Denn, welch ein himmelweiter Unterschied befindet sich nicht unter denjenigen Gesetzen, die jenen uralten und ersten Römern gegeben wurden, welche eben so sehr aus eigener Neigung, als aus Furcht vor den Gesetzen, sich gut betrugen, und sich einander nichts weiter als den Vorzug in der Tugend streitig machten, und unter jenen Verordnungen, wodurch man dem Luxus, dem Geize, dem Stolze eines Volks entgegen zu wirken sich gezwungen sah, das seit dem so großen Verderben der Regierung sich allen Arten der Ausschweifung überließ, und alle göttlichen und menschlichen Dinge mit Füssen trat!

So wie die Gesetze durch die guten Sitten gedeckt werden, so finden auch hinwiederum die guten Sitten eine Stütze an den Gesetzen. Unser Autor, der die Folgen dieser wechselseitigen Entgegenwirkung sehr genau zu berechen weiß, und dessen durchdringender Scharfsinn weit genug vor sich blickt, um alle verschiedene Verhältnisse zu übersehen, alle noch so weit entfernte Aussichten in's Auge zu fassen, siehet denn auch den Charakter, die Sitten, die Lebensgewohnheiten vorher, die aus den englischen Gesetzen und der englischen Verfassung entsprungen sind, und noch ferner hervorentspringen werden, deren Grundsätze er anderswo so genau entwickelt, daß er sich dadurch gleichsam eine Vorkenntniß künftiger Begebenheiten erworben hat, und so dem Tacitus gleich kommt, der die Ursachen von dem Sturze des römischen Reichs einige Jahrhunderte vorhersah.

Bey dem Anblicke des Gemäldes, das er uns von dieser Nation und den dazu gehörigen Völkern, die er mehr als ihre Verbündeten als ihre Mitbürger betrachtet, vor Augen stellt, könnte man sagen, daß er alle ihre Leidenschaften und Neigungen, das Schreckliche und Feindselige, was ihr eigen ist, ihre Schwachheiten, die Hoffnungen, womit sie sich schmeichelt, ihre Streitsichtigkeit, ihre Eifersucht, den Haß

und Groll, den sie gegen andere Nationen hegt, ihr ungegründetes, ruhmräthiges Geschrei, ihre Ungerechtigkeiten und Beleidigungen, welche sämmtlich, anstatt die Eintracht ihrer Verfassung zu schwächen, vielmehr zur völligen Uebereinstimmung aller ihrer Partheien sich vereinigen, angenommen und sich zu eigen gemacht habe.

Er übersieht es mit einem Blicke, wie die Gesetze dieses freien Landes zu jenem Handelsgeiste, zu der Aufopferung ihrer Vortheile, zur Vertheidigung der öffentlichen Freiheit, zu dem so außerordentlichen Credite, worin dort selbst erdichtete Reichthümer stehen, zu der Trutz- und Schutzmacht der Regierung, zu dem großen Einflusse der Nation auf die Angelegenheiten ihrer Nachbaren, zu dem Vertrauen auf ihre Treue und Glauben, das bey Unterhandlungen so nothwendig ist, haben beitragen müssen.

Er sagt es vorher, was für Folgen hieraus in Ansehung des Rangs, der Würden, des Luxus, und besonders jener vorzüglichen Achtung wirklicher Eigenschaften, das ist, des Reichsthums und der persönlichen Verdienste, haben entstehen müssen.

Endlich entwickelt er auch, wie der den Engländern eigene Geist der Entfernung von

aller auf Muße gegründeten Höflichkeit, wie jene Mischung von Stolze und falscher Scham, wie die unruhige launige Sinnesart mitten unter glücklichen Umständen, wie die so auffallende Bescheidenheit und Furchtsamkeit des weiblichen Geschlechts, wie die vorzügliche Schätzung des ächten Witzes vor allen demjenigen, was nur Folge des Geschmacks ist, wie das Studium der Politik, das sogar auf die Berechnung zukünftiger Begebenheiten Anspruch macht, wie die Freiheit zu denken und zu raisonniren, sich nach und nach habe bilden können.

Das Bild, daß hier der Verfasser von einer so großen europäischen Handels-Nation gemacht hat, einer Nation, die seinem Urtheile nach, selbst ihre politischen Vortheile den Handelsvortheilen nachsetzet, einer Nation, von welcher er selbst so sehr geliebt und geschätzt ward, führt ihn denn zur Untersuchung der Gesetze in Hinsicht auf den Handel, und zwar nach der Natur und den verschiedenen Zweigen desselben, nach den Veränderungen, die er in der Welt erlitten hat, und nach dem Verhältnisse, worin er mit dem Gebrauche des Geldes steht.

Ich habe es bereits erwähnt, daß dies ganze Buch nur in der Absicht geschrieben zu

seyn scheint, Bescheidenheit, Menschenliebe und gute Sitten einzuflößen. Mit Vergnügen lernt man denn auch hier, daß der Handelsgeist dazu dient, schädliche Vorurtheile zu heben, sanfte Sitten zu befördern, und die Nationen zum Frieden hinzuleiten, weil alle und jede menschliche Verbindung auf gegenseitige Bedürfnisse gegründet sind.

Und eben so tröstlich ist es auch für manche unglückliche Völker, wenn sie hier die Versicherung erhalten, daß, wenn sie gleich arm sind, zwar nicht durch die Härte der Regierung, sondern weil sie die Bequemlichkeiten des Lebens nicht geschätzt oder auch nicht gekannt haben, sie dennoch große Dinge thun können, weil ihre Armuth einen Theil ihrer Freiheit ausmacht.

Hieraus läßt sich ersehen, wie genau der Geist des Handels mit der Verfassung des Staats in Verbindung steht. Unter der Regierung eines Einzigen ist er auf den Luxus gegründet; unter einer republikanischen Regierung gründet er sich gemeiniglich auf Wirthschaftlichkeit. Da nun unter der letztern Regierungsform der Handelsgeist den Geist der Sparsamkeit, der Mäßigkeit und Arbeitsamkeit, den Geist der Klugheit, der Ruhe, der Ordnung und Regelmäßigkeit zum Gefolge hat, so ist es leicht zu begreifen, wie es zugehe, daß

der große Reichthum der Privatpersonen daselbst die guten Sitten nicht verdirbt.

Indem der Verfasser die Hülfsquellen dieses Oekonomie-Handels entwickelt, so giebt er denn auch die Grundsätze desselben, nebst den Ursachen an, warum gewisse Handelseinrichtungen, als Handlungsgesellschaften, Banken, Freihäfen, der Regierung Mehrerer angemessener sind, als der Regierung eines Einzigen; Grundsätze, die jedoch genau untersucht, und ohne sie von der weisen Administration derer, die an der Spitze der Geschäfte stehen, abzusondern, auch unter der Regierung eines Einzigen manche Einschränkung leiden.

Die großen Wahrheiten, die der Verfasser hier festsetzt, um sich den Weg zu den Angelegenheiten des Handels zu bahnen, zeigen zur Gnüge, wie sehr man sich irret, wenn man glaubt, daß die Wissenschaften mit den Lebensgeschäften unverträglich seyen. Dies sieht man vornehmlich da, wo er den richtigen Begriff der Freiheit in Handelsangelegenheiten bestimmet, der von der gewöhnlichen Bedeutung dieses Werks so weit abgeht, daß diese Freiheit mehr eine Sklaverei als Freiheit zu seyn scheinen könnte; imgleichen, wo er uns sagt, wie wichtig es zur Aufrechthaltung dieser Freiheit sey, daß der Staat zwischen seinem Zollhause

und seinem Handel eine völlige Neutralität beobachtete; wo er uns belehrt, daß das Gesetz bei Angelegenheiten dieser Art mehr auf das, was dem ganzen Staate zuträglich ist, als auf die Freiheit eines einzelnen Bürgers, sein Augenmerk richten müsse; wo er endlich zeigt, daß dasjenige Land, welches das größte Mobiliar-Vermögen in der Welt, als baares Geld, Banknoten, Wechselbriefe, Actien von Handlungs-Compagnien, Schiffe und Waaren, besitzt, bey dem Handel gewinnet, und hingegen ein Land, das dieser Effecten beraubt, und folglich gezwungen ist, immer weniger zu versenden, als es bekommt, sich eben dadurch aus dem Gleichgewichte setzt, mithin bei dem Handel verliert und endlich arm wird.

Diese wichtigen Theorien konnten unter den Händen unsers Schriftstellers nicht unfruchtbar bleiben. So nach giebt er denn vermittelst derselben sehr vernünftige Einrichtungen bei dem Handelswesen an die Hand, ohne sich jedoch durch eine knechtische Genauigkeit zu binden. Hier eilet der Verfasser, mehr, wenn ich mich so ausdrücken darf, durch Bürgergeist als philosophischen Geist geleitet, an's Ende der Sache zu kommen. Er will, daß der Leser die Mühe übernehmen soll, durch sein Nachdenken andere Wahrheiten in die Kette dererjeni-

gen zu setzen, die er bereits auf so festen Grundlagen aufgestellet hat. Er reißet ihn zu dem Wesentlichen der Sache mit sich fort, ohne ihn durch lange Umwege zu ermüden; er setzt voraus, daß er dies Alles schon wisse. *) Man könnte sagen, seine Bescheidenheit finde ein Vergnügen daran, den Ruhm der Erfindung mit dem aufmerksamen Leser zu theilen.

So wie unser Autor die Kunst versteht gelehrt zu seyn, ohne zu erröthen, gleich wie Einige unsere Vorfahren es verstanden, Philosophen zu seyn; so versteht er auch die Kunst, ein Philosoph zu seyn, ohne zu erröthen, gleichwie die meisten schönen Geister unserer Zeiten die Kunst verstehen, gelehrt zu seyn. Indem er also diese weise Mittelstraße geht, so glänzt und triumphirt er vermittelst der unwiderstehlichen Wirkung, die theils ein scharfsinniges und feines Urtheil in den abstractesten Wissenschaften, theils seine geschmackvolle Auswahl unter den aus einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit geschöpften Materialien wechselseitig hervorbringet, überall in seinem ganzen Werke, vorzüglich aber hier, wo er die Gesetze

*) Semper ad eventum festinat, et in medias res,
Non secus ac notas, auditorem rapit.
Horat. art. poet. v. 148.

in Hinsicht auf die Revolutionen, welchen der Handel auf dem Erdboden unterworfen gewesen, in Erwägung zieht.

Es ist eben so angenehm als lehrreich, wenn man vermittelst seiner lichtvollen Erläuterungen gleichsam mit eigenen Augen siehet, wie und auf was Weise gewisse physische Ursachen, als die Beschaffenheit des Bodens oder das Klima, wie die verschiedenen theils unentbehrlichen, theils Wollust nährenden Bedürfnisse der Nationen, wie bald ihre Faulheit, bald ihr Fleiß, zu allen Zeiten die Natur des Handels in so manchen Ländern haben leiten und fest halten können.

Eben so ist es ein reizendes und der Untersuchungen eines Geistes der ersten Ordnung, des Geistes unsers Schriftstellers würdiges Schauspiel, wenn man den Handel, bald zerstört, bald bezwängt, bald begünstiget, von Oertern, wo er gedrückt wird, entfliehen, ihn da, wo man ihn frei athmen ließ, sich ruhig niederlassen, ihn da, wo man ehedem nichts als Wüsteneien, Landseen und Felsen sah, heute zu Tage blühen, und da, wo er ehedem blühete, jetzt nur öde Wüsten siehet! Veränderungen, die der Erde eine solche Gestalt gegeben haben, daß sie sich fast nicht mehr ähnlich siehet.

Indem sich also der Verfasser mit einem wahren Heldenmuthe in diese Abgründe der entferntesten Jahrhunderte hinein wagt, so durchstreift er die ganze Erde. Er findet in der sonst so glücklichen Landschaft Kolchis nichts weiter, als eine ungeheure Wüste vor, so daß es unglaublich scheinen könnte, daß sie zu den Zeiten der Römer der Markt aller Nationen der Welt war.

Er beklagt das unglückliche Schicksal der asiatischen Reiche. Er besucht den nord-östlichen Theil von Persien, Hyrkanien, Margiana, Baktrien, und so weiter. Kaum siehet er den Pflug über die Grundlagen so vieler ehedem so blühender Städte hingehen. Er wandert nach der Nordseite dieses Reichs, nach der Landenge, die das Caspische Meer von dem schwarzen Meere trennet, und er findet von der zahlreichen Menge von Städten und Nationen, womit dieser schmahle Strich Landes in alten Zeiten bedeckt war, nicht die geringste Spur mehr.

Er erstaunet, daß er nicht die ehemalige Gemeinschaft zwischen den großen assyrischen, medischen und persischen Reichen, und den entferntesten Gegenden des Orients und des Occidents mehr antrift. Der Oxus fällt nicht mehr in das Caspische Meer; Nationen, die Alles

zerstöreten, haben ihn abgeleitet; er sieht ihn in dürren Sandfeldern sich verlieren. Der Jaxartes reicht nicht mehr bis an das Meer. Das ganze Land zwischen dem Caspischen und dem schwarzen Meere ist nur eine Wüste.

Mitten in diesen ungeheuren Wüsteneien, die nur noch einige Ruinen oder vielmehr einige Trümmern von der daselbst vorgegangenen Verheerung aufzeigen, erinnert er uns an den Luxus-Handel, welcher ehedem von den asiatischen Reichen getrieben wurde, da inzwischen die Tyrier sich die Vortheile, die aufgeklärte Nationen vor den unwissenden in Händen haben, zu Nutze machten, und den Oekonomie-Handel über den ganzen Erdboden trieben.

Er durchläuft Aegypten, das, ohne auf die Flotten anderer Nationen eifersüchtig zu seyn, zufrieden mit seinem fruchtbaren Boden, keinen auswärtigen Handel führte.

Er bemerkt, daß die Juden, bloß mit dem Ackerbaue beschäftiget, nur zuweilen und nur bey gewissen Gelegenheiten einiges Verkehr getrieben; daß die Phönizier, ohne Luxus-Handel, sich durch ihre Sparsamkeit, durch ihre Geschicklichkeit und ihren Kunstfleiß, durch die Gefahren und Strapazen, die sie übernahmen, allen Nationen nothwendig gemacht; daß vor Alexanders Zeiten nur die benachbarten Nati-

onen des rothen Meers auf diesem und dem afrikanischen Meere gehandelt haben.

Er bringt auch hier die so glücklichen Zeiten Athens in Wiedererinnerung, wo diese kleine Republik die Herrschaft zur See hatte, wo sie dem Könige von Persien Gesetze vorschrieb, und die syrische und die phönizische Seemacht schwächte, und fast gänzlich herunter brachte.

Er bewundert Korinths glückliche Lage, seinen Handel und Reichthum, so wie auch die Ursachen und Veranlassungen, wodurch Griechenland überhaupt so reich und blühend wurde, die Schau- und Kampfspiele, die es der ganzen Welt gab, die Tempel, wohin alle Könige Opfer sandten, seine feierliche Feste, seine Orakel, seine Künste, die nirgends ihres Gleichen hatten.

Die Schiffarth des Darius auf dem Indus und den indischen Meeren sieht er mehr als eine Grille eines Fürsten an, der mit seiner Macht groß thun wollte, als wie einen regelmäßigen Entwurf eines weisen Monarchen, der von seiner Macht Gebrauch machen will.

Die mit dem Handel unter Alexander vorgegangene Revolution schreibt er vier großen Begebenheiten zu; der Zerstörung von Tyrus, der Eroberung Aegyptens, der Eroberung

Indiens, und der Entdeckung des Meers, das dem letztern Lande gegen Süden liegt.

Hanno's Bericht dient ihn zum Wegweiser, Karthagos Macht und Reichthum zu entdecken, welches, nachdem es Herr von den afrikanischen Küsten war, sein Gebiet nach und nach längs den Küsten des Oceans immer mehr erweiterte. Es bezaubert ihn die ungekünstelte Einfalt dieses Berichts des Hanno, der als ein Feind aller Pralerei, seinen Ruhm, wie alle große Feldherrn, mehr darin suchte, was er that, als was er schrieb. Hier vergißt er den Oekonomie-Handel von Marseille nicht, welches sich nach Karthagos Zerstörung immer mehr Ruf und Ansehen erwarb.

Indem der Verfasser die Nationen des Alterthums nach der Reihe durchgeht, so bezeichnet er uns verschiedene Jahrhunderte hindurch, die Beschaffenheit, den Umfang, die Gränzen ihres Handels, mit einem so feinen und treffenden Blicke, daß selbst schon bekannte Begebenheiten unter seinen Händen ein neues Interesse bekommen. Und da er nach seinem reinen Geschmacke völlig überzeugt ist, daß man, um den Leser desto besser zu unterrichten, den einförmigen Lehrton vermeiden, dem Vortrage durch Abwechselung mehr Annehmlichkeit und Würde geben, angenehme Ueberraschungen

nur sparsam einmischen müsse; so bringt er uns denn bei einer Gelegenheit, indem er die ernsthaften und die schönen Wissenschaften bis zum Wunder mit einander zu verbinden weiß, voll eigener Entzückung das reizende Homerische Gemälde von den durch Ulysses traurige Schicksale so berühmt gewordenen Ländern in Wiedererinnerung; ein anderes mal, wenn er mit bloß mechanischen Uebungen zu thun hat, erklärt er uns die physischen Ursachen von den verschiedenen Graden der Geschwindigkeit der Schiffe, wobey er ihre verschiedene Größe und Stärke in Betrachtung zieht; erklärt, woher es komme, daß unsere Schiffe fast mit allen und jeden Winden segeln, die Schiffe der Alten hingegen nur mit einem einzigen Winde segeln konnten, und nach was für einem Maasstaabe man die Ladungen, die die letztern einnehmen konnten, berechnet habe. Hier stellet er die Lage und den ehemaligen Handel von Athen mit der Lage und dem gegenwärtigen Handel Englands in Parallele; dort läßt er uns das Project des Seleucus, das schwarze Meer mit dem Caspischen Meere zu vereinigen, in Erwägung ziehen; und unter Alexanders großen Entwürfen bleibt er bewundrungsvoll bei der Stadt Alexandria stehen, die dieser Weltbezwinger in der Absicht erbaute, um sich des Königreichs

Aegyp-

Aegypten, nachdem es der Mittelpunkt der Erdkugel geworden wäre, zu versichern. Durch diese mannichfaltigen, jedesmal aber anziehenden und wichtigen Bemerkungen, die der Verfasser bey seiner Reise um die Welt überall einstreuet, und wodurch er gleichsam Alles, was der Strom der Zeiten mit sich fortgerissen hat, wiederum vor unsern Augen zum Vorscheine kommen läßt, wird man fast vermocht, ihn mit dem Czare Peter I. in Vergleichung zu stellen, als welcher gleichfalls auf seinen Reisen durch Europa die in den verschiedenen Ländern damals vorhandenen nützlichen Anstalten kennen zu lernen, und sich von den Hauptangelegenheiten der Regierungen, von ihrer Macht, ihren Einkünften, ihrem Reichthume, ihren Handel, zu unterrichten suchte. Als derselbe zu Paris, unter so vielen Bewundernswürdigkeiten dieser bezaubernden Stadt, oder, um es besser auszudrücken, in dieser Schule aller Nationen, die Bildergallerie in Louvre besah, so nahm er den jetzigen König, der damals noch ein Kind war, beinahe auf seine Arme, um ihn auf die zärtlichste Weise zu schützen, daß er in dem Gedränge nicht erdrückt werden möchte. Zu Amsterdam, mitten unter den Depositarien und gleichsam Factoren des Handels über den ganzen Erdboden ließ er es sich gefallen, auf dem

Werfte als ein gemeiner Zimmermann mit zu arbeiten, um den Schiffbau zu erlernen. In England erwarb er sich die Kenntniß, wie dieses Land gewußt habe, nicht sowohl durch seinen Handel, als vielmehr vermittelst seiner Regierungsform, sich zur Beschützerin der Freiheit von Europa zu erheben. Bei seiner Rükkunft nach Rußland faßte er den kühnen Entschluß und brachte ihn zur Ausführung, die beiden Meere an der Erdzunge, wo der Don sich der Wolga nähert, mit einander zu vereinigen und legte den Grund zu der Stadt Petersburg, in der Absicht, einen Stapelplatz für den Handel der Welt zu errichten.

So voll auch unser Schriftsteller von den beiden Ideen ist, einmal daß der Handel die Quelle der Dauer und der Vergrößerung der Staaten sey, und dann, daß die Römer die beste Policei in der Welt gehabt hätten; so gesteht er doch zugleich, daß die Römer durch ihren Ruhm, durch ihre kriegerische Erziehung, ihre Staatsverfassung, durch ihr Völkerrecht und ihr bürgerliches Recht, von dem Handel wären entfernt und abgehalten worden. In der Stadt waren sie nur mit Kriegen, mit Wahlen, mit Partheisucht beschäftiget; auf dem Lande bloß mit dem Ackerbaue; in den Provinzen vertrug sich eine harte und tyrannische

Regierung mit dem Handel auf keine Weise. Unter diesen Umständen fand denn auch nie eine Eifersucht wegen des Handels bey ihnen Statt. Sie griffen Karthago an, nicht weil es eine Handels-Nation, sondern weil es eine Nebenbuhlerin von Rom, eine kriegerische Nation war. Auch waren in Rom, so lange seine ursprüngliche Verfassung noch in ihrer Kraft bestand, die Vermögensumstände der Bürger beinahe einander gleich, zu Karthago besaßen Privatpersonen königliche Reichthümer. So wie die Römer nur gegen die Landtruppen Achtung hatten, so bestanden ihre Seetruppen und ihr Schiffsvolk insgemein nur aus Freigelassenen. Ihre Staatskunst brachte es mit sich, sich von allen nicht unterjochten Nationen abzusondern und in keine Art der Verbindung mit ihnen zu treten; aus Furcht, ihnen die Kunst zu siegen zuzuführen, vernachlässigten sie die Kunst sich zu bereichern. Ihr innerer Handel bestand bloß in der Einfuhr des Getraides; dies war aber kein wichtiger Gegenstand des Handels, sondern nur einer weisen Policei, die die Subsistenz des Volks in Rom nöthig machte. Der Verkehr mit dem glücklichen Arabien und mit Indien waren beinahe die einzigen Zweige des auswärtigen Handels. Aber dieser Verkehr stützte sich blos auf das Geld der Römer, und

wenn gleich die arabischen und indischen Waaren zu Rom um einen hundertfach höheren Preis, als in ihrem Vaterlande, verkauft wurden, so zogen doch die Römer diesen Profit von den Römern selbst, und der Staat ward dadurch nicht reicher, sondern ärmer; ob man gleich auf der andern Seite sagen kann, daß dieser Handel den Römern eine große Schiffarth, das ist, eine große Macht zuwege brachte: daß die immer auf's neue eingeführten Waaren den innern Handel vermehrten, die Künste begünstigten, den Kunstfleiß nährten und unterhielten; daß die Anzahl der Bürger sich nach dem Verhältnisse der neuen Nahrungszweige vermehrte; daß dieser neue Handel neuen Luxus hervorbrachte, und daß der Luxus in Rom nothwendig war, weil eine Stadt, die alle Reichthümer der Welt an sich zog, sie durch ihren Luxus zurückgeben mußte.

Indem der Verfasser den Gang des Handels von einem Jahrhunderte zum andern verfolgt, so findet er ihn nach der Zerstörung des römischen Kaiserthums im Occidente sehr vermindert. Eine Ueberschwemmung von Barbaren, die einer heftigen Krise der Natur gleich kam, gab, so zu sagen, dem Erdboden eine ganz neue Gestalt; in kurzer Zeit war beinahe aller Handel von Europa weggeschnitten. Der Adel,

der überall herrschte, gab sich desfalls nicht die geringste Mühe. Die Barbaren sahen das Kaufmännische Gewerbe als einen Gegenstand ihrer Straßenräubereien an. Einige Ueberbleibsel von ihren unvernünftigen Gesetzen, die noch in unsern Zeiten vorhanden sind, sind ein Beweis der Dummheit, der sie ihr Dasein verdankten.

Seit der Entkräftung der Römer, in den Abendländern, auch nach den Eroberungen der Muhamedaner, fuhr Aegypten, daß seine eigenen Regenten hatte, fort, Handel zu treiben. Herr von den indischen Waaren, zog es die Reichthümer aller andern Länder an sich.

Mitten aus dieser Barbarei brach jedoch der Handel wiederum, wie die Dämmerung aus der Finsterniß, allmählig hervor. Der Verfasser sieht ihn gleichsam aus dem Schooße des Drucks und der Barbarei selbst emporsteigen. Die Juden, die aus allen Ländern verbannet waren, erfanden die Wechselbriefe; vermittelst derselben retteten sie ihr Vermögen, und sicherten sich einen Zufluchtsort und bestimmten Aufenthalt. Er bemerkt, daß seit dieser Erfindung die willkührlichen Machtsprüche und gewaltsamen Verfügungen, nichts weiter als kleinliche Unvorsichtigkeiten und Uebereilungen sind, des Abscheues, den sie einprägen, nicht einmal

zu gedenken, und daß man aus der Erfahrung gelernt habe, daß nicht barbarische Strenge, sondern Güte und Gelindigkeit der Regierung Glückseligkeit gewähre. Durch solche weise Anmerkungen weiß der Verfasser immer dem Throne die nützlichsten Wahrheiten darzulegen, die denn in unsern Ländern um desto freymüthiger gesagt und in Erinnerung gebracht werden können, da das Band der Liebe zwischen dem Fürsten und den Unterthanen nirgends stärker als unter uns seyn kann. Der Verfasser hat sich zwar nicht mit Namen genannt; aber man erkennt ihn doch auf die deutlichste Weise an solchen auffallenden Zügen der Weisheit, der Bescheidenheit, der wohlthätigsten und menschenfreundlichsten Denkungsart, die ihn selbst als die Seele der Frömmigkeit ansehen lassen. Er macht es dabei, wie Phidas, der zwar nicht seinen Nahmen auf das von ihm verfertigte Schild der Minerva gesetzt hatte, aber dafür sein Bildniß darauf stach.

Der Verfasser, der so aufmerkam ist, die Entstehung, den Fortgang, die Wanderungen, den Verfall, und die Wiederaufblühung des Handels zu entwickeln, wird endlich durch die Entdeckung der beiden neuen Welten in Entzükkung gesetzt. Es ist der Handel, der uns mit Hülfe des See-Compasses sowohl Asien und

Africa, wovon wir nur einige Küsten kannten, als Amerika, wovon wir noch gar nichts wußten, hat auffinden lassen. Italien, ach! unser schönes Italien, blieb nun nicht mehr der Mittelpunkt der handelnden Welt; es wurde nun zur Seite gewiesen, wurde in den Winkel gestellt. Inzwischen sey es mir doch erlaubt, hierüber eine patriotische Anmerkung zu machen. Da glücklicher Weise der Keim des großen Genies dieses schönen Landes nicht erstickt ist, und was noch mehr, die Aussichten und Plane seiner Regenten noch immerfort mit der öffentlichen Glückseligkeit im Einklange stehen; so bleibt ihm die Hoffnung aufbehalten, dereinst noch die Früchte von der durch seine Kinder gemachten Entdeckung einzuernten.

Die Spanier machten Entdeckungen und Eroberungen im Westen, die Portugiesen im Osten; aber die übrigen Nationen genossen gleichwohl auch in der Stille mancherlei Vortheile von ihren Eroberungen. Die Spanier sahen die entdeckten Länder als Gegenstände der Eroberungen an; die übrigen Nationen fanden, daß sie Gegenstände des Handels waren, und gründeten in demselben durch Handelsgesellschaften und Colonien eine Nebenmacht, ohne dadurch dem Hauptstaate einen Nachtheil zuzufügen.

Der Verfasser zeigt theils die Nützlichkeit, theils den Gegenstand der Colonien in unsern Zeiten. Er erklärt die Grundgesetze derselben, die besonders darauf hinweisen, sie in der Abhängigkeit von dem Mutterlande und der Hauptstadt desselben zu erhalten. Er setzt die Weisheit dieser Gesetze in ein desto helleres Licht, indem er sie mit dem entgegengesetzten Betragen der Karthaginenser in Vergleichung stellt, die, um einige besiegte Nationen durch einen überspannten Ehrgeitz, der sie unter die Menschheit herabwürdigte, desto abhängiger zu machen, ihnen bey Lebensstrafe verboten, etwas zu säen, zu pflanzen oder etwas Aehnliches zu thun; ein Verbot, an welches man nicht ohne Abscheu und Verwünschung sich erinnern kann.

Er schätzt es als ein vorzügliches Glück, daß Europa durch die Entdeckung der neuen Welt zu einer so hohen Stuffe der Macht gelangt ist, daß sein Handel und seine Schiffahrt sich über die drei übrigen Welttheile erstrecken. America hat Europa mit Asien und Afrika verbunden. Es liefert denselben das Material zu seinem Handel mit dem so großen Theile von Asien, den man Ostindien nennt; das Metall, das zu dem Handel als Zeichen so nützlich ist, ward die Grundlage des größesten Handels auf

dem Erdboden als Waare. Die Schiffahrt nach Africa ward nothwendig, weil sie zu der Bearbeitung der Bergwerke und des Landbaues in America Menschen lieferte.

Da Westindien, anstatt von Spanien abhängig zu seyn, das Hauptland geworden ist; so wundert sich der Verfasser nicht, daß das zum Nebenlande gewordene Spanien ungeachtet der aus Amerika gezogenen unermeßlichen Reichthümer, und was noch mehr ist, ohngeachtet seines reinen und heitern Himmels und seiner eigenen Naturreichthümer, arm geworden ist. Der Bau der Bergwerke in Mexico und Peru zerstört den Ackerbau in Spanien. O ihr! die ihr an der Spitze der Landesregierung steht, die ihr die Vertrauten der Gedanken der Fürsten und die Ausleger ihres Willens seid, höret das große Princip, daß unser Schriftsteller bey dieser Gelegenheit festsetzt: „Eine öffentliche „Abgabe, die nur von dem Zufalle, nicht aber „von dem Kunstfleiße der Nation, nicht von „der Anzahl der Einwohner ihres Landes, nicht „von dem Anbaue ihrer liegenden Gründe abhängt, bleibt immer eine schlechte Art des „Landesreichthums."

Der Verfasser wirft hier die Frage zur Untersuchung auf, ob Spanien, da es den westindischen Handel nicht selbst führen kann,

nicht besser thäte, wenn es denselben den Ausländern frei ließe. Er merkt jedoch selbst an, daß hiebey noch andere Umstände, insonderheit die Gefahr einer großen Staatsveränderung, mithin auch alles das Unheil, das man als unzertrennlich damit verbunden, schon vorhersieht und das oft noch nicht einmal so gefährlich ist, als das, was man nicht vorher sehen kann, mit in Betrachtung gezogen werden müsse.

Nachdem der Verfasser die Gesetze in Hinsicht auf den Handel, theils seiner Natur und seinen verschiedenen Zweigen nach, theils nach den mit denselben vorgegangenen Revolutionen betrachtet, in Erwägung gezogen hat; so untersucht er nun auch die Gesetze in Betreff des Geldes.

Er erklärt zuförderst die Ursache, warum man den Gebrauch des Geldes eingeführt hat, welche die Nothwendigkeit des Tausches, und die dabei wegen der Ungleichheit der Producte eines jeden Landes eintretende Beschwerlichkeit war; dann erwägt er die Natur und den Zweck des Geldes, welcher darin besteht, daß das Geld den Werth der Waaren als Zeichen vorstellen soll; ferner seine äußere Gestalt, die das Gepräge, den Stempel eines jeden Staats ausmacht. Darauf untersucht er, in was für einem Verhältnisse das Geld, wofern es dem

Staate nützlich und zuträglich seyn soll, mit den Dingen stehen müsse, die es vorstellt. Er unterscheidet wirkliche und eingebildete oder idealische Münzen. Wirkliche Münzen sagt er, sind die, die eine gewisse Schwere und eine gewisse, ihren Werth bestimmende Aufschrift haben, von gehörigem Schrote und Korne sind. Sie werden eingebildete Münzen, wenn man einen Theil des Metalls von jedem Stücke abnimmt, jedes einzelne Stück kleiner oder geringhaltiger ausprägt, und ihm doch dieselbige Benennung läßt. Damit der Handel blühen könne, müssen die Gesetze dahin sehen, daß man wirkliche Münzen gebrauche, und sie müssen jede Operation verhüten, wodurch sie zu eingebildeten und idealischen Münzen gemacht werden können, weil dadurch im Staate gewaltige Zerrüttungen angerichtet werden. Zeugen davon sind die tiefen und grausamen Wunden, die noch jetzt in verschiedenen Ländern bluten.

Der Verfasser belehrt uns, daß das Gold und Silber sich bey gebildeten Nationen immer vermehren, es sey nun, daß sie es aus ihren eigenen Bergwerken ziehen, oder es da suchen, wo es zu haben ist; und daß hingegen beyde sich bey barbarischen Nationen immer vermindern.

Er zeigt, daß das Silber aus den amerikanischen Bergwerken, nichts weiter als eine bloße Waare sey, die Europa als Tauschwaare bekommt, und als Tauschwaare wieder nach Ostindien verschickt. Mithin ist eine größere Menge Gold und Silber vortheilhaft, wenn man diese Metalle als Waaren betrachtet; sie ist es aber nicht, wenn man sie als Zeichen des Werths ansieht, weil ihr Ueberfluß ihrer Eigenschaft als Zeichen nachtheilig ist, als welche so sehr auf der Seltenheit derselben beruhet. Eben so ist die mehrere oder mindere Vielheit dieser Metalle die Ursache, daß der Werth des Geldes entweder steigt oder fällt.

Hier sagt er uns die große Wahrheit, daß der Regent den Preis der Waare eben so wenig bestimmen kann, als er befehlen kann, daß das Verhältniß, zum Exempel, von Eins zu Zehen dem Verhältnisse von Eins zu Zwanzig gleich seyn solle. Denn die Festsetzung des Werths der Sachen hängt lediglich von dem Verhältnisse der Total-Summe der Sachen zu der Totalsumme der Zeichen ab.

Er kommt zu dem Kapitel von dem Geld- und Wechselcourse. So wie dem hellen Verstande des Verfassers Alles zu Gebote steht, so daß jede Materie, die er abhandelt, gerade diejenige zu seyn scheint, die er am besten ver-

steht; so untersucht, zergliedert, erschöpft er denn auch Alles, was auf Wechselsachen eine Beziehung hat. Der Geld- oder Wechselcours, sagt er, ist eine Bestimmung des Werths, den die verschiedenen Münzsorten gegenwärtig und in dem jetzigen Augenblicke haben. Es richtet sich derselbe nach der verhältnißmäßigen Vielheit und Seltenheit der Münzsorten der verschiedenen Länder, und bestimmt sich dadurch gleichsam selbst. Er zeigt sehr umständlich, woher die Veränderungen des Wechselcourses entstehen, und wie derselbe den Reichthum des einen Staats in den andern ziehe; zeigt seine verschiedenen Lagen, seine verschiedenen Wirkungen. Um sich desto verständlicher zu machen, läßt er sich öfters zu den geringsten Kleinigkeiten herab, und bedient sich dann derselben, sich wieder zu dem allgemeinen Gesichtspuncten zu erheben. Zuweilen weis er auch unter die trocknesten und stachlichsten Untersuchungen dieser auf Zahlen und Berechnungen beruhenden Sache Blumen mit unterzustreuen, und so gereicht es denn dem Leser zu einer Art von Herzstärkung, wenn er eben diese Untersuchungen sich zu einem so vorzüglichen Range erheben sieht, daß man sie in unsern Zeiten mit dem Namen einer Wissenschaft beehrt.

Der Verfasser, immerfort überzeugt, daß eine mit gesunder Auswahl getroffene Gelehrsamkeit, weit entfernt der Regierungswissenschaft zu widerstreiten, ihr vielmehr vermittelst der so schätzbaren Denkmäler des Alterthums eine hülfreiche Hand bietet, untersucht das Betragen der Römer in Ansehung der Münzen. Er findet, daß sie zwar damals, als sie nach dem zweiten und dritten punischen Kriege dabey Veränderungen machten, sehr weise und vorsichtig handelten; daß man aber davon in unsern Zeiten unter ganz andern Umständen, kein Exempel hernehmen müsse. Das ausgemünzte Geld stieg und fiel in Rom in seinem Werthe in der Maaße, wie das Gold und Silber häufiger oder seltner wurde. Mithin thaten die Römer bey ihren Münz-Operationen nichts weiter, als was die Natur der Sache erforderte.

Zu den Zeiten der Republick wählte man das Mittel der Einschränkung; man ließ die Münzen wie sie waren, ohne das Metall zu verfälschen, und gab ihnen nur einen höhern Werth, der Staat vertraute dem Volke seine Bedürfnisse, ohne es zu hintergehen. Unter den Kaisern wählte man das Mittel des Zusatzes von schlechterem Metalle, und ließ das Geld geringhaltiger ausprägen. Diese Fürsten, die durch ihre Verschwendungen und selbst durch

ihre Freigebigkeit zur Verzweiflung gebracht waren, veränderten, verfälschten die Münzen. Diese gewaltsamen Operationen, die zu einer Zeit vorgenommen wurden, da das Reich unter einer schlechten Regierung bereits erschlafft war, würden in den gegenwärtigen Zeiten nicht mehr Statt finden können, in welchen, neben der Mäßigung und Gelindigkeit der jetzigen Regierungen, auch der Geld- und Wechselcours die Menschen gelehrt hat, alle Münzen des Erdbodens mit einander zu vergleichen, und eine jede auf ihren eigentlichen und richtigen Werth zu setzen. Der Münzfuß kann jetzt kein Geheimniß mehr seyn. Wenn ein Staat geringhaltiges Geld ausprägt, so folgen ihm alle andere, und prägen seine Münzen für ihn selbst nach. Die guten Münzsorten gehen außer Landes, und man schickt ihm schlechte wieder zurück. Mithin würden solche gewaltthätige Verfügungen nur dem Handel die Wurzel wegschneiden, und jeden aufkeimenden Zweig desselben schon in der Knospe ersticken. Der Cours achtet keine Machtsprüche und Hoheitsbefehle, und vereitelt alle Verordnungen, die der Freiheit, mit seinen Vermögen zu schalten und zu walten, Zwang anthun. Kurz der Geld- und Wechsel-Cours legt dem Despotismus Zaum und Gebiß an.

Die Wechsler oder Banquiers sind dazu, daß sie Geld umsetzen, (es verwechseln, wovon sie auch den Nahmen haben) nicht aber Geld verleihen oder damit an die Hand gehen. Daher findet der Verfasser sie nützlich, wenn der Fürst sich ihrer nur bloß zum Umsatze bedienet; und da der Fürst nur große Geschäfte macht, so macht schon der kleinste Vortheil, den der Wechsler dabei hat, einen großen Gegenstand für ihn aus. Wenn man sie hingegen gebraucht, Vorschüsse zu thun, so belasten sie den Fürsten mit hohen Zinsen, ohne daß man sie deswegen des Wuchers beschuldigen kann.

Der Scharfblick, wodurch der Verfasser sich auszeichnet, führt Alles auf die ersten Principien zurück; er entdeckt bey jeder Sache die Quelle der Fehler und zugleich die Mittel, ihnen abzuhelfen. Wenn er also von den Staatsschulden redet, so macht er zuförderst bemerklich, wie richtig es sey, einen aus einer Hand in die andere gehenden Zettel, der Geld vorstellt, nicht mit einem Zettel, der die Schuld einer Nation vorstellt, mit einander zu vermischen; und zeigt dann theils die Folgen dieser Schulden, theils die Mittel, sie abzutragen, ohne weder den Staat, noch die einzelnen Individua zu belästigen, noch auch den öffentlichen Credit zu vernichten, der ein allgemeines Hauptbedürfniß

dürfniß ist, weil er der einzige und wahre Reichthum des Staats ist. Auch zeigt er, welch ein wesentlicher Umstand es sey, daß der Staat seinen Gläubigern einen besondern Schutz angedeihen lasse, wofern er nicht die Nation in die gefährlichsten und unheilbarsten Zerrüttungen stürzen will.

Was die Geldanleihen auf Zinsen betrift, so bemerkt er, daß, wenn diese Zinsen zu hoch sind, der Kaufmann alsdann nichts unternimmt, weil er voraus siehet, daß ihm die Zinsen höher zu stehen kommen, als was er bey dem Handel gewinnen kann. Sind die Zinsen zu niedrig, so leihet Niemand Geld aus, und so unternimmt dann der Kaufmann gleichfalls nichts, oder, wenn man ihm leihet, so gehen die Zinsen gemeiniglich sehr langsam und mit tausenderlei Beschwerlichkeiten ein.

Auch findet er, mit verschiedenen großen Rechtsgelehrten, die Ursache der hohen Zinsen von den zum Seehandel vorgeliehenen Capitalien theils in den Gefahren, die mit dem Handel zur See verbunden sind, theils darin, daß es dem Anleiher bey diesem Handel so leicht ist, in der Geschwindigkeit große und viele Geschäfte zu machen; da hingegen die hohen Wucher-Zinsen bey dem Handel zu Lande, bey welchem keine von diesen beyden Ursachen Statt

findet, durch die Gesetzgeber verboten, oder doch in gerechte und billige Gränzen eingeschränkt sind.

Die beständigen und plötzlichen Veränderungen, die die so äußerst harten Gesetze zu Rom verursacheten, als welche theils die Capitalien herabsetzten, theils die Zinsen verminderten oder sie gar verboten, theils den Gerichtszwang durch Personal-Arrest aufhoben, theils auch die Schulden ganz und gar durchstrichen, gaben gleichsam dem Wucher bey den Römern das Bürgerrecht. Denn da nunmehr die Gläubiger das Volk zugleich als seinen Schuldner, Gesetzgeber und Richter ansehen mußte, so traueten sie keinen Contracten mehr. Weil die Gesetze nicht mehr ihr Ansehen und ihre Kraft behielten, so schwanden nun in Rom alle ehrlichen Mittel, Geld anzuleihen und zu verleihen; ein scheußlicher Wuchergeist, der zwar immer auf's schrecklichste verscheucht ward, aber immer wieder zum Vorschein kam, trat daselbst an die Stelle der Ehrlichkeit. So wahr ist es, daß äußerst harte und strenge Gesetze, auch sogar alsdann, wenn sie etwas Gutes beabsichtigen, immer das äußerste Böse stiften.

Der Verfasser führt die Taxen der Capitalzinsen an, die in den verschiedenen Zeiten der römischen Republik zu nehmen festgesetzt waren;

und untersucht dann die sie betreffenden Gesetze. Als aber die Gesetzgeber das Ding übertrieben, so erfand man eine Menge Mittel und Wege, den Gesetzen auszuweichen, und so mußte man denn viele neue Gesetze haben, um die alten zu bestättigen, sie zu verbessern, sie zu mildern.

Es erregt Bewunderung, wenn man siehet, mit wie vielem Scharfsinne der Verfasser sich über Vorurtheile, die eine gewisse Ehrerbietung gegen das Alterthum entschuldigen könnte, zu erheben, und selbst einen Irrthum des Tacitus, der sonst einer seiner Lieblingsschriftsteller ist, in's Licht zu setzen weiß, wenn dieser ein Gesetz der zwölf Tafeln für ein von dem Tribunen Duilius und Menenius fünf und neunzig Jahre nach dem Gesetze der zwölf Tafeln gegebenes Gesetz hält. Dies Gesetz war das erste, durch welches die Summe der Zinsen, oder nach unsrer Art zu reden, die Procente, die man von einem ausgeliehenen Capitale nehmen durfte, festgesetzt wurden.

Er schließt diese Materie, mit einem Ausspruche des Ulpians: Derjenige bezahlt am wenigsten, der am spätesten bezahlt. „Dies, sagt er, entscheidet die Frage, ob die Zinsen rechtmäßig sind, das ist, „ob der Gläubiger die Zeit verkaufen, und „der Schuldner sie kaufen kann.“

An den Handel schließt sich, vermöge der Natur der Sache, die Bevölkerung an. Beide wirken gegenseitig auf einander, beide arbeiten gleichsam einander in die Hände. Sonach zeigt der Verfasser zuvörderst die genaue Verkettung, worin beide mit einander stehen, und den wechselseitigen Einfluß, den sie aufeinander haben, und nachdem er die Angelegenheiten des Handels in jeder Rücksicht erwogen hat, so entwickelt er denn auch mit eben so vielem Fleiße die Gesetze, die die Anzahl der Menschen, ihre Vermehrung, und was dabei der Wunsch der Natur sey, zum Gegenstande haben.

Er hebt mit der Bemerkung an, daß die Fortpflanzung der Thiere ihren ordentlichen Gang beständig fortgehe, die Fortpflanzung der Menschen hingegen immerfort durch ihre Leidenschaften, durch ihre Launen und Grillen, durch den Luxus unterbrochen und gehindert werde; daß die natürliche Verbindlichkeit, die dem Vater obliegt, seine Kinder zu ernähren, den Ehestand eingesetzt habe, und daß der Ehestand den Ausspruch thue, wer diese Pflicht erfüllen müsse.

Der Verfasser, der bey jeder Gelegenheit beflissen ist, gute Sitten einzuflößen, zeigt sehr einleuchtend, wie sehr unerlaubte Verbindungen die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts

hindern. Denn der Vater, der die Kinder zu ernähren und zu erziehen verbunden ist, kann nicht mit Gewisheit angegeben werden; die der öffentlichen Schande ausgesetzten Personen des weiblichen Geschlechts können kein legales Vertrauen für sich haben; und daraus folgt denn, daß öffentliche Enthaltsamkeit und Keuschheit die Fortpflanzung des Geschlechts befördert.

Die Vernunft, sagt der Verfasser, lehrt uns, daß, wo der Ehestand Statt findet, die Kinder dem Vater am Stande gleich sind, und an Allem, was er hat, Antheil nehmen; wo aber kein Ehestand und folglich kein Vater vorhanden ist, sie alsdann nur der Mutter angehören können.

Die Fortpflanzung wird durch das Gesetz sehr befördert, weil dasselbe die Familienfolge festsezt, oder dafür sorgt, daß die Familie in der Folge aus Personen eines und desselbigen Geschlechts besteht. Die Familie ist eine Art von Eigenthum. Ein Mann, der Kinder von einem Geschlechte hat, welches seine Familie nicht fortsetzt, ist nie zufrieden, daß er keine Kinder von einem Geschlechte hat, das sie fortsetzt.

Er sagt uns von verschiedenen Ordnungen rechtmäßiger Frauen; handelt von unehlichen Kindern; bemerkt, wie und auf was Weise

man in den alten Republicken Gesetze in Betreff der unehlichen Kinder gegeben, und in was für ein Verhältniß gegen den Staat man sie gesetzt habe. Die eine Republick nahm die Bastarde zu Bürgern auf, um durch sie ihre Macht gegen die Großen zu vermehren; eine andere, wie Athen, schloß die Bastarde von der Anzahl der Bürger aus, um eine desto größere Portion Getraide zu bekommen. In verschiedenen Städten beerbten die Bastarde ihre Eltern, wenn es an Bürgern fehlte; fehlte es nicht daran, so erbten sie nicht.

Die Einwilligung der Väter in die Heirathen der Kinder gründet er auf ihre Gewalt, ihre Liebe, ihre Einsichten, ihre Klugheit, glaubt aber doch, daß zuweilen Einschränkungen dabey Statt finden.

Da die Natur schon ein hinlänglicher Antrieb zum Heirathen ist, so findet er es überflüssig, dazu aufzumuntern, es wäre denn, daß die Heirathen durch Mangel an Subsistenz, durch die Härte der Regierung, durch übertriebene Auflagen, welche verursachen, daß der Landmann seine Aecker nicht als eine sichere Grundlage seines Unterhalts, sondern vielmehr nur als einen Vorwand, ihn zu drücken, anzusehen pflegt, erschweret werden. Zugleich belehret uns der Verfasser, wie sehr die Bevöl-

kerung eines Staats von der Sicherheit, der Mäßigung, der Gelindigkeit der Regierung abhängt; ein neuer Beweis, daß jede Seite seines Buchs nichts als väterliche Gesinnungen enthält, die er den Regenten gegen die Menschen, die sie regieren, und besonders gegen den Landmann, den man als die Grundlage des ganzen Staatsgebäudes ansehen muß, einzuflößen sucht.

Er zeigt ferner, wie die Bevölkerung von der verhältnißmäßigen Anzahl der Kinder männlichen und weiblichen Geschlechts abhange; entwickelt die Ursache der größern Volksmenge in den Seestädten; zeigt, wie sie nach Maasgabe der verschiedenen Producte des Bodens, entweder größer oder geringer sey, indem die Weide- oder Marschländer am wenigsten, die Getraide bauenden mehr, und die Weinländer am meisten bevölkert sind; daß die Bevölkerung auf einer gleichen Eintheilung der Ländereien und liegenden Gründe, oder, wenn die Ländereien ungleich vertheilet sind, auf den Künsten und Handwerkern beruhen; daß sie ohne den Beitritt der Gesetze, von der Fruchtbarkeit des Klima abhange, wie dies der Fall in China sey; daß sie endlich ihren Grund in der Beschaffenheit der Regierung habe, wie in den ehemaligen Republiken Griechenlands, in welchen die Ge-

setzgeber ihr Augenwerk lediglich auf das Glück der Bürger zu Hause und auf eine furchtbare Macht im Felde richteten, da es denn bei einem kleinen Landesbezirke und einer großen Glückseligkeit leicht war, daß die Volksmenge so beträchtlich wurde, daß die griechischen Staatsmänner verbunden zu seyn glaubten, der Anzahl der Bürger gewisse Schranken setzen zu müssen.

Gleich einem Adler, der in der Luft visirt, misset gleichsam der Verfasser mit festem Blicke den Erdboden, und siehet dann mit Hülfe der Denkmäler des Alterthums, daß Italien, Sicilien, klein Asien, Spanien, Gallien, Germanien, fast eben so wie Griechenland voll von kleinen Völkern waren, und von Einwohnern überströmten. Mithin bedurfte es in allen diesen Ländern solcher Gesetze nicht, die auf die Vermehrung der Volksmenge abzielen. Nachdem aber alle diese kleinen Republiken in Einen großen Staat zusammen geschmolzen waren, so sah man allmählig das Ganze sich entvölkern.

Da die Römer das weiseste Volk der damaligen Welt waren, und sie, um ihren öftern Verlust an Menschen zu ersetzen, der Hülfe der Gesetze nöthig hatten; so macht sich nun der Verfasser theils die Geschichte, theils die Rechtswissenschaft, die beyde dem Geiste der

Rathgebung und den Talenten der Staatsverwaltung so unentbehrlich sind, zu Nutze, und sammelt die Gesetze, die die Römer in diesem Betracht gegeben haben.

Er bezeugt, daß er hier nicht von der Sorgfalt reden wolle, die die Römer anwandten, um den Verlust der Bürger in der Maaße, wie sie ihn erlitten, wieder zu ersetzen, indem sie Bündnisse schlossen, Ausländern das Bürgerrecht, oder die Vorrechte ihrer Stadt ertheilten, und in ihren Sklaven eine Pflanzschule neuer Bürger fanden; er schränkt sich bloß darauf ein, was sie thaten, um den Verlust an Menschen zu ersetzen.

Nie ist die Anwendung der weisen und vorsichtigen Maaßregeln, die in diesen Gesetzen angenommen und an die Hand gegeben sind, nöthiger gewesen, als in unsern gegenwärtigen Zeiten. Es kann daher auf keine Weise als etwas Ueberflüssiges und Unerhebliches angesehen werden, wenn ich hier dem Verfasser bey Anführung des Ursprungs, der Bewegungsgründe, der Vortheile, der Folgen, der Uebertretungen dieser Gesetze, Schritt vor Schritt folge. Der Verfasser hat alle die weisen Absichten, die man dadurch erreichen wollte, sehr sorgfältig aufgesucht, und die wesentlichsten unter denselben mit kluger Auswahl dargestellt.

Die alten Gesetze suchten die Bürger zum Heirathen oder zum Ehestande zu bewegen. Die Censoren hatten darauf ein wachsames Auge, und nöthigten dazu, wie es die Umstände mit sich brachten, bald durch Beschämung und Beschimpfung, bald durch Strafen.

Das Sittenverderbniß brachte den Ehestand in Geringsschätzung, entkräftete die Censur und vernichtete sie endlich ganz.

Durch die bürgerlichen Kriege, durch das Triumvirat, durch die Proscriptionen, die Rom gleichsam in eine allgemeine Trauer versetzten und es mit einer trüben Unglückswolke überzogen, ward die Anzahl der Bürger ungemein vermindert.

Um dem Uebel abzuhelfen, stelleten Cäsar und August die Censur wieder her, und machten sich selbst zu Censoren, trafen auch in der That verschiedene dem Ehestande günstige Anordnungen.

Cäsar setzte denen ansehnliche Belohnungen aus, die viele Kinder hatten. Er griff die Weiber von der Seite der Eitelkeit an, und verbot denenjenigen, die noch unter fünf und vierzig Jahren waren und weder Mann noch Kinder hatten, Schmuck von Edelgesteinen zu tragen, und sich der Sänfte zu bedienen.

August vermehrte die Belohnungen, und legte neue Strafen auf. Er suchte die Römer zu überzeugen, daß die Stadt nicht in den prächtigen Häusern, den Bogengängen, den öffentlichen Plätzen, sondern in der Anzahl der Menschen bestände, die immer das erste und zugleich das schätzbarste Gut des Staats sind. Er machte ihnen die bittersten Vorwürfe, daß sie nur deswegen im ehelosen Stande lebten, damit sie in ausschweifender Zügellosigkeit leben könnten. „Ein jeder von euch, rief er, hat „seine Tisch- und Bettgenossinnen an seiner „Seite, und ihr sucht bey euren Unord„nungen nur Ruhe und Bequemlichkeit zu haben.„

Um diesen Unordnungen abzuhelfen, gab er das Gesetz, das man Lex julia pappia poppaea, von den Nahmen der damaligen Consuln, nannte. Der Verfasser sieht dasselbe mit Recht als einen Codex von Gesetzen, oder als eine systematische Sammlung aller Verordnungen an, die in diesem Betracht gegeben werden konnten. Es war dasselbe, sagt er, der schönste Theil der bürgerlichen Gesetze der Römer.

Man legte darin dem Ehestande und einer Anzahl von mehrern Kindern die Vorzüge, das ist, die Ehre und den Rang in jedem Falle bey,

welche die Römer dem Alter aus Ehrerbietung einräumten.

Man legte dem Ehestande an und für sich selbst, ohne auf die aus demselben zu erzeugenden Kinder Rücksicht zu nehmen, gewisse Vorzüge bey; und dies nannte man das Recht der Ehemänner, das Männerrecht.

Noch andere Vorzüge gab man denenjenigen, die Kinder hatten, und dies hieß das Kinderrecht.

Noch größere Vorzüge räumte man solchen Eltern ein, die drey Kinder hatten, und dies nannte man das Recht dreier Kinder (Ius trium quatuorve liberorum).

Der Verfasser erinnert, daß man diese drey Dinge nicht mit einander vermischen müsse. „Es waren gewisse Vorrechte, sagt er, die „die Verheiratheten allezeit genossen, als zum „Beyspiele, ein besonderer Platz in den Schau„spielen. Aber es gab auch andere, die sie nicht „eher genossen, als bis sie Kinder hatten, und „die ihnen auch Leute, die mehr Kinder als sie „hatten, nicht nahmen.“

Verheirathete Männer, die die größeste Anzahl Kinder hatten, hatten den Vorzug, wenn sie um Ehrenstellen ansuchten, und den Rang, wenn sie dieselben bekleideten.

Der Consul, der die meisten Kinder hatte, bekam die Fasces zuerst; auch hatte er die Wahl unter den Provinzen.

Der Senator, der die meisten Kinder hatte, stand auf der Liste der Senatoren oben an, und er sagte immer seine Meinung zuerst.

Als Vater konnte man vor Erreichung der Majorennität zu den obrigkeitlichen Aemtern gelangen; jedes Kind erwarb die Dispensation von einem Jahre.

Die Anzahl von drey Kindern befreite von allen persönlichen Lasten.

Die freigebornen Ehefrauen, die drey Kinder, und die freigelassenen, die vier Kinder hatten, waren der durch die Gesetze ihnen auferlegten immerwährenden Tutel des Mannes entnommen.

Neben den Belohnungen gab es auch folgende Strafen.

Wer nicht verheirathet war, der konnte durch das Testament eines Auswärtigen nichts erhalten.

Wer zwar verheirathet war, aber keine Kinder hatte, der bekam von Vermächtnissen nur die Hälfte.

Der Ehemann und die Ehefrau konnten vermöge einer Exemtion von dem Gesetze, wel-

ches ihre reciproke testamentarische Disposition einschränkte, einander Alles schenken und vermachen, wenn der eine oder der andere von ihnen Kinder hatte; hatten sie keine Kinder, so konnten sie vermöge des Ehestandes nur den zehnten Theil von der Erbschaft bekommen; und wenn sie Kinder aus einer andern Ehe hatten, so konnten sie sich einander so viel Zehntheile schenken oder vermachen, als sie Kinder hatten.

Entfernte sich ein Mann von seiner Frau aus einer andern Ursache, als in Angelegenheiten des Staats, so konnte er sie nicht beerben.

Das Gesetz ließ einem Manne oder einer Frau, wovon der eine Theil den andern überlebte, zwei Jahre Zeit, sich wieder zu verheirathen, und nach der Scheidung anderthalb Jahre.

Die Väter, die ihre Kinder nicht verheirathen, oder ihren Töchtern keine Männer geben wollten, wurden dazu durch obrigkeitliche Gewalt angehalten.

Man untersagte die Verlöbnisse, wenn die Heirath länger als zwei Jahre aufgeschoben werden sollte; und weil man eine Tochter nicht eher, als bis sie zwölf Jahre alt war, verheirathen durfte, so konnte man sie nicht früher, als mit zehn Jahren verloben. Denn das Ge-

setz wollte nicht, daß man ihr vergeblich beiwohnen, und unter dem Vorwande der Verlobung oder Versprechung die Ehestandsrechte genießen sollte.

Einem Manne der sechzig Jahre alt war, ward verboten, eine funfzigjährige Frau zu heirathen. Denn, nachdem man dem Ehestande so viele Vorrechte eingeräumet und ausgesetzt hatte, so wollte man keine Ehen, aus welchen sich keine Kinder erwarten ließen, mehr gelten lassen.

Aus eben der Ursache erklärte man die Ehe einer mehr als funfzigjährigen Frau mit einem noch nicht sechzigjährigen Manne für eine ungleiche Ehe.

Um Niemanden in Ansehung der Wahl einzuschränken, verstattete August allen Freigebornen, die keine Senatoren waren, freigelassene Frauenzimmer zu heirathen.

Das pappianische Gesetz untersagte den Senatoren die Ehe mit Freigelassenen und mit Komödiantinnen.

Zu Ulpians Zeiten verbot das Gesetz den Freigebornen, Personen von schlechter Lebensart, Komödiantinnen, und solche Personen, die durch ein öffentliches gerichtliches Urtheil waren verdammet worden, zu heirathen. In den Zeiten der Republik wußte man von Ge-

setzen dieser Art nichts; denn die Censur stellete solche Unordnungen sogleich wieder ab, oder hinderte es, daß dergleichen Verbindungen nicht vollzogen werden durften.

Personen, die sich wieder das ausdrückliche Verbot der Gesetze verheiratheten, wurden eben so bestraft, als solche, die gar nicht heiratheten.

Die Gesetze, durch welche August die Erbschaften und Vermächtnisse dererjenigen, die derselben verlustig oder unfähig erklärt waren, dem öffentlichen Schatze zuerkannte, wurden mehr für fiscalische, als Staats- und bürgerliche Gesetze angesehen. Mithin vermehrete sich dadurch nur der Widerwille gegen den Ehestand. Man sah sich daher genöthiget, theils die Belohnungen der Angeber zu vermindern, theils ihrer Raubsucht Schranken zu setzen, theils auch diese verhaßten Gesetze selbst zu mildern und abzuändern.

Ueberdem entkräfteten die Kaiser sie in der Folge selbst durch die Privilegien der Männerrechte, der Kinderrechte, der Drei-Kinder-Rechte, durch die Dispensationen von den Strafen. Man gab das Männerrecht auch den Soldaten. August ward von den Gesetzen, die die Befugniß, Sklaven freyzulassen einschränkten, ingleichen von dem Gesetze, das die Befugniß Vermächt-

mächtnisse zu machen untersagte, ausgenommen und frei gesprochen.

Die philosophischen Secten führten die Gewohnheit oder vielmehr die Sectensitte ein, daß man sich öfters und lange Zeit Geschäften wegen von Hause entfernte. Diese unglückselige Aussaat brachte denn die unglückselige Frucht hervor, daß man sich aller Sorgen für seine Familie entschlug, mithin eine Nachkommenschaft tödtete und das menschliche Geschlecht vernichtete.

Constantin's Gesetze hoben die in den pappianischen Gesetzen bestimmten Strafen auf, und sprachen owohl die Nicht-Verheiratheten, als die Verheiratheten, die keine Kinder hatten, von denselben frei.

Theodosius der jüngere schaffte die Zehntheilsgesetze ab, die den Verschreibungen, Vermächtnissen oder Schenkungen, die Mann und Frau, wie bereits vorhin bemerkt ist, einander nach Maaßgabe der Anzahl ihrer Kinder machen konnten, einen weit größern Umfang gaben.

Justinian erklärte alle die Ehen für gültig, die nach den pappianischen Gesetzen verboten waren.

Nach den alten Gesetzen konnte Niemanden die natürliche Befugniß, die ein Jeder hat,

sich zu verheirathen, und Kinder zu bekommen, genommen werden. Auch hob das pappianische Gesetz die den Vermächtnissen entgegen stehende Bedingung, ingleichen den Eid, sich nicht zu verheirathen und Kinder zu bekommen, den der Herr seinen Freigelassenen ablegen ließ, gänzlich auf. Aber man sieht doch aus den Verordnungen der Kaiser wiederum Clauseln hervorgehen, die diesem alten Rechte widersprechen.

Es ist kein ausdrückliches Gesetz vorhanden, wodurch die Vorrechte und Ehrenbezeigungen, die die alten Gesetze dem Ehestande und der Anzahl mehrerer Kinder beilegten, aufgehoben worden sind. Seitdem man aber unter den Christen denenjenigen, die nicht heiratheten, beträchtliche Vorzüge einräumte, wie dies die Justinianischen Gesetze thun; so konnte der Ehestand keine Vorrechte und keine vorzügliche Ehre mehr behalten. Hier macht nun freilich der Verfasser dem ehelosen Stande, der aus einem religiösen Bewegungsgrunde gewählt wird, ein ehrenvolles Compliment; desto bitterer aber beklagt er den durch Liebe zur Ausschweifung eingeführten Cälibat, der eine Ursache wird, daß eine so große Anzahl reicher Wollüstlinge nicht in den Ehestand treten, um

sich desto bequemer ihren Unordnungen zu überlassen.

Ehe der Verfasser dieses Kapitel schließt, so vergißt er nicht, des so abscheulichen Gesetzes von der Aussetzung der Kinder noch zu gedenken. Er macht es uns bemerklich, daß kein römisches Gesetz vorhanden gewesen sey, das eine so unnatürliche That verstattete, und daß das Gesetz der zwölf Tafeln an den Ordnungen der ersten Römer, die in diesem Stück eine sehr gute Policei hatten, nichts geändert habe; daß man aber dieselbe nicht mehr befolgt habe, nachdem die Beobachtung dieser guten Ordnung durch den Luxus erschwert, nachdem getheilter Reichthum Armuth genannt, und von dem Vater die Meinung angenommen worden sey, daß er das, was er auf seine Familie verwendete, als verlohren ansehen müßte, und er diese Familie nur durch ein beträchtliches Eigenthum auszeichnen und in Ansehen setzen könnte.

Um uns den Zustand der Welt nach der Zerstörung des römischen Reichs desto besser übersehen zu lassen, merkt der Verfasser an, daß die Anordnungen und Verfügungen, die die Römer zur Vermehrung ihrer Bürger trafen, eben so wie die übrigen Gesetze, wodurch Rom zu seiner Größe erhoben ward, so lange

ihre Wirkung thaten, als die Republik bei der kraftvollen Stärke ihrer Verfassung nichts weiter zu thun hatte, als den Verlust zu ersetzen, den sie durch ihren Muth, durch ihre Standhaftigkeit, durch ihre Liebe zum Ruhme, und selbst durch ihre Tugend litt. Indem die Römer diesen Verlust wieder gut zu machen suchten, glaubten sie ihre Gesetze, ihr Vaterland, ihre Tempel und Hausgötter, ihre Gräber, Freiheit und Güter zu vertheidigen. So bald aber die weisesten Gesetze dem Verluste nicht mehr abhelfen konnten, der durch das allgemeine Sittenverderben dem Staate verursachet wurde, und doch im Stande war, dies große Reich in eine Wüstenei zu verwandeln, weil Niemand, so zu sagen, mehr übrig war, der den Umsturz desselben und die Vertilgung des römischen Namens beklagt hätte; von dieser Zeit an lähmte eine Fluth von gothischen, getischen, sarazenischen und tatarischen Nationen nach der andern gleichsam alle Nerven dieses großen Staatskörpers, und hemmte jede Bewegung dieser ungeheueren Maschiene, so daß in kurzer Zeit den barbarischen Völkern keine andere als barbarische Völker zu vertilgen mehr übrig blieben.

In dem Zustande, in welchem Europa nach diesem fürchterlichen Umsturze und nach diesem so erstaunlichen Schlage sich befand,

würde man kaum geglaubt haben, daß es sich je hätte wieder erholen können, insonderheit da es unter Karln dem Großen nur ein einziges großes Reich ausmachte. Aber es ging in Ansehung der Volksmenge oder Menschenzahl eine merkwürdige Veränderung vor. Nach Karln dem Großen zertheilte sich Europa, vermöge der Beschaffenheit der damaligen Regierungsform, in eine Menge kleiner souverainer Staaten. Jeder kleine Herr, der bloß in der Vielheit der Einwohner seiner Dorfschaft oder Stadt, worin er seinen Sitz hatte, seine Sicherheit fand, bestrebte sich, sein Land blühend zu machen. Dies geschah mit so gutem Erfolge, daß, aller Unregelmäßigkeiten, alles Mangels an Handelskenntnissen, und einer zahllosen Menge von Kriegen und Streitigkeiten ungeachtet, es damals in den meisten europäischen Ländern mehr Menschen gab, als heutiges Tages darin vorhanden sind, wovon die erstaunlichen Kriegesheere in den Kreuzzügen ein redendes Zeugniß ablegen.

Die Schiffahrt, die sich seit den letztern beiden Jahrhunderten so sehr vermehret hat, hat theils mehr Einwohner zuwege gebracht, theils hat sie auch viele weggenommen. Man muß Europa nicht als einen besondern Staat ansehen, der freilich, allein genommen, eine große

Seemacht ausmachen würde. Dieser Staat würde alsdann an Menschenzahl sehr zunehmen, weil alle benachbarten Nationen herzueilen würden, um an dieser Schiffahrt Antheil zu nehmen. Es würden von allen Seiten Matrosen dahin kommen. Aber Europa ist von der übrigen Welt theils durch wüste Länder, theils durch die Religion abgesondert, indem es fast überall von muhammedanischen Völkern umringt ist, und findet daher auf diese Weise keinen Ersatz.

Aus diesem Allem macht denn der Verfasser den sehr gegründeten Schluß, daß Europa Gesetze bedarf, die die Fortpflanzung der Menschheit begünstigen; und da der Mangel derselben gerade das Uebel ist, an welchem die meisten Regierungen am meisten krank liegen; so verdienet die Vermehrung der Menschen desto mehr Unterstützung.

Der Verfasser, weit entfernt diese Stützen in besondern Einrichtungen und Verfügungen zu suchen, und noch weit weniger in Belohnungen von Wundern und außerordentlichen Dingen, wie die Verleihung von Vorrechten für zwölf Kinder seyn würde, fodert nichts weiter als allgemeine Belohnungen und allgemeine Strafen, so wie sie die Römer forderten, und er zieht dabey nichts weiter, als die Natur

auf den Furchen der Aecker und in den Hütten der Landleute, zu Rathe.

Mit Recht kann man sagen, daß er die Fürsten von der Majestät des Throns herabsteigen läßt, um sie in jene unglückseligen Landgegenden zu führen, in welchen die Natur eben so sehr verunstaltet ist, als die Menschen, die daselbst ihren armseligen Aufenthalt haben. Als ein Augenzeige des verlassenen Zustandes dieser Länder, deren Wunden jedoch nur denen unheilbar zu seyn scheinen, die die Kraft weiser Gesetze nicht kennen, und durchdrungen von den Klagen, dem Aechzen und Seufzen, dem Geiste der Trägheit und Gleichgültigkeit dieser blassen, abgemergelten, hagern Landbewohner, die das Siegel ihres Unglücks auf der Stirn tragen, schlägt er so vernünftige Mittel und Maaßregeln zur Abhelfung ihrer Leiden vor, daß man sie mit Recht als eine Frucht des Nachdenkens einer weisen Seele, die nur Gutes zu stiften sucht, ansehen muß. Da dieser einzige, mit lauter aufgeklärten und wohlthätigen Absichten angefüllte Abschnitt, gleichsam das weiseste Gesetzbuch für die Regierungsverwaltung enthielt, das je ein Fürst abfassen lassen kann, der sich nicht sowohl als den Herrn sondern als den Vater seines Volks ansieht; so wird man mir es Dank wissen, wenn ich ihn hier ganz ab-

schreibe. „Ist ein Staat durch besondere Un-
„glücksfälle, durch Krieg, Pest oder Hungers-
„noth entvölkert, so sind Mittel vorhanden,
„ihm wieder aufzuhelfen. Die Menschen, die
„noch übrig geblieben sind, können den Geist
„der Arbeitsamkeit und des Fleises an Ort und
„Stelle unterhalten, können ihr Ungluck wie-
„der gut zu machen, ihren Verlust zu ersetzen
„suchen, können selbst durch ihr Unglück noch
„fleisiger werden, als sie es vorhin waren.
„Das Uebel ist nur alsdann fast unheilbar,
„wenn die Ursache der Entvölkerung tiefer
„liegt, wenn sie aus einem innern Fehler, aus
„einer schlechten Regierungsverfassung ent-
„springt. Dann sterben die Menschen an einer
„Krankheit, die sie selbst nicht einmal mehr be-
„merkten, und die ihnen durch die Länge der
„Zeit zur Gewohnheit worden war. Geboren
„in Noth und im Elende, unter der Gewalt-
„thätigkeit und den Vorurtheilen der Regie-
„rung fielen sie oft hin, wie die Fliegen, ohne
„einmal die Ursachen ihres Todes zu wissen.
„u. s. w.

„Um einen auf solche Weise von Menschen
„entblößten Staat wieder zu bevölkern, läßt
„sich auf die Kinder keine Rechnung machen,
„die etwa darin geboren werden könnten.
„Dazu ist es nicht mehr Zeit. Menschen, die

„in Wüsteneien leben, haben weder Muth „noch Fleiß. Von Feldern und Aeckern, von „welchen sich ein ganzes Volk nähren könnte, „wird man kaum so viel ernten, daß sich eine „Familie davon ernähren ließe. Der gemeine „und geringe Mann in solchen Ländern hat „nicht einmal an dem Elende derselben, das „ist, an den wüste und braach liegenden Flu- „ren, womit sie angefüllet sind, Antheil. Der „Fürst, die Städte, die Großen, verschie- „dene angesehene Bürger, sind nach und nach „Eigenthümer des ganzen Landes geworden; „es liegt unbebauet; aber die zu Grunde ge- „gerichteten Familien haben ihnen die Weide- „freiheit auf demselben überlassen, und so „hat denn die arbeitende Menschenclasse nichts „behalten.

„Bey einer solchen Lage der Dinge müßte „man in dem ganzen Umkreise des Reichs eben „das thun, was die Römer unter entgegenge- „setzten Umständen thaten, müßte bey dem „Mangel an Einwohnern den Weg einschlagen, „den sie bey dem Ueberflusse an Einwohnern „einschlugen, müßte liegende Gründe, und „wüste Plätze unter alle diejenigen Familien „vertheilen, die nichts haben, müßte ihnen die „Mittel verschaffen, sie urbar zu machen und „zu bebauen. Diese Vertheilung müßte in der

„Maaße geschehen, in welcher die Armen im
„Stande wären, davon Gebrauch zu machen,
„so daß ihnen kein Augenblick zur Arbeit ver-
„loren ginge."

Was für glückliche Folgen lassen sich nicht von den vortreflichen Grundsätzen, und den Mitteln erwarten, die der Verfasser in diesem Abschnitte vorschlägt, den Ackerbau aufzumuntern, und Hände und Pflüge in Bewegung zu setzen, um öde, ungenutzt liegende Felder und Ländereien fruchtbar zu machen! Er zeigt vermittelst seiner großen Beurtheilungskraft, die jedesmal auf den rechten Fleck trift, daß der blühende oder unglückliche Zustand eines Landes von einer guten oder schlechten Regierung abhange; daß ohne Eigenthum, welches gleichsam die Pflegemutter des Ackerbaues und der Landwirthschaft ist, Alles verloren sey; eine Anmerkung, die er bereits anderswo bey Gelegenheit der entgegengesetzten Gewohnheit in den Morgenländern gemacht hat, in welchen der Despotism s eben dadurch, daß er den Geist des Eigenthums unterdrückt, die gänzliche Vernachläßigung des Landbaues verursachet.
„Man bauet daselbst nur Häuser, worin man
„wohnen und das Leben sichern kann; man
„macht keine Gräben, pflanzt keine Bäume;
„man zieht Alles aus der Erde, und giebt ihr

„nichts wieder; Alles liegt braach und unbe„stellt, Alles ist wüste und öde.“ Der Verfasser, dem überall das öffentliche Wohl am Herzen liegt, zeigt sehr einleuchtend, daß große und weitläuftige Landgüter von oft unübersehbaren Gränzen eine wahre Pest für die Cultur des Landes sind. Endlich bemerkt er noch, daß nichts so sehr eine väterliche Regierung ankündige, als eine ununterbrochene Aufmerksamkeit, die Landesbewohner zur Arbeit aufzumuntern. Diese großen Wahrheiten, wenn man sie gehörig einsieht und erwägt, sind vermögend, den Landbau und die Bevölkerung selbst in dem Kothe der Sümpfe und Moräste wieder zu beleben.

Diese Liebe zur Arbeit, und folglich auch die Verabscheuung des Müssigganges, welche der Verfasser einzuflößen sucht, führet ihn zu einer Anmerkung, die vielleicht einem großen Theile der Menschen unbegreiflich scheinen wird, gleichwohl aber nur mehr als zu gegründet ist. Er sagt nämlich, die Bevölkerung kann durch die Anlegung von Hospitälern und Armenhäusern unter gewissen Umständen begünstiget, unter andern Umständen hingegen sehr gehindert und geschwächet werden. Man muß von dem Verfasser bei der so ausnehmenden und aufgeklärten Menschenliebe, die auf jeder Seite seines Buchs hervorleuchtet, nicht die Meinung

schöpfen, als wenn er nicht wüßte, daß die wahre und eigentliche Armuth etwas Heiliges und ehrwürdiges sey, daß wirkliche Arme mit Ehrfurcht angesehen, als gleichsam mit einem öffentlichen Charakter bekleidete Menschen betrachtet werden müssen, und daß folglich ihre Unterhaltung die älteste und durch die gültigsten Vorrechte beglaubigte Schuld des Staats sey, die derselbe abzutragen sich nicht weigern kann. Aber er hat gleichwohl eben so viel Ursache zu sagen, daß die Armuth nicht als ein Uebel oder als ein Unglück angesehen werden müsse, weil es denjenigen Armen, die arbeiten können und die die Arbeit nicht scheuen, nicht an ehrlichen und ehrenvollen Mitteln fehlt, sich selbst zu helfen. Mithin hat er nicht Unrecht, wenn er sagt, daß die Hospitäler in den Handelsländern nothwendig sind, und daß in denselben, weil viele Leute nichts weiter als ihre Kunst oder ihr erlerntes Handwerk und Lebensgeschäft verstehen, der Staat Greise, Kranke und elternlose Kinder unterstützen müsse. Reichthum, sagt er, setzt Kunstfleiß voraus; da aber bey so mancherlei Zweigen des Handels und Gewerbes es nicht anders seyn kann, als daß bald der eine, bald der andere leidet und herunter kommt, so muß der Staat den Arbeitern, die in Noth gerathen, geschwind zu Hülfe kommen,

da denn, wenn die Noth nur augenblicklich oder nicht von langer Dauer ist, auch die Hülfe nur von eben der Art, das ist, nur eine vorübergehende Unterstützung, ein Beistand auf eine Zeitlang seyn darf. Ist aber die Nation arm, so entsteht auch die Privat-Armuth aus dem allgemeinen Elende. Dieser Privat-Armuth können alle Hospitäler in der ganzen Welt nicht abhelfen; im Gegentheil vergrößert der Geist der Trägheit und des Müssiggangs, der durch die Armenhäuser eingeflößt wird, die allgemeine Armuth und folglich auch die Privat-Armuth, noch weit mehr, wie davon verschiedene mit Hospitälern angefüllete Länder sprechende Zeugen sind, in welchen alle Bettler und Müssiggänger mit der größten Bequemlichkeit zu leben haben, und nur diejenigen um ihr Brodt bekümmert seyn müssen, die sich durch den Fleiß ihrer Hände nähren, ein Handwerck treiben und dem Handel obliegen.

Der Verfasser, um seinem Werke Vollkommenheit zu geben, eine Vollkommenheit, die darin bestand, daß er Alles auf gewisse allgemeine Regeln und so zu sagen, auf einen Vereinigungspunkt zurückbrachte, bestrebt sich, diejenigen, die der Himmel so sehr geliebt hat, daß er sie zu Gesetzgebern ausersah, gleichsam an die Hand zu fassen und sie mit desto größerer

Sicherheit zu leiten. Nachdem er also die Gesetze von allen Seiten angesehen, sie in Hinsicht auf die Staatsverfassung, die bürgerliche Freiheit, die politische Freiheit, die Trutzmacht, die Schutzmacht, das Klima, den Boden, den Gemeingeist, den Handel, die Bevölkerung betrachtet hat; so untersucht er nun die Gesetze in Betreff der verschiedenen Ordnungen der Dinge, worüber die Gesetze Verfügungen machen. So wie der Größe und Wichtigkeit dieses einer kraftvollen und erhabenen Seele würdigen Gegenstandes nichts gleich kommt; so kann man auch sagen, daß der Verfasser hier seinen Geist einen neuen Schwung nehmen läßt, und eine ganz neue Laufbahn versucht.

Er zählt die verschiedenen Zweige der Rechte auf, nach welchen die Menschen regiert werden; das göttliche Recht, das Naturrecht, das Kirchenrecht, das Völkerrecht, das Staatsrecht, das Eroberungsrecht, das bürgerliche Recht, das Hausrecht.

Da er weis, daß die Hoheit der menschlichen Vernunft darin besteht, daß sie weis, zu welcher von diesen verschiedenen Ordnungen vornämlich die Dinge gehören, über welche man Verfügungen treffen soll, und daß sie die verschiedenen Rechte nicht mit einander vermischet, nach welchen die Menschen regiert werden müs-

sen; so setzt er die Gränzen und den Standpunct fest, wo das eine Recht stehen bleiben und wo das andere anheben muß. Diese Gränzen sind bei der Gesetzgebung zur Festigkeit des Gebäudes so unumgänglich nöthig, daß man ohne dieselben diese so sehr wichtige Wissenschaft nur durch kleinliche und unerhebliche Streitfragen, die die ganze Wirkung der Gesetze in Verwirrung setzen könnten, nur entkräften würde.

Sonach scheint mir die in diesem Buche enthaltene Abhandlung den Verfasser von der glänzendsten Seite zu zeigen. Er zeichnet sich zuförderst dadurch aus, daß er uns durch eine lichtvolle Zusammenstellung eine allgemeine Uebersicht des Ganzen giebt, und dann übertrift er sich gleichsam selbst in der Ausführung der verschiedenen Rechte, die die Erbfolge, die die Pflichten der Väter, der Ehemänner, der Herren, der Sklaven, die die Ehen, das Volks- und Bürgerrecht, das Eigenthum der Güter, die Unverletzlichkeit der Gesandten, die öffentlichen Tractaten, die Pflicht begangene Verbrechen zu bessern und nicht zu bestrafen, die unter besondern Umständen eingegangene Verbindlichkeiten betreffen.

In dieser ganzen Ausführung kündiget Alles einen Kopf an, der gewohnt ist, die Gegenstände von

allen Seiten anzuschauen, der aber auch weiß, Alles im Großen anzusehen, und in einem einzigen Gedanken Dinge zu zeigen, die eine große Menge anderer verrathen. Indem der Verfasser zu der Quelle der göttlichen Gesetze, der Gesetze der Natur, die das Bild der ewigen Ordnung und Weisheit sind, der kirchlichen Gesetze, der Staatsgesetze, der Gesetze und Rechte, die die Nationen gegen einander beobachten, hinauf steigt; so zieht er, so zu sagen, die Gränz-Linien zwischen den verschiedenen Rechten, damit der Gesetzgeber in Stand gesetzt werde, nach der verschiedenen Ordnung derselben über die wichtigsten Angelegenheiten mit Sicherheit zu verfügen. Er räth, die geheiligten Rechte der Krone und der Kirche mit Klugheit und Vorsicht zu gebrauchen; nicht über die Erbfolge und Rechte der Staaten nach eben den Grundsätzen zu entscheiden, nach welchen man die Erbfolgen und Rechte zwischen Privatpersonen entscheidet; nicht die Gerechtsame, die das Eigenthum betreffen, mit den Gerechtsamen, die aus der Freiheit, das ist, aus dem Volks- und Bürgerrechte entspringen, zu vermischen; Vergehungen wider die bloße Policey, die man nur zu bessern suchen muß, von großen Vergehungen wider die Gesetze, die man bestrafen muß, mit weiser Mäßigung zu unterscheiden. Er

trennet

trennt die Grundsätze des bürgerlichen und des Staatsrechts von denenjenigen, die aus dem Völkerrechte herfließen, und flößet auf diese Weise gegen die geheiligten und wechselseitigen Gerechtsame der Nationen Ehrfurcht ein. Um von den unbegränzten Einsichten des Verfassers in diesem Stücke eine Probe zu geben, will ich nur einen einzigen Zug anführen. „Wenn die „Gesandten, sagt er, es mißbrauchen, daß sie „Repräsentanten ihrer Mächte sind; so läßt „man sie aufhören es zu seyn, und schickt sie „nach Hause; man kann sie sogar bey ihrem „Herrn verklagen, der alsdann ihr Richter und „ihr Mitschuldiger wird." Diese zwey Wörter enthalten mehr, als alle großen Bücher der Publicisten, in welchen die große Frage, wer der spruchfähige Richter der Gesandten sey, abgehandelt wird.

Nach Bestimmung dieser Gränzen der verschiedenen Rechte, nach welchen die Menschen regieret werden, setzt nun unser Verfasser seinem Werke dadurch die Krone auf, daß er noch einige sehr vortrefliche, die Art und Weise Gesetze abzufassen, betreffende Regeln hinzufügt. Er verlangt eine gedrängte, einfache, anspruchslose, nicht pralerische Schreibart; einen zweckmäßigen, der Sache angemessenen und ihr eigenthümlichen Ausdruck; Worte, mit welchen alle

und jede Menschen einerlei Begriffe verbinden; durchaus keine weitschweifigen unbestimmten Ausdrücke; keine Spitzfindigkeiten, weil das Gesetz nichts anders, als die einfache Sprache eines Vaters ist, der mit seiner Familie spricht; keine Ausnahmen, Einschränkungen, Modificationen; keine unnützen Gesetze; keine Gesetze, bey welchen Ausflüchte Statt finden; keine Abänderung eines Gesetzes ohne hinlängliche Ursache. Er empfiehlt, daß die Ursache des Gesetzes eines Gesetzes würdig sey, daß das Gesetz nicht wider die Natur der Sachen streite. Er fordert auch, daß der Gesetzgeber wohl wissen müsse, in welchen Fällen man einen Unterschied in Ansehung seiner Verfügungen zu machen habe, und unterrichtet uns, eine durch ein bloßes Rescript ertheilte Entscheidung oder auch eine zuweilen verwilligte besondere Gnade von einer allgemeinen Verordnung wohl zu unterscheiden.

Von einem Gesetzgeber fordert der Verfasser nicht nur einen hellen, weitsehenden Verstand, sondern auch als worauf noch weit mehr ankommt, ein gutes Herz. Denn der Gesetzgeber ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, der Schutzengel der Staaten.

Aufrichtigkeit soll also den Charakter des Gesetzes ausmachen, Rechtschaffenheit und

Wohlmeinung überall aus demselben hervorleuchten. Er will, daß der Geist der Mäßigung der Geist des Gesetzgebers sey, und er hat völlig Recht. Denn ein weiser Gesetzgeber muß selbst die Güte zu mäßigen selbst die Güte da aufhören zu lassen wissen, wo sie die Gränzen überschreiten, wo sie gemißbraucht werden könnte, und er muß die Menschen auf dem Mittelwege zwischen beiden Extremen hindurch führen. Er beklagt es sehr bitter, daß aus den Gesetzen fast immer die Vorurtheile, und was noch schlimmer ist, die Leidenschaften der Gesetzgeber hervorleuchten.

Endlich entwickelt der Verfasser noch den Geist einiger griechischen und römischen Gesetze, um uns desto besser zu zeigen, wie man bey der Abfassung der Gesetze auch wohl nach andern Grundsätzen zu verfahren pflege. Sonach bemerkt er, daß Gesetze, die sich von den Absichten des Gesetzgebers zu entfernen scheinen, dennoch denselben oft sehr gemäß sind; daß Gesetze, die einerlei und dieselbigen zu seyn scheinen, nicht immer einerlei Wirkung und Erfolg, auch nicht immer einerlei Bewegungsgrund haben, oder auch zuweilen ganz von einander unterschieden sind; daß Gesetze, die einander zuwider zu seyn scheinen, zuweilen aus einer und derselbigen Quelle entspringen. Er belehret uns,

wie und auf was Weise zwei von einander abweichende Gesetze mit einander verglichen und vereiniget werden können; daß man die Gesetze weder von der Person oder der Sache, weswegen sie gegeben sind, noch von den Umständen, wodurch sie veranlasset wurden, trennen müsse; daß es zuweilen gut sey, ein Gesetz durch sich selbst zu verbessern und zu erklären.

Dies ist das Skelet dieses vortreflichen Werks. Aus dem schwachen Umrisse, den ich hier entworfen habe, wird man, so unvollkommen er auch ist, zur Gnüge ersehen können, daß in diesem, über den Geist der Gesetze geschriebenen Buche, überall Präcision, richtige Wahrheit, und eine bewundrungswürdige Ordnung herrscht; eine Ordnung, die vielleicht den Augen Derer nicht sichtbar ist, die nicht anders als mit dem Stabe des Schul-Systems in der Hand, von einer Schlußfolge zur andern fortgehen können, und immer von Definitionen, Divisionen, Subdivisionen und Distinctionen geleitet werden müssen; die aber jedem aufmerksamen Kopfe im hellesten Lichte erscheint, sobald er nur fähig ist, die aus den Principien fließenden Folgen von selbst hinzuzufügen, und dabei geschickt genug ist, in die Kette erwiesener Wahrheiten diejenigen, die daraus folgen, und die in den Augen der Kenner gleich-

sam

sam nur mit einem durchsichtigen Schleier bedeckt sind, hineinzurücken und beide mit einander zu verbinden.

Seine majestätische, kraftvolle, aber immer gedrungene Schreibart ergiebt gleichfalls, wie sehr der Verfasser auf das Nachdenken des Lesers gerechnet hat. Die vorzüglichen Schönheiten, die aus seinen Ausdrücken hervorleuchten, können nicht besser empfunden werden, als wenn man selbst mit dem Leser der alten Schriftsteller vertraut ist; wie denn der Verfasser überall eine gewisse der Alten eigenthümliche Miene, die sich dadurch bemerklich machte, daß sie eine der Majestät der Sache angemessene Stärke mit der naivesten Annehmlichkeit und den feinsten Nüanzen der Worte verband, beizubehalten weiß. Ich übertreibe die Sache nicht, wenn ich sage, daß, wenn ich nach dem Buche des Verfassers den Polyb, Cäsar und Tacitus hinter drein lese, es mir vorkommt, als wenn ich meine Lektüre nicht veränderte. Es geht mir in diesem Betracht eben so, als wenn ich in unserer königlichen Gallerie unter einem Gedränge von Fremden spatziren gehe, wo man den Gegenstand nicht zu verändern glaubt, wenn man das Auge von den Bildsäulen der Griechen auf die Bildsäulen

von Michael Angelo, und von der Venus der Tribune auf Titian's Venus wirft.

Nachdem ich so viel von dem Werke des Autors geredet habe, so würde man es mir ohne Zweifel schlechten Dank wissen, wenn ich den Leser von meiner Arbeit unterhalten wollte. Mag der billige Leser sie aus der Arbeit selbst beurtheilen, wofern er anders sich überwinden kann, des Verfassers Werk auf einen Augenblick aus der Hand zu legen, wie man ehedem die Bilder der Götter zu verbergen pflegte.

Ich habe bei dieser Arbeit die Absicht, die Aehnlichkeit in der Art zu denken zu zeigen, *) die zwischen dem Verfasser und den größesten Köpfen aller Zeiten Statt findet. Aber der Himmel verhüte es, daß man daraus nicht die Folge ziehen möge, als wenn ich dadurch dem schätzbarsten Vorzuge seines Werks der in der Schöpferkraft seines Geistes besteht, einen empfindlichen Streich hätte versetzen wollen! Man muß es gestehen, es war dem mit so vorzüglicher Stärke ausgerüsteten Genie unsers Verfassers aufbehalten, vermittelst der schätzbaren Zusammenkettung abgerissener und

*) In Anmerkungen, die er zu dem Buche l'Esprit des loix gemacht hat. Die Herausgeber.

vereinzelter Gedanken, die man bisher als zerstreuete und gleichsam unbrauchbare Materialien angesehen hatte, ein so schönes Lehrgebäude aufzuführen. Mithin verdient mein Bischen Schulgelehrsamkeit, wenn sie der Gelehrsamkeit des Verfassers, die so ganz schöpferisch ist, an die Seite gesetzt wird, kaum den Nahmen von gelehrten Wissen, indem sie gleichsam nur vom zweiten Range, nur Handlangerie ist; und fast möchte ich sagen, daß ich nur ein Reisender bin, der bei dem Anblicke einer grossen Pyramide ein Vergnügen findet, das Gerüste zu untersuchen, das zur Ausführung derselben gedient hat.

Ich mache mir Hoffnung, daß der Verfasser mein Vorhaben genehmigen wird. Sollte er dabey etwas finden, das seinen Wünschen gemäß wäre, so würde ich mich für einen der glücklichsten Menschen halten. Denn es ist gewiß der Gipfel des Glücks, für den Fortschritt der menschlichen Vernunft, den einzigen Gegenstand des Verfassers und seines unsterblichen Werks, zu arbeiten.

Montesquieu's Brief

an den

Abt Bertolini.

Ich habe die beiden Bruchstücke von Ihrer Vorrede *) mit aller Aufmerksamkeit durchgelesen, und ich ergreife sogleich die Feder, um Ihnen zu sagen, daß sie mich entzückt haben. Und wenn ich sie gleich nicht habe ansehen können, ohne daß meine Eigenliebe sich mit in's Spiel mischte, weil ich

*) Die vorstehende Schrift hatte, als sie an Montesquieu überschickt wurde, den Titel Vorrede, weil sie nach des Verfassers Absicht dem Esprit des loix vorgedruckt werden sollte, welches aber nachher nicht geschehen ist. Die Herausgeber.

mich darin so treflich heraus geputzt finde, als wenn es Festtag wäre; so glaube ich doch nicht, daß ich darin so viele Schönheiten hätte finden können, wenn sie nicht darin gewesen wären. Nur eine einzige Stelle ist darin, die ich wegzustreichen bitte. Dies ist der Paragraph, der die Engländer betrift, und worin Sie sagen, daß ich die Schönheit ihrer Regierungsform besser, als ihre eigenen Schriftsteller, in's Licht gesetzt hätte *). Wenn die Engländer dies wirklich so finden, so kann man gewiß versichert seyn, daß diejenigen unter ihnen, die ihre Schriftsteller besser, als wir, kennen, so edelmüthig seyn und es sagen werden; und so wollen wir ihnen denn die Untersuchung dieser Frage selbst überlassen. Inzwischen kann ich mich nicht enthalten, Ihnen zu sagen, wie sehr ich darüber erstaunt bin, daß ein Ausländer unsere Sprache so sehr in seiner Gewalt hat; und dann muß ich Ihnen auch für die Schutzrede danken, worin Sie, Sie, mein verehrlicher Freund, die Sie mich so gut kennen, mich gegen Leute vertheidigen, die mich so unrecht verstanden haben, daß man darauf wetten könnte, sie hätten mich nicht einmal gelesen. Uebrigens

*) Diese Stelle ist weggestrichen worden. Herausgeber.

habe ich Ursache mir Glück zu wünschen, daß einige Stellen in meinem Buche Ihnen Gelegenheit gegeben haben, der großen Königin *) mit verdientem Lobe zu erwähnen. Ich habe die Ehre mit der aufrichtigsten Hochachtung und Verehrung zu seyn, u. s. w.

Montesquieu.

Paris den 31sten December 1754.

*) Der Kaiserin Maria Theresia, Königin von Ungarn.

LB Coburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Montesquieu, Charles Louis de Secondat <<de>>, / Küster, Elieser Gottlieb / Richter, Carl Heinrich Emanuel

Hinterlassene Schriften von Montesquieu nach seinem Tode als ein Nachtrag zu seinen Werken herausgegeben

Altenburg 1798

Coburg, Landesbibliothek -- B II 6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11916073-5